Vermischte
Abhandlungen
über
gemeinnützige
Materien,
welche
die Religion, Sittenlehre, Weltweisheit
und Oekonomie betreffen,

von
Johann Friedrich Mauch
Prediger zu Weihe, und der Königl. Großbritannischen
Churfürstl. Braunschw. Lüneb. Landwirth-
schaftsgesellschaft Mittglied.

Bremen,
im Verlage G. L. Försters.
1775.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Hochgebornen Herrn

Herrn

Benedix Bremer

Seiner Königl. Majest. von Großbritannien und Churfürstl. Durchlauchten von Braunschw. und Lüneb. wirklichem Geheimen Rathe und Staats-Minister.

Erbherrn zu Kadenberge, Geverstorff ꝛc.

meinem gnädigen

und

Höchstzuverehrenden Herrn

Hochgeborner Herr,

Gnädiger Herr Geheimter Rath!

Ew. Excellenz gegenwärtige Abhandlungen zuzueignen hätten mich zwar viele Betrachtungen abschrecken sollen, unter welchen die Erkenntniß des geringen Werths meiner Arbeiten eine der wichtigsten war. Dennoch hoffe ich für meine Dreistigkeit durch dasjenige Entschuldigung zu finden, was in dem Innersten meiner Seele vorgeht, so oft Deroselben hoher Name ihr gegenwärtig ist. Ich fühle mich alsdann von der lebhaftesten Ehrfurcht durchdrungen, die nicht so wohl Deroselben hoher Rang, als

vielmehr die persönlichen Vollkommenheiten erregen, welche jenen erst recht glänzend machen. Das Glück, ein Zeitgenosse derjenigen Jahre gewesen zu seyn, in welchen Dieselben zu Göttingen die gelehrte Laufbahn beschlossen, gewährte mir die Gelegenheit, Dero frühen Fleiß, die dadurch eingesammleten Schätze der Gelehrsamkeit, und die herrlichen Talente in der Nähe zu bewundern, wodurch Dieselben zu dem Glanz des Adels und der Ahnen die Würde der Wissenschaften hinzu fügten, und schon damahls Ihren Bewunderern Aussichten in künftige hohe Ehren und ersprießliche Dienste des Königs und des Vaterlandes eröfneten. Ausser dem habe ich das Glück gehabt, Dero Ruhm zu kennen, womit Zelle erfüllet war, als Dieselben ein dasiges hohes und weltberühmtes Gericht zierten. Zu dieser meiner bewundernden Ehrfurcht gesellet sich ein warmes Gefühl der Dank-

barkeit für hohes Wohlwollen, wovon die wiederholten gnädigen Aeusserungen mir ewig unvergeßlich bleiben werden. Sollte es daher nicht entschuldigt werden können, wenn ich den lebhaftesten Trieb mich hinreissen lasse, von diesen meinen mit Verehrung und Dankbarkeit erfüllten Empfindungen ein öffentliches Zeugniß abzulegen?

Ja, Gnädiger Herr! ich schmeichele mir mit der Hofnung einer gütigen Aufnahme auch solcher Arbeiten, die ich nicht höher, als für Früchte meiner Nebenstunden ausgeben kann, und davon ich gestehen muß, daß ich sie nicht zu Beweisen der Gelehrsamkeit und Wissenschaft bestimmet habe. Sie beschäftigen sich aber mit gemeinnützigen Sachen, mit Sachen, welche einen Einfluß so wohl in die häusliche Wohlfahrt, als in die höhere Glückseeligkeit haben können, die uns ein erleuchtetes Bekenntniß unserer

serer heiligsten Religion gewähret, mit Sachen, welche die äusserliche Ehre der Religion zu erhöhen zum Zweck haben. Und sollte dieser Charakter eines Buchs Ew. Excellenz nicht eben so angenehm seyn, als derjenige, welcher die Entdeckung tief verborgener, aber nicht so nützlicher Wahrheiten verspricht? Jedermann weiß, daß Ew. Excellenz den erleuchteten Verehrer der Religion mit dem Kenner der Wissenschaften in Dero Person verbinden, und daß die Beförderung des gemeinen Nutzens im Grossen eine derer edlen Sorgen ist, die nahe an Dero patriotischem Herzen liegen.

Meine eifrigsten Wünsche werden nie aufhören, alles Heil und dauerhaftes Wohl über Ew. Excellenz von Gott zu erringen. Darf ich dabey hoffen, an Deroselben Gnade und hohem Wohlwollen fernerhin einigen Antheil zu haben; so wird das ernstliche Bestreben,

mich solches Glücks, so lange ich lebe, immer würdiger zu machen, meine angenehmste Pflicht auf immer bleiben, worin ich mit vollkommenster Verehrung bestehe

Ew. Excellenz

Weihe, den 11 April,
1775.

unterthäniger Diener
Joh. Friedr. Mauch.

Vorerinnerung

an den

geneigten Leser.

Gegenwärtige Sammlung einiger vermischter Abhandlungen bestehet zum Theil aus Aufsätzen, welche ich ehemahls in das hannöv. Magazin habe einrücken lassen. Die mehresten wurden mit einigem Beyfalle gelesen,

weil sie gemeinnützig, und in guter Absicht entworfen waren. Dies hat mich ermuntert, sie von neüen zu sammeln, und mit andern in gleicher Absicht ausgearbeiteten Aufsätzen ihre Zahl so weit zu vermehren, daß daraus wohl zwey kleine Bändchen entstehen werden.

Ueberhaupt muß ich davon anzeigen, daß diese Abhandlungen Früchte meiner Musse und Nebenstunden auf dem Lande sind. Es sind Erholungen von mühsamern Geschäften und Arbeiten. Folglich durften sie mir keine grosse Mühe und Arbeit verursachen. Ich mache dadurch keinen Anspruch an das, was man gemeiniglich Gelehrsamkeit zu nennen pflegt. Vielmehr habe ich fürs vermischte Publicum geschrieben, und zum Zweck gehabt, gemeinnützige Sachen auf eine gemeinnützige Art vorzutragen. Das einzige, eines Gelehrten würdige Verdienst,

welches mir ein gütiger Freund dabey zueignen, und ich annehmen könnte, wäre, daß alles, was in diesen Blättern vorgetragen wird, aus *eigenem* Nachdenken geflossen sey, und ich keinen Begrif, keinen Gedanken, keine Wahrheit, fremder Beyhülfe, oder dem Nachschlagen anderer Bücher, zuzueignen habe. Doch wie kann ich das ein Verdienst nennen, was mir bey allen meinen Arbeiten durch lange und beständige Gewohnheit das Angenehmste und Leichteste worden ist?

Einigen meiner im hannöv. Magazin ehemahls erschienenen Aufsätzen werde ich keinen Platz in dieser Sammlung geben. Nicht deswegen, als ob ich von den darin geäusserten Einsichten abgewichen wäre, und sie widerrufte, sondern aus ganz andern Ursachen, und vornämlich deswegen, weil sie den mehresten Lesern nicht interessant seyn können, da sie sich auf Localumstände beziehen. Dahin

hin rechne ich die Abhandlungen von den Gemeinheiten und Weserteichen. Die erste braucht keine Wiederholung, weil etwas dahin einschlagendes in dem Anhange zur Frugalität vorkommen wird, und jetzt, nach so vielen Abhandlungen neuerer Schriftsteller, und darnach in andern Ländern wirklich genommenen oberlichen Maaßregeln, niemand die Wahrheit mehr bezweifeln kann: daß die Aufhebung der Gemeinheiten das nützlichste und nöthigste Geschäfte sey, was in jedem Lande zum innerlichen Wohl desselben vorgenommen werden kann. Die andere Abhandlung von den Weserteichen bleibt theils aus obangeführten Ursachen, theils deswegen zurück, weil tausend ihres gleichen eben so wenig nützen würden, indem besondere uns eigene Umstände obwalten, welche die Teiche in Schutz nehmen, und die ausgebreiteten Marschen ihrem traurigen Schicksale ohne Hülfe überlassen. Sonst

bleibt meine in dieser Sache ehemahls geäusserte Einsicht nicht nur noch eben dieselbe, sondern ist auch durch neue bey Teichbrüchen erlangte Erfahrungen noch mehr gestärkt, und zu der Gewißheit gebracht, mit welcher ich glaube, daß das Wasser nicht bergan laufe; ob gleich einer meiner Widersprecher mit diesem Satze: daß das Wasser bergan laufe, mich im hannöv. Magazin widerlegen zu wollen sich die Mühe gegeben hat.

Der geneigte Leser findet in diesem Bändchen vermischte Gedanken, die ich unter der Aufschrift **an meine Kinder** zusammen gefaßt habe. Um einer widrigen Vorstellung, die hiebey entstehen könnte: als ob ich mit einem Eigenthume des Publicums entweder meine Kinder beschenken, oder ein Geschenk der Kinder öffentlich zur Schau legen wolle, den Eindruck zu benehmen, merke ich dabey an: daß ich zwar die darin enthaltenen

tenen Wahrheiten grossentheils meinen Kindern mündlich eingeschärft habe, aber dennoch glaube, daß nicht nur jede andere Kinder dadurch von ihren Vätern von manchen schädlichen Vorurtheilen geheilet, und zur Tugend und Rechtschaffenheit angeführet werden können, sondern auch erwachsene Leser des vermischten Publicums daraus Nutzen und Nahrung mancher Tugend schöpfen mögen. Ich glaubte, daß die gewählte Aufschrift den darunter verfasseten Gedanken einige Empfehlung seyn würde, wenn zärtliche Väter darin etwas zu finden glauben könnten, das zur Beförderung der Wohlfahrt und Vollkommenheit ihrer Kinder dienlich wäre, und würde mich freuen, wenn viele Väter ihren Namen vor meine Gedanken setzen, und sie ihren Kindern zueignen würden, wenn auf diese Weise ein anscheinendes Geschenk meiner Kinder ein Geschenk zum Wiederverschenken für Väter würde.

Sollte,

Vorerinnerung.

Sollte, nach dem Urtheile manches Lesers, dieser erste Theil, wegen der darin enthaltenen wenigen Abhandlungen und seines engen Umfangs, dem gewählten Titel nicht völlige Genüge zu leisten scheinen; so bitte ich den folgenden zweyten Theil, der mit darunter begriffen ist, und mit dem ersten nur ein Ganzes ausmachet, zu erwarten, welcher dasjenige ausfüllen wird, was hier noch zu fehlen scheinen mögte. Vielleicht erscheinen darin Abhandlungen, welche außer ihrer Nutzbarkeit sich auch denen empfehlen werden, welche auf die Neuheit der Gedanken einen Werth setzen.

Der Verfasser.

In-

Inhalt.

I. Von der Frugalität. 1

II. Von den Hindernissen und Beförderungsmitteln der Frugalität. 42

III. Die Erndte. 71

IV. Die Menschen. 79

V. Von der menschlichen Glückseeligkeit, und den Mitteln sie zu befördern. 98

VI. Der Winter. 120

VII. Von dem Bösen in der Welt. 136

VIII. Vom Patriotismus. 184

IX. Vom Daseyn Gottes. 213

X. An seine Kinder. 241

I.

Die Frugalität.

— — — laudato ingentia rura, exigua colito.

VIRG.

Eine grosse Eigenschaft berühmter Männer, deren Ruhm aus dem entferntesten Alterthume, durch eine lange Reihe Jahrhunderte bis zu uns gekommen ist; eine herrliche Tugend, die eine Quelle des Reichthums der Familien, und des Wohlstandes der Länder, ein Gegengift wider die nagenden Sorgen, ein unfehlbar Mittel wider den in Verachtung stürzenden Mangel, wider die beschämende Armuth (alle Armuth und al-

ler Mangel schänden nicht), wider das mit eigener Schuld verknüpfte, mithin größte und bitterste Elend ist; eine so grosse, nützliche, nöthige moralische Vollkommenheit, findet in dem Reichthume unserer Sprache keinen Nahmen, und — darf ich es mit aller Verehrung gegen andere Vorzüge unserer Zeit sagen? — findet in unserm gegenwärtigen Weltalter wenig Verehrer. Hier erfüllet mich ein lebhafter Unwille, und ich werde in die Seele vieler meiner Mitbürger roth. Die grosse Tugend, davon ich handele, war in dem alten Rom bekannter, als in unserer heutigen Welt. Sie hieß frugalitas. Sie war das Glück der Menschen, als ein Attilius Regulus noch seinen Acker selbst bestellete, und vom Staube der eigenen Erde — beschmutzt? nein, geziert, den Ruf zur Bürgermeisterwürde in Rom, dem Haupte der Welt, erhielt; als eben dieser grosse Mann vom Siege über Carthago zu seinem Pfluge wieder zurück zu kehren wünschte, und ihn die Ruhe, die Stille, die Pflichten seines Hausstandes mehr rührten, als der ausserordentliche Glanz des bevorstehenden Triumphs, und alles, was der Ehrgeiz Reizendes und Versuchendes kennet. In diesem glückseeligen und güldenen Weltalter war es, da Frugalität das Wohl, die Gesundheit, die Zufriedenheit der Menschen unterstützte. Damahls lebten die größten Männer

ner am Ruder der Regierung in der mächtigsten Republik, unter deren Vasallen selbst Könige waren, von Brod, Feigen, Honig, Oehl, Bohnen, Rüben, Brey, Klümpen, Fleisch, und was ihnen ihre eigene Wirthschaft darbot. Damahls war statt weicher Betten hartes Stroh hinlänglich, daß Helden Schlaf und Ruhe fanden. Damahls kannte die glückliche Welt die Uebel noch nicht, wodurch unnützer Aufwand, Verschwendung, Mißbrauch des Vermögens, Wollust und Weichlichkeit die nachfolgenden ehernen Zeiten drückten. Könnte ein Quinctius Cincinnatus, ein Cato, und andere Männer jener frugalen Zeit in die weitausgebreiteten Sphären der Weichlichkeit, der Lüsternheit, der übertriebenen Wollüste, der theuren Tändeleyen und Puppenspiele mit veränderlichen Moden der uns nähern Zeiten hinein blicken; würden sie denn nicht geglaubt haben, die neuere Welt sey mit lauter Weibern angefüllt? Könnten sie die Armuth und den Mangel sehen, die wir mitten im Ueberflusse leiden, die Klagen über Nahrung und Auskommen hören, die bey reichen Mitteln dazu ausgeschüttet werden; könnten sie das zu den wesentlichsten Pflichten der Gesellschaft durch Schwelgerey erschöpfte Vermögen, die Pankeroute, die unnatürlichen Krankheiten, den beförderten frühen Tod, in ihrer Nachwelt, wahrnehmen, und

bemerken, was für eine grosse Zahl Menschen durch leibliche Väter und Mütter, durch Ehemänner und Ehefrauen, durch die nächsten Blutsfreunde, mit Pracht, Aufwand, und Belustigung, ins tiefste Elend gestürzet werden; so würden sie mitleidig glauben: eine feindseelige Gottheit habe ihre Nachwelt verdammet, ihren Witz und Verstand, ihre Güter und Vermögen nur zu eigener Marter anzuwenden, welche sie die Frugalität zu ihrer Glückseeligkeit hätte können brauchen lehren.

Inzwischen, o Vaterland! sehe ich nicht mit Entzücken einen Strahl der verehrungswürdigen Römischen Frugalität über dir wieder aufgehen, und das Gold des glücklichsten Weltalters deinen jetzt eisernen Zeiten in der Nähe entgegen scheinen? Giebt es nicht Hausväter in den glänzenden Reihen derer, die am Ruder sitzen, die als Helden zu Felde ziehen, deren Nahme noch unter der Zahl der Ahnen bey späten Enkeln ehrwürdig seyn wird? Wird nicht die Wirthschaft jetzt eine Wissenschaft? Giebt es nicht patriotische Gesellschaften, dadurch ganze Länder sich zu einem Zwecke verbinden, welcher der Frugalität am nächsten kommt? Noch einige Zusätze gieb, o Vaterland! deinen edlen Bemühungen, das Gold der ersten Zeiten wieder in Glanz zu bringen. Bringe aus deinem an grossen Männern fruchtbaren

baren Schooße einen deutschen Romulus, einen deutschen Licinius hervor! Gerechtigkeit und Polizey schaue mit prüfenden Blicken auch dahin, wo Gras und Aehren wachsen, und ihr Machtwort erschalle auch da, wo zwar vielleicht keine laute Kläger, aber doch stumme Fehler und verderbliche Unordnungen anzutreffen sind! Der Ernst deiner Väter steure der Pest des Landes, dem Luxus, durch heilsame Gesetze; und verbanne aus deinen grünenden Fluren die verderbliche Gemeinschaft, als das ewige Hinderniß der besten Nutzung!

Ich finde so viel Schönes, Erhabenes, Nützliches in dieser Tugend der Römer und anderer ausgestorbener Völker, daß ich den Reizungen nicht widerstehen kan, einen Versuch in der Bestimmung ihrer eigentlichen und wahren Natur zumachen, und darüber eine Abhandlung meinen Mitbürgern in der reinen Absicht zu übergeben, ihre Liebe zu einer Tugend zu erwecken oder zu stärken, die als ein starker Damm gegen das überhandnehmende Elend der Welt, wenigstens gegen einen grossen Theil desselben, angesehen werden muß. Ich werde diese Tugend erst in einiger Ferne ansehen, um sie von andern Gegenständen zu unterscheiden. Ich werde nächstdem sie ganz in der Nähe betrachten, und ihren eigentlichen Begriff fest setzen; und endlich ihre verschiedenen Ei-

 genschaften

genschaften vortragen, um dadurch, als so viel unterscheidende Züge, ihren ganzen Charakter auszubilden.

Die Frugalität gehört in das Geschlecht der häuslichen Tugenden, und betrift das Inwendige unsers Hauswesens, unser Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung, Lebensart, Regierung des Hauses, Kinderzucht, Bediente, Geräthschaften. Sie gehört nicht fürs Publikum, und erstreckt sich nicht über die Gränzen des Privatstandes. Ich werde mich dieser Anmerkung unten bey Gelegenheit wieder erinnern.

Ihr Nahme stammt von dem einfachen Worte fruges ab, welches bekanntlich so viel als Frucht, Erdengut, was zur Nothdurft des Lebens gehört, heißt. Ursprünglich will also Frugalität so viel bezeichnen, als wenn einer seiner Früchte und Erdengüter genießt, und darin genug findet, die Bedürfnisse seines Lebens zu stillen.

Dies stimmt mit den Gewohnheiten und Verfassungen der alten Römer, so lange sie frugal waren, überein. Es waren einem jeden römischen Bürger anfänglich zwey, in der Folge sieben jugera zu seinem Acker zugetheilet. Mehr Land war durch die Gesetze, auch den Vornehmsten, verboten. Ein Jugerum hat eine Aehnlichkeit mit dem, was wir einen Morgen nennen.

Es war so viel, als mit einem Joche Ochsen in einem Tage umgepflügt werden konnte. Solche 2 und nachher 7 Morgen wurden mit aller Klugheit und mit allem Fleisse bestellet, und bestmöglichst genutzet, und es wurde davon so viel an Getreide und andern Früchten gewonnen, daß eine jede Familie davon unterhalten werden konnte. Der Ackerbau war eine Kunst und Wissenschaft, die das größte Lob erwarb, und davon selbst Könige und die größten und gelehrtesten Männer Bücher geschrieben hatten. Wer nun von dem Seinigen lebte, damit auskam, und nichts weiter verlangte noch bedurfte, der hieß frugal.

Es hat, wie hieraus erhellet, die Frugalität eine Verwandschaft mit der Tugend, die wir einen guten Haushalt, eine kluge Wirthschaft nennen. Es zeigt sich aber gleichwohl zwischen einem guten Haushälter und einem Frugalen noch einiger Unterscheid. Denn der Begriff eines Haushälters fasset den eigenen Verbrauch des erzielten Guts nicht nothwendig in sich, der in dem Begriffe des Frugalen lieget, und lässet viel Absichten zu, welche die Frugalität ausschliesset. Wir können also bey aller Aehnlichkeit der Begriffe dennoch frugal nicht durch wirthschaftlich oder haushälterisch übersetzen. Die Frugalität hat ferner eine Aehnlichkeit mit den Tugenden der Begnügsamkeit, der Mässigkeit, der Sparsam-

keit. Es liegen von allen diesen Vollkommenheiten die Züge in ihr. Allein sie ist mehr, als alle drey zusammen. Bey Begnügsamkeit, Sparsamkeit, Mässigkeit fehlen die Begriffe des Reichlichen, des völlig Hinlänglichen, die der Frugalität eigen sind; und es finden bey jenen Tugenden die Vorstellungen statt, die man sich von Verleugnung, von Entziehung, von etwas, das wir uns fehlen lassen, macht, welche Vorstellungen die Frugalität nicht erweckt noch duldet. Ich halte also davor, daß man frugal weder durch mässig, noch durch sparsam, noch durch begnügsam übersetzen könne, obgleich alles dies die Frugalität gewissermassen in sich fasset.

Jedoch ich wende mich aus der bisherigen Ferne näher zu meiner Tugend. Mir deucht ich fehle nicht, wenn ich die Frugalität also beschreibe: **Sie ist die Tugend, oder das Vermögen, sein besitzendes Gut so zu gebrauchen, daß die natürlichen und wahren Bedürfnisse des Lebens dabey eine Befriedigung, und eine Genüge finden.**

Alle Umstände der alten Römer — o könnte ich sagen: meiner Landsleute! — rechtfertigen diesen Begriff. Ihre 2 bis 7 Morgen schafften den Bedürfnissen ihrer Familien eine Genüge. Sie wußten dieselben so zu nutzen, und das darauf erzielte Gut so zu brauchen, daß ihnen nichts

fehlte.

fehlte. Denn sie sahen nur auf die wahren und natürlichen Bedürfnisse des Lebens, nicht auf Pracht, nicht auf das, was Weichlichkeit, verwöhnte Begierden, und der Dienst der Wohllust erfodern.

Folgende Sätze, die sich auf den gegebenen Begriff beziehen, und ihn aus einander setzen, werden die Sache in ihr völliges Licht setzen, und den Zugang in das Heiligthum dieser Tugend eröfnen und erleichtern.

I.

Dem Frugalen fehlet nichts.

Der Begriff der Frugalität fasset eine gewisse Genüge in sich, welche menschliche Bedürfnisse durch diese Tugend finden, eine Genüge, so wohl der unverwöhnten Begierden, als auch der Güter selbst, die wir brauchen. Schliesset eine solche Genüge nicht allen Mangel aus?

Hier unterscheidet sich der Frugale von dem, welcher so mässig lebt, daß er in mancher Sache Mangel leidet, sich etwas entziehet, und seinen Begierden lieber Gewalt anthut, als sich die glückliche Genüge der Frugalität verschaffet. Ich sage Genüge. Und diese ist keine Fülle, kein Ueberfluß. Daher stehet Frugalität zwischen Mangel und Ueberfluß, zwischen Verschwendung und der filzigen Sparsamkeit in der Mitte.

Hieraus ist klar, was für einen starken Einfluß die Frugalität in die wahre Glückseeligkeit der Menschen habe. Was ist die Glückseeligkeit der Sterblichen anders, als eine Genüge ihrer Wünsche und Bedürfnisse? Ungestillte Bedürfnisse erregen Seufzer und Sehnen, Unzufriedenheit und Klagen. Kann man sich dabey eine Glückseeligkeit vorstellen? Die Genüge hingegen, welche unsere Bedürfnisse finden, erwecket Ruhe und Zufriedenheit. Und wenn dies nicht glücklich seyn heißt, so ist kein Glück auf Erden.

Sehe ich aus diesem Gesichtspunkte auf unsere Zeiten; wie wenig glückliche Mitbürger finde ich denn neben mir? Allenthalben ein Mangel der glücklichen Genüge! Allenthalben unbefriedigte Wünsche, ungestillte Bedürfnisse, Unzufriedenheit, Klage! Ich stelle mir einen Mitbürger, in einer von unsern Städten, in einer jährlichen Einnahme von 400 bis 600 Thaler vor. Müßte diese nicht weit eher den Bedürfnissen einer zahlreichen Familie die nöthige Genüge geben, als 2 oder 7 Römische Morgen Land? Und dennoch kann mein Mitbürger von seinen Einkünften, nicht einmahl, wie er sagt, eine Frau ernähren, und muß im ehelosen Stande bleiben. Ich höre allenthalben Wünsche, daß die Besoldungen, welche vielleicht vor verschiedenen Jahrhunderten ausgesetzt sind, gegenwärtig, da die

Preise

Preise aller Dinge so sehr gestiegen sind, und die Bedürfnisse des Lebens sich vermehret haben, erhöhet werden mögten, und klagen, daß man damit nicht mehr auskommen könne, was ehemahls noch etwas Uebriges ließ. Wodurch können solche Klagen, Wünsche, und Mängel befriedigt werden? Entweder durch Frugalität, oder durch nichts. Der Mann, welcher keine Frau ernähren zu können glaubte, und gleichwohl Reitpferde, Bediente, vielleicht gar Maitressen ernähret, Gold auf reichen Kleidern trägt, aus Silber isset und trinket, auf Pflaumenfedern ruhet, sich mit Atlaß decket, in Zimmern mit gewächsten Fußboden und tapezierten Wänden wohnt, und mehr begehrt, als vor hundert Jahren mancher Fürst begehrte, dieser Mann lerne etwas von seinem Ueberflusse entbehren, so wird ihm nichts fehlen; er lerne einigen Mangel an dem leiden, was Weichligkeit und Ueppigkeit erfodern, so wird er an wahren Gütern reich seyn, und die Genüge haben. Unsere Zeit hat Mangel und Ueberfluß zugleich, und seufzet bey beyden; sie ist arm und reich, und niemahls glücklich. Es fehlt ihr das glückliche Mittel zwischen beyden, die Frugalität.

2.

Der Frugale hat wenige und einfache Bedürfnisse.

Der gegebene Begriff läßt nur natürliche und wahre Bedürfnisse zu. Und diese sind nicht so zahlreich und zusammengesetzt, als es das Vorurtheil glaubt. Die Natur ist mit Wenigem vergnügt. Dies alte Sprichwort stimmt mit der Regel der christlichen Moral vollkommen überein: wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen. Hieraus lässet sich der Grund einsehen, warum nach meinem ersten Satze dem Frugalen nichts fehlet.

Der Frugale hat inzwischen seine Bedürfnisse so wohl, als der Verschwender, und ich will nicht, daß man sich denselben als einen Wilden in den Amerikanischen Wüsten vorstelle, der nichts bedarf, wenn er Schilf zur Hütte, und einige Kräuter, Früchte, und Säfte zur Nahrung hat. Reinlichkeit, Ordnung, Bequemlichkeit, und eine Art des Wohlstandes, sind Dinge, welche die Natur verlangt. Nur das ist dem Frugalen eigen, daß seine Bedürfnisse, die Bedürfnisse der Natur und Wahrheit sind, nicht des Vorurtheils, der Einbildung, der Gewohnheit, und daß er also weniger bedarf, als alle andere Menschen.

Wir haben in unsern Zeiten unendlich viele und zusammengesetzte Bedürfnisse, je nachdem wir immer weiter von der Natur und Wahrheit abgewichen sind, und Vorurtheile, verderbte Sitten, ausschweifende Begierden zu unsern Führern angenommen haben. Unser Essen und Trinken — wie zusammengesetzt und gekünstelt ist es? Wie viel gehört dazu, nach der Mode unserer Zeit satt zu werden? Unsere Kleidung — welch ein Chaos von Seide, Wolle, Linnen, Haaren, Fellen, Stoffen, Farben und Gestalten? Wenn man sie nach den Regeln der Vernunft, und dem wahren Endzwecke, prüfen wollte; würde man denn wohl darinn etwas natürlich finden, und nicht vielmehr alles Abweichung von der Natur nennen müssen? Unsere Ruhe — was erfodert sie an Parchent, Linnen, Drell, Federn, Daunen, Decken, Küssen, Pfühlen, Gestellen und Umhängen? Unsere Wohnung — welche zusammengesetzte Bedürfnisse setzt sie voraus, welch eine Menge von Geräthschaften? Müßte sich nicht ein wohlhabender Römer bey Anrichtung eines Hauswesens unserer Art, allein an Geräthschaften arm kaufen, welche nur eine wohl eingerichtete Küche erfordert? Ein Mann, dessen Glücksstand sich neiget, und dessen Familie der Zusammenlauf ungeduldigwerdender Gläubiger ein hartes Schicksahl drohet, kann allemahl seine

Frau,

Frau, wenn ihr ansehnlich Eingebrachtes verzehrt ist, trösten, wenn er sagt: Halte dich an die Geräthschaften, das Haus ist voll! Wir legen also unsere Capitalien zum Dienst des Ueberflusses an; nur Schade, daß wir dabey oft neunzig an hundert verlieren. Es ist offenbar, daß wir ohne Abbruch unserer Glückseeligkeit, ja mit Beförderung derselben, mit weit Wenigern auskommen könnten, als wir jetzt wirklich brauchen.

Es setzt mich in eine Art eines Erstaunens, wenn ich der Vervielfältigung unserer Bedürfnisse nachdenke, welche Moden, Gewohnheiten und eingebildeter Wohlstand eingeführt haben, und wie viel hundert Menschen sich in Bewegung setzen müssen, ehe nur ein Einziger erreichen kann, was er zu den Bedürfnissen seines Lebens rechnet, insonderheit seitdem wir gelernet haben, auch die Güter jenseits des Meeres mit in diese Rubrik zu setzen, und uns mit dem nicht mehr begnügen, was uns ein Welttheil darbietet. Sollten wohl die Produkte der Natur aus hundert Quellen, und die Geschäftigkeiten einer Compagnie Menschen hinlänglich gewesen seyn, daß ein Mann des Mittelstandes, oder besonders eine Dame, nur einen Tag in der Stadt nach dem Gebrauche der Zeit leben könne? Wie viel gehört allein dazu, nur einen Besuch nach dem eingeführten Wohlstande geben, oder nehmen zu können? Haben wir

nicht dazu auf dem einsamsten Dorfe die größten Städte, ja selbst die Colonien zu Surinam und Martinike nöthig? Ich beklage wahrlich mich, meine Freunde, und mein Zeitalter, daß wir so viele Bedürfnisse kennen.

3.

Der Frugale weiß die natürlichen und wahren Bedürfnisse von den falschen und eingebildeten zu unterscheiden.

Hierin liegt der Grund des vorhergehenden. Was Wunder, daß der Frugale wenig nöthig hat? Seine Tafel ist leicht besetzt, weil er Essen und Trinken nicht als einen Dienst der Eitelkeit und Wohllust, sondern der Natur ansiehet. Daher darf er Speisen und Getränke nicht aus fremden Ländern verschreiben, sondern findet sie schmackhaft und dem Zwecke der Natur gemäß in seinem eigenen Garten und in seiner Wirthschaft. Seine Ruhe ist leicht befördert, weil er sie als eine Erhohlung vom Arbeiten allenthalben findet, da sie den Müssiggänger auch in den weichsten Betten mit Atlas umhangen fliehet. Sein Haus mit Meublen zu versehen setzt ihn nicht in die Verlegenheit, darin wir manchen Anfänger erblicken, welcher den vor sich gebrachten Vorrath an die Auszierung der Wände und an die Ausfüllung der Zimmer, Börte und Schränke verwendet, und

denn fragt: woher nun Essen und Trinken, und Anlagen zu künftiger Nahrung?

O wie viel Vergnügen liegt, ausser der Erspahrung, in der Ausübung dieser Vorsicht der Frugalität, nur auf die wahren und natürlichen Bedürfnisse des Lebens zu sehen! Wenn wir unsere Mahlzeiten nach so viel Schüsseln zählen, als die Verschwendung Gänge dazu erfodert, und bey jeder Gasterey nur die überflüssigen Gerichte zurück bleiben; wie viel wird dadurch im Ganzen erspahret werden, hin und wieder eine Thräne eines Elenden abzuwischen, einen Hungrigen zu erquicken, einen nagenden Kummer eines Unglücklichen zu stillen, und unser Gut zu wahrhaftig göttlichen Endzwecken anzuwenden? So aber bleiben bey der unfrugalen Lebensart unserer Zeiten auch dem Wohlhabendsten wenig Mittel übrig, sich himmlische Ruhe auf dem Todbette zu stiften, und sich alsdenn über das Bewußtseyn verrichteter Liebeswerke freudig zu beruhigen, wenn man sich der Zeit nahet, da in richtiger Vergeltung aller Arbeiten auch kein Becher kaltes Wassers übersehen werden soll, der einem elenden Mitbruder zur Erquickung gereichet worden ist.

Es ist ein Vergnügen, und eine Pflicht der Menschlichkeit, gesellig und gastfrey zu seyn. Wer aber kann heutiges Tages dieses Vergnügens ohne ausserordentliche Beschwehrung geniessen?

Die Mahlzeiten, welche der Mittelstand nach dem gegenwärtigen Geschmacke giebt, müßten billig auf Jubelfeste, auf Geburtstags- und Kindtaufsfeiern, und ähnliche seltene Gelegenheiten eingeschränkt bleiben, wenn man nicht darüber verarmen soll. Wie oft könnten wir hingegen vergnügt mit einem Freunde zu Tische sitzen, ohne uns zu Grunde zu richten, wenn wir frugal, und mit 2 oder 3 ausgesuchten Schüsseln zufrieden wären?

Mit Vergnügen erinnere ich mich hier eines Zuges der Frugalität an einem Manne, welchen Verdienst und Geburt zu hohen Landeswürden gerufen haben, und welchem meine Verehrung schon länger als 20 Jahre eigen gewesen ist, so lange ich nämlich die Ehre gehabt habe, denselben persönlich zu kennen. Er gab einer Anzahl aus der Nachbarschaft seines in einen lachenden Zustand gesetzten Landguts geladener Gäste eine Mahlzeit, die bey allem Beyfall der Gäste dies Vorzügliche hatte, daß der verehrungswürdige Wirth sagen konnte: Meine Herren, ich habe heute das Vergnügen haben wollen, sie allein aus meiner Haushaltung zu bewirthen, und es ist ihnen kein Gericht vorgesetzt, welches meine eigene Wirthschaft nicht hergegeben hätte. Würde ein Attilius Regulus bey einer ähnlichen Gelegenheit nicht eben das gethan und gesagt haben? Leuch-

ten uns erst solche Muster vor; so ist Hoffnung, daß unsere Zeiten in Ansehung aller Stände frugal werden.

Man werfe mir nicht ein: die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils sey zu stark, etwas aufzuheben, welches man schon längst zum Wohlstande gerechnet hat. Wer herrscht über den Wohlstand, wer bestimmt ihn, und von wem nehmen wir die Regeln desselben her? Sind es nicht die Grossen in der Welt, welchen nachzuahmen, und im äusserlichen Scheine gleich zu werden, den mittlern und niedrigern Stand ein unwiderstehlicher Trieb fesselt? Eine Dame des Hofes, die in grossem Ansehen stehet, und auf welche aller Augen gerichtet sind, dürfte nur anfangen, Blätter von einem vor Alters heiligen Eichbaume statt anderer Zierden des Kopfes künstlich mit ihrem Haare vereinigen zu lassen, und zu tragen, und mit grünem Laube geschmückt öffentlich zu erscheinen; und ich fürchte, daß alle Eichbäume um grosse Städte herum bald ohne Blätter da stehen würden. Die Grossen sind die Schöpfer des Wohlstandes, und so wohl des Guten, welches darin ist, als auch des häufigern Unnatürlichen und Entbehrlichen, welches man dabey findet. Fangen diese nach der in Händen habenden Macht erst an, in häuslichen Dingen blos auf Natur und Vernunft zu sehen; wie bald

werden die zur Nachahmung geneigten geringern Stände auch im Guten und im Geschmacke an dem Natürlichen ihre Nachfolger werden, da sie so gar das Lächerliche und Uebertriebene von ihnen annehmen? Aber ausser dem, wer gebietet und verbietet im innerlichen Hauswesen? Wer ist daselbst unumschränkter Herr? Gewiß nicht der Wohlstand, der vornemlich nur in dem herrscht, was den äusserlichen und gesellschaftlichen Theil unsers Lebens angeht. Im Innersten des Hauses sind wir selbst Herren, Könige, Tirannen, und erkennen keinen neben uns, der hier Gesetze giebt. Gesetzt wir müßten also in dem Aeusserlichen des gesellschaftlichen Lebens noch Sclaven des unfrugalen Geschmacks unserer Zeit bleiben, und den Tirannen, die man Etiquette, Mode, Gewohnheit, Lebensart nennet, frohnen; wer verbietet uns denn, in unzähligen andern Dingen, die nicht unter so barbarischen Gesetzen, sondern in unserer freyen Willkühr stehen, in die Grenzen der Natur und Vernunft zurück zu kehren?

Unter die unnatürlichen Bedürfnisse des Lebens, welche die Frugalität verbannet wissen will, rechne ich mit Recht zwey Arten, die nicht anders, als durch den Gebrauch des stärksten Giftes gestillet werden können, welches von der Natur ist, daß es diejenigen, die es geniessen, einige Augenblicke sehr lustig macht, und aufwecket, hernach

geschwind tödtet. Diese Bedürfnisse mit ihren traurigen Gegenmitteln herrschen in Städten häufiger, als auf dem Lande. Sie heissen Spiel und Zeitvertreib. Man kan in Städten schwerlich einen Tag ohne dieselben hinbringen. Man bereitet sich, so bald man des Morgens das Bette verläßt, dazu vor, und schläft des Abends mit den Gedanken ein, wie man ihrer des andern Tages wieder geniessen möge.

Ich hasse eine übertriebene Sittenlehre, die sich immer bestrebt, das Register der Sünden zu vermehren, und da zu verbieten, wo Gott und die Natur nicht verbieten. Ich tadele alle Moralisten, die dasjenige, was der menschlichen Natur angemessen, was ihrer Wohlfahrt gemäß, folglich leicht und angenehm ist, zu schwehren abschreckenden Pflichten machen, und durch ihre zu hoch gespannte Forderungen mehr Lust und Neigung zum Laster, als zur Tugend machen. Ich tadele daher an sich weder Spiele noch Zeitvertreibe, und sehe beyden oft gerne mit heitrer Stirne zu. Wenn ich demnach davon behaupte, daß sie unnatürliche Bedürfnisse voraus setzen, und ein schädliches Gift sind; so sehe ich bloß theils auf ihre Art, theils auf ihren Mißbrauch. Unsere frugale Vorwelt spielte auch. Aber ihre Spiele waren edel, unschuldig und nützlich. Sie bestunden in Leibesübungen, welche die menschliche

Maschine vollkommener, härter, geschwinder machen konnten, in Dingen, welche den Geist schärften, und die Neigungen vom Müssiggange, von Weichlichkeit abziehen, und zum Muth, zur Tapferkeit, zur Arbeitsamkeit anfeuren konnten. Die Turniere, die Ritterspiele, die Wettläufe, die Kämpfe, das Ringen, das Jagen und Verfolgen wilder Thiere, das Schachspiel, gehörten unter diese edle Arten der Spiele und Zeitvertreibe. Man betrachte dagegen unsere Karten- und Würfel- und so genannte Hazardspiele, dabey es blos darauf ankömmt, andere ärmer, und sich selbst reicher zu machen, dabey den Gewinn nicht das geringste Verdienst krönet, weil er auf einem bloßen Glücksfalle beruht, der dem Dümmsten so leicht, als dem Klügsten sich zuneiget, dabey unmenschliche Gesinnungen voraus gesetzt werden, denn es ist unmenschlich, sich über den Schaden des Nächsten zu freuen, und das zu wünschen, was jenem schmerzlich und nachtheilig ist. Man erwäge, wie niederträchtig alle solche Spiele sind, indem dabey alles aufs Geld, nichts auf Ehre, Ruhm und wahre Vergnügung ankömmt; wie wird man dabey einen Helden, einen Patrioten, einen Weisen, einen Menschenfreund, einen Gerechten, der jedem das Seinige gönnt, und keines fremden Guts begehrt, erkennen, wenn man in einer sonst angesehenen Gesellschaft einen jeden um

die Ducaten des andern würfeln sieht, und bey allen den lebhaften Eifer wahrnimmt, ihre guten Freunde brodtlos, ja oft ehrlos und unglücklich zu machen? Daß Hazardspiele oft diese, und allemahl solche Folgen haben, die die Ordnung des Hauswesens verwirren, darf ich wohl nicht erst beweisen. O mögte ich so viel betrübte Folgen des Spiels nicht kennen, die nichts geringers, als das verscherzte Glück einer ganzen Lebenszeit in sich fassen!

Sind die übrigen gewöhnlichen Zeitvertreibe der Städte der Natur und Frugalität gemässer? Was kostet es, täglich in Gesellschaften zu gehen, folglich alles das besitzen zu müssen, was die Mode und der Geschmack der Zeit, in Ansehung der Kleidungen und der Meublen, erfordert? Was wird dadurch im innern Hauswesen, oder im Amte versäumet? Wie wird ein Gemüth vereitelt, von der Arbeitsamkeit ab, zum Müssiggange hingezogen, wenn man keinen Tag ohne Gesellschaft leben kann? Und wie ist es möglich, daß solche gewöhnliche Caffeegesellschaften jemand vergnügen können, der sie ein= oder zweymahl gesehen hat? Herrscht nicht darin eine ewige und sehr ermüdende Einförmigkeit ohne alle Abwechselung? Kann man nicht aus einer, hundert andere, beurtheilen? Wenn diese Zeitvertreibe das Alltägliche sind; was ist denn die Arbeit?

heit? Gewiß das Seltene und Feierliche! Kann dabey Tugend und Wirthschaft bestehen? Verlieren nicht hier die Zeitvertreibe ihre Natur und Absicht, wornach sie seltene Erhohlungen von schweren Arbeiten seyn solten, wenn sie in die Stelle der täglichen Arbeiten treten? Wird alsdenn nicht die Ordnung der Natur verkehret, wenn ein ganzes menschliches Leben ein bloßer Zeitvertreib wird, und der Hunger und Durst darnach in keiner Stunde nachläßt? Da wir tausend schöne und angenehme Künste kennen; die herrlichsten Bücher und Schriften haben, die belustigend bessern können; unzählige Mittel wissen, uns angenehme Arbeiten zu machen, und der Ermüdung durch die Abwechselung mit andern Arbeiten zuvor zu kommen; sollte denn in unsern Zeiten ein wohlgeartetes und denkendes Gemüth noch wohl Zeitvertreibe verlangen, die nichts nutzen, die offenbar schaden, das Gemüth vereiteln, grosse Kosten veranlassen, das Hauswesen verwirren, die nöthigen Geschäffte und Arbeiten stören? Wahrlich solche Spiele und Zeitvertreibe sind in ihrer Art und in ihrem Mißbrauche unsern Zeiten eine Schande.

4.
Pracht, Vorzug und Grösse ist niemahls der Endzweck des Frugalen, in dem Gebrauche seines Guts.

Der frugale Römer suchte nur durch Verdienste ums Vaterland groß zu werden, und die Bezwinger der Welt waren ihrem Hause klein, und kleiner, als in unsern Städten mancher Bezwinger des sich auflehnenden Lehrjungen.

In dem Gegentheile dieser Eigenschaft der Frugalität legt sich das Lächerliche recht deutlich zu Tage. Man sucht in Pracht und Aufwande eine Grösse. Der Stolz unserer Zeit ist ausschweifend, und verkennet den Unterscheid der Sphären, die in der Welt sind, und seyn müssen. Man will immer aus seiner eigenen in eine höhere fliegen. Die Flügel fehlen, und man kriecht, und macht sich durch mancherley unnatürliche Stellungen den Zuschauern lächerlich. Welche lächerliche Scenen stellen sich dem Frugalen dar, wenn er die Bemühungen der Menschen, durch Pracht, Aufwand, Reichthum, oder wohl gar blos durch dessen Schein, groß zu werden, übersieht? Aus diesem falschen Grunde wendet der Bauer bey grossen Städten so viel auf, daß er bürgerlich scheinen möge. Der Bürger lebt so, daß zwischen ihm und einem Bedienten

des Landes kein Unterscheid bleibt. Der Bediente tritt in die Sphäre des Adels; und dieser sucht denen nichts nachzugeben, die am Ruder sitzen. Und diese — — Hier heißt mich die Ehrfurcht schweigen, und läßt mich nur so viel bemerken: vor diesen durch eigene Grösse Erhabenen sollten sich billig alle diejenigen schämen, die den Mangel innerliches Werths durch Pracht und Aufwand zu ersetzen suchen, und den grossen Zwischenraum zwischen jenen und ihnen durch Schein und Dunst auszufüllen suchen.

Was für ein kindisches Mittel ist es doch, durch Reichthum oder dessen Schein, den man im Luxus und in der Verschwendung oft lügnerisch darlegt, vornehm, groß und geehrt werden zu wollen? Ist Reichthum eine Ehre? Ist er gewissen Ständen eigen? Kann er nicht ohne alle Verdienste, ja oft mit beflecktem Gewissen, folglich durch Schande, erworben werden? Bleibt nicht ein reicher Bauer allemahl ein Bauer? Bleibt nicht ein reicher Bürger allemahl ein Bürger? Wohlerworbener Reichthum ist ein Glück, und selbst ein grosses Glück. Das gestehe ich gern. Er kan zu den edelsten Endzwecken angewendet werden. Er ist ein grosses Glück, sonderlich in unserer jetzigen Welt, und in unserm Erdtheile. Allein er giebt weder Verdienste, noch Ehre und Vorzüge. Er verändert

keinen Stand und keine Ordnung der Welt in die andere. Könnte ein Esel reich werden, oder ein Glück erleben; so würden seine Ohren dadurch nicht einen Strohalm breit kürzer werden, noch würde sich seine Natur in die Art eines spanischen Pferdes verwandeln. Das einzige, was bey Reichthum und Vermögen Vorzüge und Ehre geben kann, ist sein kluger Gebrauch, und die dadurch an den Tag gelegte Tugend seiner Besitzer.

Das lächerliche Vorurtheil: Pracht, Reichthum, und Kleider, machen vornehm! was für Verwüstungen richtet es in der Welt an? Da fast ein jeder Stand in die Gränzen desjenigen, der über ihn ist, eintritt; so hat auch fast kein einziger in und durch sich selbst sein Auskommen. Prächtige Armuth und glänzendes Elend erfüllet die obere Ordnungen der Welt, und armseeliger Uebermuth, und elendes Großthun die niedrigen, alle aber Mangel und Elend. Diese fruchtbaren Mütter gebähren wiederum neue Mängel und Fehler. Fehler in Erziehung der Kinder, und in Versorgung der Unsrigen; Fehler in der so heiligen Treue und Glauben; Ungerechtigkeiten und unerlaubte Mittel, das wieder zu gewinnen, was man zerstreuet hatte. Alles zusammen genommen, macht eine Welt aus, die gewiß nicht unter allen moralischen möglichen die Beste ist.

Ich erinnere mich jetzt dessen wieder, was ich

ich anfangs voraus gesetzt hatte, daß Frugalität eine häusliche Tugend sey. Wenn ich daher im Privatstande Pracht und Aufwand verwerfe; so tadele ich damit keines weges alles, was Pracht, Aufwand, Kostbarkeit und Glanz des Reichthums heißt. Pracht herrsche in öffentlichen Werken. Kostbarkeit und Reichthum zeige sich in Dingen, welche dem Landesherrn zugehören, welche von der Macht, dem Reichthume, dem Ansehen eines Volks oder einer Gesellschaft zeugen können und sollen. Wohnungen und Palläste der Fürsten ohne Ansehen, Schönheit und Zierde, unterhalten die Begriffe und Empfindungen nicht, die wir von den Göttern der Erde zu hegen gewohnt sind. Oeffentliche Häuser der Städte ohne Vorzüge des daran gewandten Reichthums und der Kunst, sind Städten keine Ehre. Insbesondere kan ich es ohne Unwillen nicht bemerken, wenn eine Art der vorzüglichsten öffentlichen Gebäude, daran so wohl Gott, als eine ganze verbundene Gesellschaft der Menschen, Antheil nehmen, wenn Kirchen uns einen einfallenden Schaf- oder Viehstall, eine wüste Scheure, oder ein abschreckendes Gefangenhaus, ins Gedächtniß bringen. Hier herrsche Pracht, und alles, was der Reichthum, der Ueberfluß, die Kunst, Schönes und Vorzügliches hervor bringen können! Er ist es werth, der darin bey der Ver-

samm-

sammlung seiner Verehrer zu wohnen versprochen hat, daß seiner Majestät eine würdige Wohnung bereitet werde. Sollte er dessen wohl nicht werth seyn, wenn Menschen, seine Geschöpfe, werth sind, in schönen und prächtigen Häusern zu wohnen? Eine Gesellschaft, die aus allen Ständen der Welt, vom höchsten bis zum niedrigsten sich mit einander vereiniget, die in allen Gesellschaften der Welt ihres gleichen nicht hat, eine Gesellschaft, die zu Religionsübungen, zu dem erhabensten Endzwecke zusammen tritt, in welcher sich der Erhabenste zu dem Geringsten herab läßt, sollte die wohl wünschen, daß sie nach einem gestüzten, nichts weniger als einladenden und anziehenden, sondern vielmehr abschreckenden, ekelhaften, dumpfigen, unreinlichen Gebäude, das man Kirche nennet, beurtheilet werde? Sollte diese Art öffentlicher Gebäude nicht durch ihr Aeusserliches ein Zeugniß ablegen, daß sie auch Hohen, Vornehmen, und Reichen zu gehöre? Können sich daran, ohne Schande der ganzen Gesellschaft, blos die Spuren der betrübtesten Armuth zeigen? Hamburg mag stolz auf seine neue Michaeliskirche seyn; und das Pabstthum maasse sich in diesem Stücke eines grossen Vorzugs vor uns an.

5.

Der Frugale braucht und nutzet alles, was er hat, und nichts ist bey ihm überflüssig.

Was über die bedürftige Genüge ist, wird von dem Frugalen eben so wohl zum Uebel gerechnet, als was darunter ist. Zahlreiche Bibliotheken, die nur zur Schau da stehen, und um von den Motten gefressen zu werden, davon der Eigenthümer nicht einmahl, ohne sein Gedächtniß zu überhäufen, die Titel der Bücher kennen kan, sind dem Frugalen ein sehr unnutzer Ueberfluß. Häuser, darin man sich verlieret, und den Wirth nicht finden kann, deren Unterhaltung einen grossen Theil der jährlichen Einkünfte auffrißt, und deren kleinster Theil doch nur genutzt wird, gehören unter die unnützen Lasten. Meublen die nur den Raum beengen, und davon oft ein Theil unter das Dach gesteckt werden muß, erregen bey mir allemahl den Wunsch, daß sie in rohen unbearbeiteten Materialien irgend in einem Feurungsbehältnisse liegen möchten. Bediente, deren Menge nur ein Haus verwirret und belästiget, sind, wofern sie nicht aus dem Bettelstande genommen worden, und die Zahl der Herumläufer zu vermindern nützen, aus frugalen Häusern verbannt. Aufwartungen von ihnen anzunehmen,

die man mit mehr Bequemlichkeit und Kürze sich selbst leisten kan, ist lächerlich und überflüssig.

Ich schweige hier von dem, was in Kleidungen, Essen und Trinken, bey Erziehung der Jugend, überflüssig ist, und überlasse dies dem Nachdenken meiner Leser; weil ich statt einer Abhandlung Bände in Folio schreiben müßte, wenn ich hier allen Ueberfluß erschöpfen wollte. Ich müßte die theuren Stoffe bürgerlicher Kleider, die Bedeckungen der Brust, des Halses und Kopfes, mit einem Gewebe, das man sonst nur zum Fisch- und Vogelfange brauchte, die Brillanten, die auf den Schuhschnallen derer glänzen, deren viertel- oder halbjährige Einkünfte zu ihrem Ankaufe kaum zureichen, die Galanteriehändler, die Priester des Luxus berühren, durch welche Frankreich gewisser, als durch viele Luxenburge und Grafen von Sachsen einen beständigen Sieg über Deutschland davon zu tragen, und unsere Kräfte durch Eroberung unsers Geldes zu schwächen weiß.

6.

Der Frugale hasset den übertriebenen Geschmack am Ausländischen.

Ist nicht das mehreste Ausländische überflüssig? Tische, Commoden und ander Hausgeräthe von Mahaganyholze, wozu nützen sie vor

denen,

denen, welche aus unserm schönen, dauerhaften inländischen Holze verfertigt werden, ausser daß sie theurer sind, und unser Geld aus dem Lande bringen? Sind unsere Eichbäume, Nuß-Birn-Aepfel-Pflaumen-Lindenbäume nicht hinlänglich, unsere Bedürfnisse an Hausgeräthe zu befriedigen? Ist der Thee der Chineser besser und gesünder, als der, welcher von inländischen Kräutern bereitet werden kann, oder hat er nicht seinen Vorzug vielmehr von unsern Vorurtheilen erborgt? Ich bin versichert, daß wir dem Coffee der Indianer ein inländisches Gewächs an die Seite setzen könnten, das ihn entbehrlich machen könnte, wenn wir es der Mühe werth achteten, einem jezt nothwendigen und sich immermehr vergrössernden Aufwande aller Familien abzuhelfen, der unser Land um unermeßliche Summen verarmen macht. Wenigstens bin ich mehr als einmahl in der Einbildung Coffee zu trinken, ohne Bewußtseyn meines Irrthums, betrogen worden, und ich stelle mir vor, daß diese Kunst, die Einbildung zu hintergehen, bereits in manchem Wirthshause wohnt, und daraus erlernet werden könnte. Die Krämer wissen sich den sehr hoch gestiegenen Geschmack am Ausländischen wohl zu Nutze zu machen. Man frage einen Herumläufer, der aus einem Laden der nächsten Stadt das Schlechteste einkauft, was daselbst nicht abgesezt

werden konnte, ob nicht alles, was er bis zum Zahnstocher verkauft, Englisch sey?

7.

Der Frugale bestrebt sich, so viel möglich, sich selbst genug zu seyn, und in sich selbst und in seiner Wirthschaft die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu finden.

Es würde der menschlichen Natur zu viel Ehre seyn, wenn ich dies im strengsten Verstande und ohne Ausnahme behaupten wollte. In diesem Sinne ist die Genügsamkeit an sich selbst eine Vollkommenheit nur des Allervollkommensten. Ich sage daher nur: der Frugale bestrebt sich, so viel möglich, und zwar in häuslichen Dingen, sich selbst genug zu seyn. Wer siehet nicht, daß dies den Character des Frugalen sehr erhebe? Wäre es möglich, daß der Frugale sich selbst Arzt, Apotheker, Sachwalter, und alles übrige, wozu wir der Dienste anderer Leute bedürfen, seyn könnte, so würde er es seyn. Sein Fleiß, sein Nachdenken, ist wenigstens dahin gerichtet, anderer Leute so viel zu entbehren, als immer möglich ist. Was er in seinem Hauswesen zu seinem Zwecke dienlich findet, das wird er mit einem wahren Vergnügen dem Fremden und Gekauften vor=

vorziehen. Ein selbst zugezogenes und zugeritte-nes Reitpferd ist ihm weit angenehmer, als ein gekauftes, das von andern die ganze Schule gelehret worden ist. Das Fleisch eines auf eigener Weide fett gewordenen Ochsen ist ihm schmackhafter, als das, was aus Jütland verschrieben wird. Sieht er sich gezwungen für manche Bedürfnisse auswärts Rath zu suchen; so trachtet er doch dagegen etwas zu vertauschen, was ihm seine eigene Wirthschaft geschenket hat, und was er füglich entbehren kan. Muß die nahe Stadt ihm verschiedene Nothwendigkeiten des Lebens liefern; so bemüht er sich, ihr dagegen an ländlichen Producten, an Leinen, Drell, Flachs, Früchten, Viehe, so viel wieder zu liefern, daß er entweder nur getauschet hat, oder noch einen Ueberschuß behält, so daß die nahe Stadt ihn nöthiger, als er sie hat. Hat er an einer Gattung Güter einen Ueberfluß; so fehlen ihm andere Gattungen nicht, die er wirklich nicht hat. Er macht es nicht, wie Ackerleute, die jährlich einerley schlechte Frucht säen, und denen, die einsehen, daß ihr Land bessere und einträglichere Früchte tragen könnte, antworten: wir haben die schlechten am nöthigsten. Als ob man nicht für die besten und theuresten gar leicht schlechtere kaufen könne. Es ist ein angenehmes Studium, welches ein beruhigendes Vergnügen belohnt,

wenn man seine Wirthschaft so einzurichten sucht, daß man ausser derselben so wenig als möglich bedarf.

Es hat mir ungemein gefallen, was ich auf einem sehr angesehenen adelichen Hofe, woselbst viele Bediente in Livree gehalten wurden, bemerket, daß keiner darunter war, welcher nicht eine Profession gelernt hatte. Es konnten auf diesem Hofe verschiedene Handwerker dadurch entbehret werden. Wäre dies nicht in Häusern, darin viele Bediente gehalten werden, ein Mittel, vieler theurer Bedürfnisse entübrigt zu bleiben, wenn diese Bediente von den Handwerkern gewählet würden, die man am häufigsten nöthig hat? Unsere Handwerke sind überdas von der Art, daß ein Mensch von einigem Genie und Fleisse, gar leicht in einem Dutzend Meister werden könnte; und ich freue mich allemahl über einen Mann in meinem Dorfe, der diese Anmerkung bestätigt, und der ein ganzes Haus ohne einige Beyhülfe eines andern Handwerkers, den Schmid und Fenstermacher ausgenommen, erbauet, indem er ein Zimmermann, ein Drechsler, ein Tischler, ein Maurer, ein Gipsarbeiter, ein Ofensetzer, und alles dies in keinem stümpermässigen Grade der Vollkommenheit ist, und ausserdem Kenntnisse hat, die in andere Künste einschlagen. Seine Söhne arbeiten vom Vater

angeführt, wie er selbst, eine Woche mit Aexten und Hobeln, die andere mit Hammern und Kellen.

Auch die sittliche Genügsamkeit an sich selbst gehört dem Bestreben nach unter die Endzwecke des Frugalen. Er braucht seine Zufriedenheit durch keine Balls, Pickenicke und andere ähnliche Gesellschaften zu befördern. Seine Einsamkeit, die er ohne Eckel ertragen kan, ist ein unverwerflicher Zeuge seines Werths, und ich achte allemahl denjenigen hoch, der in dieser Probe nicht zu Schanden wird, und bey übrigen bekannten guten Eigenschaften ohne Ueberdruß einsam seyn kan.

8.

Der Frugale hütet sich mehr Bedürfnisse zu erdenken, als bereits vorhanden sind, und sucht vielmehr die Zahl derselben zu vermindern.

Er sucht sich selbst genug zu seyn. Dieser schöne Endzweck findet um so mehr Hindernisse, je grösser die Zahl der Dinge ist, die er nöthig hat. Könnte er ohne Thorheit einem Diogenes in der Tonne ähnlich werden; so würde er seinen Endzweck am ersten erreichen. Er sucht ihm daher so nahe zu kommen, als möglich.

Es muß diese Regel vornemlich bey Erziehung der Jugend geübt werden, daß derselben ja nicht bekannt werde, was über die gewöhnlichen und wahren Bedürfnisse ist. Ueberhaupt ist eine kluge Erziehung der Jugend das untrüglichste Mittel, die Welt in kurzem wieder frugal zu machen. Denn weder Gesetze noch Vernunftschlüsse sind stark genug, ein Damm gegen den eingerissenen Luxus zu seyn. Gewohnheit geht über beyde. Und wie es hart seyn würde, einem Kinde dasjenige zu entziehen, was es schon als ein nothwendiges Gut hat kennen gelernt; so ist es Thorheit, einem Kinde dasjenige aus eingebildeter Zärtlichkeit zu geben, was es nicht bedarf, und keinesweges hart, ihm dasselbe zurück zu halten. Denn ignoti nulla cupido.

Der gegenseitige Fehler geht bey vielen von der Wiege an, und dauret bis in das späteste Alter. Man wiegt ein Kind, daß es nicht weinen möge, und giebt ihm schon dadurch eine Bedürfniß mehr, als die Natur erforderte, welche zu stillen manche nützliche und nöthige Arbeit versäumt wird, und manche zur Ruhe bestimmte Stunde der Nacht aufgeopfert werden muß. Man kauft dem Kinde allerhand Spielzeug, damit es ausser der Wiege spielen könne, welches gemeiniglich in wenig Stunden zerschlagen und zernichtet ist; da doch das ganze Leben eines sol-

chen

chen Kindes noch ein Spiel ist, und alles, was ihm vorkömmt, diesen Trieb befriedigen könnte. Wie oft habe ich ein Kind in der Wiege liegend ganz zufrieden lachen, und mit seinem eigenen Fusse oder Fingern spielen sehen, die es wechselsweise in den Mund steckte? Man lehret die Kinder gar frühe Thee, Coffee, und Zucker, auch Leckerbissen kennen. Der Vater heißt liebreich, welcher von jeder Reise, oder nach jeder kleinen Abwesenheit, dem Kinde einige Zuckerplätzgen mitbringt, da die Amme den von einer Rabenart zu seyn glaubt, der dies alles dem Kinde zu reichen verbietet, und dagegen gesunde Suppen von Milch und Wasser, oder von Wasser und Semmel vorschreibt. Was Wunder, daß Lüsternheit und verwöhnter Geschmack Eigenschaften vieler also liebreich erzogener Mitbürger werden? Das Kind weint, und ziehet sein kleines Köpfgen auf. Es will sich nicht beruhigen. Man thut seinen Willen; und es wird ruhig. Das andere mahl weint es noch heftiger. Das dritte mahl thut es noch ungeberdiger. Man freuet sich ein so böses Kind gestillet zu haben. Allein das Kind lernt also denken: wenn ich weine, und den Kopf aufziehe; so commandire ich die ganze Welt, denn alles läuft und arbeitet alsdan, mich zu befriedigen. Ist es Wunder, daß Stöcke und Ruthen so starke Bedürfnisse des kindischen

dischen Alters werden, um durch unangenehme Empfindungen den Ungrund des vorigen Schlusses aus dem Köpfgen heraus zu demonstriren, und es diesen Satz fassen zu lehren: Gehorsam und Folgsamkeit geht bey einem Kinde über alles. Die mehrsten Schläge, so Kinder empfangen, sind Folgen des verkehrten Wesens ihrer Wärterinnen. Und ich bin versichert, daß Kinder ohne alle Schläge erzogen werden könnten (welche ohnedas zu keinem andern Alter passen, als zu dem, da aus Mangel und wegen Unmöglichkeit vernünftiger Vorstellungen und Gründe, Empfindungen das einzige sind, was ein Kind zu unterscheiden vermag), wenn von der Geburt an alle Klugheit und Vorsicht an ihnen beobachtet, und nichts, was Folgen haben kann, bey ihnen zur Gewohnheit geworden wäre. Doch diese Bedürfniß kan allenfalls die Frugalität dulden. Denn man schlägt nicht mit goldenen Stöcken, noch mit Ruthen von Silber. — Man steckt ein Kind in ein neues Kleid, welches man ihm längst als einen theuren Lohn seines Wohlverhaltens höchst unvorsichtig versprochen, und seine Erwartung darauf als auf eine Sache von Wichtigkeit gerichtet hatte. Man bewundert es, man nennt es schön, und man küßt den kleinen geputzten Abgott ohne Unterlaß, und druckt ihn an die Brust. Kann dies Kind ohne ein Wunderwerk in erwachsenen

senen Jahren anders als eitel, zur Kleiderpracht geneigt werden? Muß es nicht natürlich seine größten Vorzüge in Kleider setzen lernen? Und macht man ihm nicht alle Bedürfnisse der Eitelkeit eigen?

Um nicht zu weitläuftig zu werden, muß ich das Uebrige dem Nachdenken des Lesers überlassen, so wie ich bereits in dem vorhergehenden gethan, und die Hauptsätze, die den Charakter der Frugalität bestimmen, nur mit wenig Exempeln erläutert habe. Wollten alle meine Mitbürger nur einige der angegebenen Züge sich in ihrer Wirthschaft zur Regel machen, und z. E. beständig die natürlichen und nöthigen von den eingebildeten und falschen Bedürfnissen unterscheiden, durch den Gebrauch des Erdenguts niemahls Absichten des Stolzes erfüllen; so bin ich versichert, daß hiedurch eine solche Ersparung würde gemacht werden, die bey den noch immer steigenden Preisen aller Dinge uns für Mangel in Sicherheit setzen könnten.

O Klugheit, die du auf Mittel zur Glückseeligkeit derer, die deinen Rath hören, bedacht bist, mache doch mich und alle meine Mitbürger frugal! Denn sonst wird es, wo ich mich nicht sehr irre, und mich kein Blendwerk teuscht, in kurzem die Noth und der Mangel auf eine betrübte und beugende Art thun, und wir werden hie-

ben, wegen des erlittenen Zwangs, keinen Ruhm der Tugend, sondern den innerlichen Vorwurf der Knechtschaft haben. Die Preise der Dinge schwingen sich mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit immer höher. Ein Unger hat dies vor einigen Jahren durch seine gesammleten Kornpreise bewiesen, und wer nur zehn Jahre denken kan, weiß und siehet es. Der Kaufmann sezt nicht mehr zu seinem Zweck, zu leben und auszukommen, sondern reich zu werden. Seine ganze Wissenschaft vereinigt sich in zwey Hauptsäze, die beyde das Publikum um so mehr drücken, je glücklicher sie ausgeübt werden: wohlfeil einkaufen, theuer verkaufen! Die Einnahme der mehresten verhält sich nicht nach dem täglichen Steigen der Preise; sie ist an sich immer einerley, und das Gegentheil des vorerwehnten kaufmännischen Grundsatzes: wenig Einnahme, und viel, ja täglich vermehrte Ausgabe! Kann hieraus in der Folge etwas anders entstehen, als daß häusliche Ordnung, Glückseeligkeit und Wohlstand zu Grunde gehen müssen? Was bleibt uns dieser Folge vorzubeugen übrig, als daß wir anfangen, unsere Ausgaben zu vermindern, manches entbehren zu lernen, uns mit Wenigeren genug zu seyn, kurz frugal zu werden? Viel Einkünfte sind kein Mittel zum Reichthum oder zur Genüge, wenn damit viele und solche Ausgaben

gaben verknüpft, die jenen gleich sind, oder sie wohl gar übersteigen. Es kömmt also im Hausstande schlechterdings darauf an, die Ausgaben nach den Regeln der Frugalität zu mässigen; so kan auch eine geringe Einnahme zu einer Quelle des Reichthums werden.

Ich wiederhole das Wichtigste meines Vortrages, empfehle es dem Andenken des Lesers, dem ich die grössten Glückseeligkeiten gönne, und schliesse:

Freund, willst du glücklich seyn? begehre nicht zu viel.
Was die Natur erheischt, sey deiner Wünsche Ziel.
Gebrauche was du hast. O daß dein Gut der Erde
Nie, der Vernunft zum Hohn, dem Stolze dienstbar werde!
Durch Tugend nur sey groß. Die schöpferische Kunst
Der neuern Modewelt, durch Puppenspiel und Dunst
Des Lebens Nothdurft so wie seine Last zu mehren,
Fleuch und verfluche, Freund; laß dich die Weisheit lehren,
Dir selbst genug zu seyn; des Glückes Gnüge lacht
Nur Weisheits-Schüler an. So ist dein Glück gemacht,
Wenn Armuth, Mangel, Noth, itzt über unsre Zeiten
Ihr eisern Joch erhöhn, und ihren Fluch verbreiten.

II.

Von den Hindernissen und Beförderungsmitteln der Frugalität.

Die Frugalität ist ohnstreitig diejenige Eigenschaft der Menschen, wodurch der Wohlstand und die Glückseeligkeit aller Stände, die Macht, der Flor, die Dauer, der Reichthum der Länder und Staaten befördert und erhalten, und dagegen Untergang, Verderben, Mangel, Armuth, Unordnung und Verwirrung von Familien so wohl als von Provinzen abgewendet werden kann. Ich würde dreißt genug seyn, die Zuverlässigkeit dieser Wahrheit selbst durch unwidersprechliche Gründe gegen jeden Widersprecher zu behaupten, wie sie denn auch aus verhergehender Abhandlung schon erhellet; wenn ich mich nicht auf die grössere Autorität derer berufen könnte, die eben das vor mir behauptet haben. Unter diese rechne ich insonderheit Süßmilchs Abhand-

handlung von der Schädlichkeit des Luxus, die sich im 2ten Theile seiner göttlichen Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, Cap. XVII. findet.

Ich hoffe daher, daß wegen der Wichtigkeit der Sache auch gegenwärtiger Aufsatz eine gütige Aufnahme finden werde, den ich als einen Anhang der vorstehenden Abhandlung hinzu füge, und darin ich nach den vornehmsten Hindernissen so wohl als Beförderungsmitteln der Frugalität zu forschen mir vorgenommen habe. Gewiß es ist der Mühe werth, bey einer tödtlichen, Krankheit, die so wohl einzelne Menschen, als ganze Familien, Stände, und Länder dahin reisset, und ärger ist, als die Pest, nach den Hindernissen und Beförderungsmitteln der Gesundheit, mit allem Fleisse zu forschen.

Das Haupthinderniß der Frugalität ist das Verderben unserer Sitten, unsere ausschweifenden Neigungen, unsere Weichiigkeit, unsere schlechte Denkungsart, die falschen Begriffe von Ehre, Verdienst und Vorzügen. Ich nenne dies Hinderniß nicht in der Absicht, Gegenmittel wider dasselbe vorzuschlagen, und ihm abzuhelfen; sondern nur um der Ordnung des Vortrags willen. Denn nachdem Vernunft und Religion dagegen keine Hülfe leisten, ist leicht einzusehen, daß derjenige eine Herkulische ja unmögliche Arbei

heit übernehmen würde, der den angezeigten Strom des Verderbens aufzuhalten sich bemühen wollte.

Um daher nicht bey dem allgemeinen Uebel stehen zu bleiben, dessen Grösse und Stärke uns bey der Vereitelung der kräftigsten Mittel an der Gegenhülfe verzweifeln macht, will ich einige besondere Hinderernisse nennen, die zwar aus jenem allgemeinen Verderben fliessen, aber doch als ein davon abgeleiteter geringerer Bach hoffen lassen, daß Dämme und Teiche dagegen statt finden.

Das erste ist die **tirannische Herrschaft der veränderlichen Moden, und die Gesetze des so genannten, obgleich eingebildeten Wohlstandes und der eingeführten Lebensart.** Da das Lächerliche, das Unnatürliche, das Schädliche der Moden von so mancher, und zum Theil spitzen Feder geschildert ist; so kann ich hiebey um so viel kürzer seyn, und die blosse Anzeige der Sache, wovon so viele Abhandlungen vorhanden sind, kann die Stelle der Ausführung vertreten.

Der Weise und Nachdenkende kann sich nicht genug verwundern, wie es möglich sey, daß eine Sache, die so wenig Grund hat, und auf blossen Einfällen und Einbildungen beruhet, zu einer so allgemeinen Herrschaft und Gewalt gelangen könne, als die Moden. Das Schönste, was die Religion gebeut, das Nöthigste, was

Landesgesetze fordern, wird nie so herrschend und allgemein, als die elendeste Vorschrift der lächerlichsten Mode. Man sollte fast dahin gebracht werden, alle Grundsätze der Weltweisheit zu leugnen, und zu behaupten, daß etwas ohne und wider einen zureichenden Grund seyn könne, wenn man nicht zu der bewundernswürdigen Grösse der menschlichen Thorheit, als dem hinlänglichen Grunde der Moden, seine Zuflucht nehmen könnte. Aus dieser Thorheit lässet es sich allein herleiten, daß die Kinder etwas für schön halten, was zur Zeit der Väter einmüthig für häßlich erklärt wurde, daß die Mode bey ihren häufigen Veränderungen ohne Unterlaß Widersprüche häufet, und befolgen macht, daß sie bald auf der Stirne Aufsätze bauet, einer halben Elle hoch, bald alles bis auf den Hirnschädel abschneidet, und wechselsweise denn eine hohe, denn eine niedrige Stirne schön und zierlich nennt. Was diese widersinnigen und einander widersprechenden Abwechselungen der Moden für Aufwand, Kosten, Sorgen, Bestrebungen, Mangel und Armuth verursachen, beruht zu sehr auf Erfahrungen und Empfindungen, als daß ich es beweisen dürfte.

Zum Gegenmittel und zur Beförderung der Frugalität ist hier nichts geringers nöthig, als das Einsehen der höchsten Regierungen. In ver=

verschiedenen Ländern ist durch Landesgesetze in dieser wichtigen Sache schon einiger Anfang gemacht, und da, wo die größte Ausschweifung auf die unleidlichste Art ausbrechen wollte, Einhalt geschehen. Allein man hat noch nicht darauf zu denken für gut gefunden, dem Uebel gänzlich zu steuren.

Ich fühle meine Schwäche und Geringfügigkeit zu sehr, als daß ich mich erdreißten könnte, dagegen hinlängliche Vorschläge zu thun, und zu verlangen, daß solche bis zum Throne gelangen mögten. Ich will daher nur der Prüfung und dem Nachdenken anderer Patrioten einige Vorschläge vorlegen, wodurch einem Theile des Luxus in den Moden und der Kleiderpracht, wie ich glaube, Einhalt geschehen könnte.

Ein Mittel zu diesem Zwecke wäre vielleicht, eine National-Kleidung einzuführen, die unverändert bleiben müßte, so wohl in Ansehung der Materie, als der Form.

Wir Deutsche insbesondere müssen uns in der That darin erniedrigt finden, daß, da wir in andern Betrachte so viel Eigenes haben, das uns von andern Nationen unterscheidet, wir in Ansehung der Kleidung und übrigen äusserlichen Lebensart blos Nachahmer anderer Völker, und solcher Völker sind, die wir in den besten Kenntnissen weit übersehen. Ists möglich, daß unser

Stolz

Stolz es zulassen kann, daß wir hierin von denen Gesetze annehmen, denen wir jede andere angemaßte Oberherrschaft durch Schwert und Waffen abstreiten würden? Ists möglich, daß da Deutschlands Erfindungen unsern Ruhm in allen benachbarten Ländern verbreiten, daß wir erdulden, daß das kindische Putzwerk einer eiteln französischen Putzmacherinn, eines Schneiders und andern Kopfs ohne Gedanken, uns aufgedrungen werde, und wir in so geringen Dingen bloß nachahmen sollen, da wir in wichtigen erfinden? Eine National-Kleidung würde daher unserm rühmlichen Stolze, den wir bey der Herrschaft fremder Moden ganz und gar verleugnen, sehr gemäß seyn, und uns zur Ehre gereichen. Haben wir nicht unsere eigene Sprache, unsern eigenen Charakter so wohl des Gemüths als des Leibes? Unterscheiden wir uns nicht durch unsere Tapferkeit, durch unsere Treue, durch unsere Redlichkeit, durch unsere Dauer und Beständigkeit in Gefahr und Arbeit, von andern Völkern? Warum nicht auch in der Kleidung?

Diese National-Kleidung müßte vor allen Dingen dem Endzwecke einer jeden vernünftigen Kleidung angemessen, und folglich so beschaffen seyn, daß sie theils den Leib für Frost, Regen, und Hitze schützte, theils die Bewegung desselben zu Geschäften und Arbeiten nicht hinderte, theils

das

das natürliche Ansehen und die Schönheit des Menschen nicht verunstaltete, sondern vielmehr erhöhete; unter welchen Absichten ich jedoch die letzte für die geringste halte, die allenfalls den beyden ersten weichen müßte, wenn sie alle drey auf einmahl nicht zu erreichen stünden.

So weit wir durch die Bedürfniß der Kleidung unter den Thieren sind, indem sie von der natürlichen oder zugezogenen Schwachheit und Unvollkommenheit unserer Körper zeugt (daher es auch aus diesem Grunde widersinnig ist, das zur Pracht gebrauchen, was uns in der That erniedrigt); so weit sind wir durch die Vernunft, unsere Kleidung nach unserer Bedürfniß wählen zu können, über sie erhaben. Wo aber diese Wahl nach den Bedürfnissen der Natur wegfällt, wie sich gewiß von den mehresten abwechselnden Moden behaupten lässet; was kan da dem Weisen an der Kleidung gefallen?

Eine deutsche National-Kleidung müßte nächstdem die Eigenschaften haben, daß sie möglichst einfach, männlich, nach unserm männlichen Charakter, unserm Klima gemäß, aus dauerhaften und vornemlich inländischen Stoffen bestehend wäre. Wie groß wäre der Fehler einer Kleidung, wenn sie so gekünstelt und zusammen gesetzt wäre, daß man halbe Tage allein damit zubringen müßte, sie anzulegen? oder wenn sie

aus

aus solchen Materialien bestünde, die unser Geld ausserhalb Landes brächten, oder wenn wir harte Deutsche uns so kleiden wollten, wie weichliche Indianer, und ein munteres deutsches Mädgen, eine Heldenfrau, auf deren Wangen Gesundheit blühet, so, wie eine schwache und zärtliche Chineserinn? Und findet man nicht alle diese unnatürliche Fehler bey unsern Modekleidungen?

Es ist nicht zu glauben, daß ausser den männlichen Puppen, die man Petitmaitres nennt, sich ein vernünftiger Deutscher finden würde, der mit der Einführung einer solchen National-Kleidung nicht zufrieden seyn sollte. Wie ehrwürdig ist uns noch jetzo die römische Kleidung, von der wir nach so vielen Jahrhunderten fast noch alle Stücke kennen? Und woher kömmts, daß man sich noch jetzt einen Römer in seiner äusserlichen Gestalt vorstellen kan? Von der Beständigkeit, mit welcher sie bey der einmahl erwählten Tracht beharreten. Wie soll man aber unsern Enkeln ihre deutschen Vorfahren schildern? Was für Vorstellungen sollen sich jene von diesen machen? Sind nicht schon die Portraite unserer Väter und Mütter durch die Abwechselung der Moden in unsern Augen halbe Mißgeburten? Gewiß ein Mahler müßte verlegen seyn, wenn er europäische jetzige Nationen, und insonderheit einen Deutschen unterscheidend mahlen sollte. Ich wüßte

dazu keinen bessern Rath, als daß er ganz nakend gezeichnet würde; so könnte man doch seine Nerven und Muskeln, die Zeichen seiner Stärke und Dauerhaftigkeit, wahrnehmen; denn von Kleidungen gehöret nichts ihm eigenthümlich. Allein vielleicht fiele auch diese Zeichnung nicht in unsere Zeiten, die Weichlichkeit und frühe Wohllust schon zu sehr entnervt hat. Wie sehr hielten andere Völker auf ihre eingeführten Sitten, Kleidungen, Gewohnheiten, und Lebensart? Was für Mühe kostete es, hierin was Fremdes bey ihnen einzuführen? Und was für Stärke und Rechte hat nicht durchgehends die Gewohnheit? Wie ist es möglich, daß die deutsche Nation in den neuern Zeiten von diesem allen das Gegentheil hat seyn können? Da indeß die Erfahrung bezeugt, daß unnatürliche Gesinnungen uns haben einnehmen können; so ist um so viel weniger zu zweifeln, daß wir uns nicht hievon, und von allen uns erniedrigenden Tändeleyen der Moden sollten heilen lassen.

Die Erfahrung hat schon in ähnlichen Fällen gelehret, daß die Wahl und Anordnung einer National-Kleidung keinen grossen Schwierigkeiten unterworfen seyn könne, weil man eine viel zusammengesetztere Kriegeskleidung ausfündig gemacht und in allen Ländern eingeführt hat.

Mein zweyter Vorschlag wider die verderbliche

liche Herrschaft der Mode, und zur Beförderung der Frugalität, der vielleicht mit dem ersten vereinigt werden könnte, ist eine einzuführende Kleiderordnung für alle Stände.

Die ruinirenden Abwechselungen der Moden entstehen aus einer zweyfachen Quelle, die mit einem mahle durch meinen Vorschlag verstopfet wird. Die Höhern suchen sich durch neue Moden und prächtige Kleider von den Niedrigern zu unterscheiden; und die Geringern suchen durch deren Nachahmung den Grössern ähnlich zu werden. Wenn nun jeder Stand von dem andern durch vorgeschriebene Kleidungsarten schon hinlänglich unterschieden ist, und keiner von diesen Unterscheidungszeichen abweichen darf; so ist offenbar, daß die erwehnten beyden Triebe, wodurch der Luxus, die Verschwendung, die Moden, und mit ihnen unzähliges Ungemach unterhalten werden, bey Vornehmen und Geringen von selbst aufhören und wegfallen müssen.

Auch dieser Vorschlag wäre leicht auszurichten, und ich weiß zuverlässig, daß solches von sehr vielen Vernünftigen und Patrioten aus verschiedenen Ständen gewünschet wird. Der Kriegesstand hat bereits seine unterscheidende und eigene Kleidung; die Geistlichkeit desgleichen; nicht weniger die Jagd- und Forstbedienten. Der Bauernstand pflegt sich gemeiniglich auch auf eine

einförmige Art zu kleiden. Bey diesen allen wären nur wenig Zusätze nöthig, die einmahl erwählte oder vorgeschriebene Kleidung beständig, und über die Moden siegend zu machen. Es wäre also nur der Adel, die Bedienten im Civilstande, und die Bürger übrig, und wenn man wollte, allenfalls noch einige Untereintheilungen eben benannter Hauptclassen.

Eine solche Kleiderordnung könnte neben der Erfüllung des Hauptzwecks auf mehr als eine Art zum Besten des Landes angewendet werden. Wenn alle ausländischen Stoffe zu Kleidungen in der speciellen Vorschrift für jeden Stand verboten, und nur inländische Materialien dazu verordnet würden; so würde offenbar der doppelte Nutze erreicht, daß unermeßliche Geldsummen, die wir jetzt ausser Landes senden, im Lande bleiben, und inländische Fabriken, die jetzt aus Mangel des Absatzes nicht aufkommen können, in Aufnahme gebracht würden. Und wofür hat eine Landesobrigkeit mehr zu sorgen, als daß besagte zwey Vortheile erreicht werden mögen?

Den Einwurf, welchen man gegen eine National-Kleidung, oder gegen eine einfachere Kleiderordnung daher nehmen kann, und gewiß machen wird: daß hiedurch das Commerz verringert, die Zölle und andere Landeseinkünfte vermindert werden würden, will ich weiter unten beleuch-

leuchten, und seinen Ungrund zu Tage legen. Zur grössern Distinktion der Stände könnte jedem ausser der Kleidung noch ein besonderes Zeichen beygeleget werden, das er als ein Ehrenzeichen seines Standes zu tragen verpflichtet und berechtigt seyn müßte. Eine Art eines Ordens unterschiede also den Adel von andern Ständen, und an demselben erkennete jedermann so fort eine adeliche Person. Ein anderes Zeichen liesse uns so fort den königlichen Bedienten, den Gelehrten, den Bürger u. s. w. erkennen. Dieser sichtbare Unterscheid würde nicht nur im gemeinen Leben nützlich und angenehm seyn, da man oft auf Reisen, bey Besuchen, und bey andern Gelegenheiten, aus Mangel der Kenntniß derer, mit welchen man es zu thun hat, in Verlegenheit kömmt, sondern auch die Quellen aufs sicherste verstopfen, welche den Luxus und die Moden unterhalten, nämlich die Bemühung sich zu unterscheiden, und sich andern gleich zu stellen.

Damit die Versuchung zum Luxus, zur Verschwendung und zu unnützen Ausgaben aufhöre, oder wenigstens nicht so stark und lebhaft sey; so sehe ich die Abschaffung des so genannten Galanteriehandels, als eine für die Frugalität sehr heilsame und beförderliche Sache an.

Ich war anfangs gewillet, diesen Satz auf eine mildere Art vorzutragen, und in Ansehung

des den Luxus ernährenden Galanteriehandels nur eine Einschränkung durch besondere demselben vorgeschriebene Gesetze zu fordern. Allein ein reiferes Nachdenken überzeugt mich, daß es nicht Weisheit genug sey, eine Sache, die gegen einen allzeit überwiegenden Schaden nur einen geringen Nutzen schaffet, die noch dazu äusserst gemißbraucht wird, blos einzuschränken, mithin zu dulden. Die Weisheit fordert vielmehr, sie gänzlich auszutilgen.

Und daß dies der Fall sey, in welchem die gänzliche Aufhebung des Galanteriehandels erfordert werde, wird mir jeder Patriot ohne Beweis eingestehen. Denn gehören nicht alle Galanteriewaaren an sich selbst zum Luxus? Kommen sie nicht größtentheils aus fremden Ländern zu uns? Bringen sie nicht folglich unser Geld in grossen Summen ausserhalb Landes? Verringern und schwächen sie folglich nicht den innern Reichthum und die Kräfte des Landes? Ist mithin ein solcher Handel nicht dem öffentlichen und allgemeinen Wohl zuwider? Kann er daher wohl geduldet werden? Gesetzt die Abschaffung des Galanteriehandels zöge einigen Schaden nach sich; so ist doch dies kein allgemeiner, kein öffentlicher, sondern nur ein geringer, ein Privatschaden; und jedermann gestehet ein, daß der Privatnutze dem öffentlichen weichen, ein besonderer Schade

um der Abwendung des allgemeinen willen nicht geachtet werden müsse. Gesetzt also, es schrien viele Familien der Krämer: man macht uns brodtlos, man bringt uns an den Bettelstab; gesetzt man klagte über Härte, Tiranney, über Mangel der Menschenliebe, über Mangel des Patriotismus, wie insgemein zu geschehen pflegt, wenn dem Handel, auch nur der geringste und schädlichste Zweig entrissen, und ihm ein Mittel, auf öffentliche Unkosten Privatreichthümer zu erwerben, entzogen werden will; so würde dennoch der Weise, der wahre Patriot und Freund des Vaterlandes und der öffentlichen Wohlfahrt, alles dies mit falschen Gründen geschmückte Geschrey nicht achten und darauf antworten: salus patriæ suprema lex esto!

So lange der Galanteriehandel mit derjenigen Freyheit, als jetzo, betrieben werden darf; ist da wohl zu hoffen, daß Kleiderpracht, unnützer Aufwand, Gefallen an dem Ausländischen, und alles, was der Frugalität zuwider ist, jemahls aufhören werden? Werden nicht dadurch immer neue Moden, neue Stoffe, neue Erfindungen der Ausländer von uns Geld zu gewinnen, eingeführt, unterhalten, vervielfältigt? Kann man an der Herrschaft der verderblichen Moden ein Ende sehen, so lange es erlaubt ist, alle neue Thorheiten Frankreichs, Engellands, Italiens,

uns zuzuführen? Und sind nicht die Galanterie-händler diejenigen schädlichen Personen, die uns immer neue Bedürfnisse verursachen, die uns die Eitelkeiten der Ausländer eigen machen, die durch die unnützen Ausgaben, wozu sie uns verleiten, uns unfähig machen, für das Nothwendigste, Wesentlichste und Nützlichste im menschlichen Leben zu sorgen? Ich übergehe mit Stillschweigen die geringern übeln Folgen, welche die durch den Galanteriehandel unterhaltene Modesucht verursacht. Die in unsern Tagen gar zu häufig und geschwind abwechselnden Moden machen unsere besitzenden Güter uns unnütz und unbrauchbar. Wie bald erlangen Meublen, die nach dem neuesten Geschmack angeschaft wurden, ein antikes und verachtetes Ansehen? Vordem konnten sie von Eltern auf Kinder, ja Kindeskinder ohne Verringerung ihres Werths vererbet werden. Jetzt will es nöthig seyn, daß ein Mann, welcher das Moderne liebt, alle 4 bis 5 Jahr eine Auktion anstelle, alles Hausgeräthe verkaufe, 50 an 100 verliere, und sein Haus aufs neue meublire. Vordem wurde das Brautkleid einer Mutter manchmahl das Ehrenkleid der Tochter; jetzt darf eine Braut in ihrem Anzuge schwerlich nach ein Paar Jahren in einer modernen Gesellschaft erscheinen. Die besten, dauerhaftesten Stoffe werden aus blosser Liebe der Neuerung

durch

durch weit schlechtere verdrungen, wie aus der Gegeneinanderhaltung der jetzt im Gange seyenden gar schlechten vergänglichen seidenen und halbseidenen Zeuge gegen diejenigen deutlich erhellet, die vor 10 oder 20 Jahren getragen wurden. Und ist nicht das allein ein beträchtlicher Schade, den die Veränderlichkeit der Moden und die Bemühung der Galanteriehändler, immer neue Arten von Waaren einzuführen, stiftet, daß uns unser vor kurzer Zeit theuer angekauftes Gut vor der Zeit veraltet und unnütz und unbrauchbar wird? Verdienten nicht Leute, die diesen Schaden anrichten, allein hievor, statt der Duldung nachdrückliche Strafen?

Um unnützen Einwürfen und Widerlegungen vorzubeugen, die gemeiniglich alsdan am häufigsten entstehen, wenn man sich einander nicht recht verstehet, will ich mich noch erklären, was ich eigentlich unter dem Galanteriehandel und unter der Abschaffung desselben verstehe. Der Galanteriehandel ist derjenige Handel, welcher uns diejenigen Produkte und Erfindungen, sonderlich fremder Länder, bekannt und feil macht, die im gemeinen und gesellschaftlichen Leben nicht den geringsten Nutzen noch einige Bequemlichkeit schaffen, sondern bloß dienen, den Luxus, die Moden, die Kleiderpracht, den unnöthigen Aufwand, und die Vorzugsbegierde und den Stolz

der Menschen zu ernähren; der mit einem besondern Fleisse verknüpft ist, uns immer das Neueste in dieser Art Sachen zu liefern, um das vorhandene Alte zu verdrängen, und uns zu seinem besondern Vortheil desto mehr überflüssige Ausgaben zu verursachen. Aus dieser Beschreibung erhellet, daß nicht alle Waare, die ein Galanteriehändler zu führen pflegt, von mir wirklich zur Galanterie gerechnet werde. Eine Taschenuhr z. E. gehört gewiß nicht in das Fach der unnützen zur Eitelkeit dienenden Sachen. Unter der Abschaffung des Galanteriehandels verstehe ich nicht die Verbannung, die Landesverweisung der Personen, die sich damit beschäftigen, sondern Gesetze und Vorschriften der Obrigkeit, welche diejenigen Sachen bestimmen, die künftighin von ihnen im Lande nicht mehr sollen feil gemacht werden. Aus dieser Erklärung ist klar, daß meine Behauptungen und Vorschläge nichts menschenfeindliches, nichts, was auf den Schaden und Ruin einer Classe meiner Nebenmenschen abzielt, in sich fassen. Denn das Verbot einer oder einiger Gattungen von Waaren kann niemand verarmen machen. Ein geschickter Kaufmann wird in diesem Falle schon andere nützlichere Gattungen ausfündig zu machen, oder seinen Ankauf und Absatz derer Waaren zu vermehren wissen, die er ohne Schaden des Landes führen darf.

Jetzt ist in der That der Handel für die Frugalität zu frey, und zu ungebunden. Es hängt von der unumschränkten Willkühr jedes Gewinnsüchtigen ab, sich, womit er nur will, auf Unkosten des Landes, oder der Thoren des Landes, derer gewiß nicht wenige seyn können, zu bereichern. Was würde nicht z. E. die Frugalität und das Land durch ein einiges Verbot gewinnen, dadurch der Verkauf und der Gebrauch nur der Ohrengehänge, gänzlich aufgehoben würde? Wie unnütz und zugleich wie kostbar ist dieser eingebildete weibliche Schmuck, den man ohne Vorurtheil unmöglich billigen kann? Man setze die Zahl derer, die Ohrengehänge tragen nur auf einige Millionen; man nehme an, daß eine gegen die andere in ihrem Leben nur für 20 Rthlr. an Ohrengehängen verbraucht; so kommen schon entsetzlich grosse Summen heraus, die in einem Lande zu weit edlern Endzwecken angewendet werden könnten, und die jetzt verlohren gehen. Und sollte nicht das weibliche Geschlecht selbst ein solches Verbot zu wünschen Ursach haben? Was für Schmerz kostet die Durchlöcherung der Ohren, und die Erlangung der Gewohnheit einer so unnatürlichen Tracht? Belachen wir nicht mit Recht diejenigen entfernten Nationen, deren Weiber und Töchter Ringe in den Nasen und Lippen tragen? Sind wir nicht eben so belachens-

chenswürdig, daß wir unsere Ohren dazu hergeben, wozu jene die Nasen und Lippen widmen? Ist nicht diese eingebildete Zierde in der That beschwerlich? Kann sie eine wahre Zierde genennet werden? Wäre sie allenfalls nicht in einem Kästgen besser, als in den Ohren?

Eben die Bewandniß hat es mit einem Verbote, das den Verkauf und Gebrauch aller Arten von Ringen, die man an Fingern trägt, untersagte. Unermeßliche Geldsummen würde dies Verbot in den Cassen der Eigenthümer zu besserm Gebrauche erhalten, die jetzt in alle Länder der Welt zerstreuet werden. Kostet ein einiger Ring, damit eine Verlobte des Mittelstandes beschenkt wird, über 50 ja 100 Rthlr.; was muß es denn für eine Summe seyn, die für Ringe und Brillanten überhaupt verlohren wird. Und wozu nutzt dieser überflüssige Aufwand? Ist eine schöne weibliche Hand nicht von Natur und durch sich selbst besser, als sie durch alle äusserliche Zierrathe werden kan? Warum verabscheuet man einen goldenen Finger, eine goldene Nase, die die Stelle der fleischernen aus Noth einnehmen? Hat das Frauenzimmer, zumahl das Deutsche, so wenig Zutrauen zu sich selbst, daß es zu todten Zierrathen seine Zuflucht nehmen, und seinen lebendigen Reiz dadurch erhöhen müßte? Verdirbt nicht in der That ein beständig getragener

Ring den besten Finger, zumahl wenn er so enge ist, daß man nicht fürchten darf ihn zu verlieren, indem er das Fleisch da wegtreibt, wo er seinen Platz hat, und seine Spur dem Finger eindrückt? Wenigstens wird ein jeder mir zugeben, daß benannte zur Galanterie gehörige Sachen, nebst unzähligen andern, sehr entbehrlich sind. Und dies allein müßte uns als Vernünftige und Kluge schon bewegen, um ihrer grossen Kosten willen sie abzuschaffen. Können nicht alle Brillanten aus der Zahl der Dinge, denen man einen Werth beylegt, heraus gebracht werden; so wäre vielleicht zum allgemeinen Wohl der Wunsch gerecht: daß ihr Gebrauch ein Vorrecht bloß fürstlicher Personen und des hohen Adels seyn, und allen übrigen verboten bleiben mögte.

Ich wende mich zu einem andern Hindernisse der Frugalität, bey welchem ich mich nicht so lange werde aufhalten dürfen, weil ich dessen Abschaffung bereits in einer besondern Abhandlung als nützlich und nöthig bewiesen habe. Es bestehet in der **Gemeinschaft unserer ländlichen Güter und liegenden Gründe.**

Die wenigsten Landeseinwohner haben ihre Aecker, Wiesen und liegenden Gründe für sich allein, zu eigenem freyen Gebrauche; sondern sie liegen in der gemeinen Flur zwischen den Ländereyen anderer Miteinwohner. Ausser diesen Län-

dereyen giebt es noch andere liegende Gründe, daran ganze Dorfschaften, ohne besondere bestimmte Theile, allgemeinen gemeinschaftlichen Antheil nehmen, die man besonders Gemeinheiten nennet, und die aus Weidegründen, oder Heiden, und Brüchen bestehen. Von beyden Arten der Gemeinheiten ist es offenbar, daß die bestmöglichste Nutzung derselben unübersteiglichen Hindernissen ausgesetzt ist, daß sie wenig Vortheil bringen, daß sie weit nützlicher werden würden, wenn sie in bestimmten Theilen den Interessenten zu freyem Gebrauche zugetheilet, und ausser Gemeinschaft gesetzt würden. Wer von dem grossen Nutzen der Abschaffung der Gemeinheiten, der alle übrige Betrachtung überwiegt, noch Beweise fordern würde, nachdem wir in vielen Ländern die Erfahrung davon vor Augen haben, und nachdem die Sache in so vielen Schriften mit unwiderleglichen Gründen dargethan ist, der würde nur seine Unwissenheit in dieser Sache verrathen. Ich will daher nur ein Exempel anführen, welches zum Vortheil meines Satzes in meiner nächsten Nachbarschaft vorgefallen ist. In dem Herzogl. Braunschw. Amte Thedinghausen wurde von Obrigkeits wegen eine Aufhebung der dasigen bisherigen Gemeinheit angeordnet, die in einer geräumigen Heide vornämlich bestand, in welcher einige Gegenden zur gemeinschaftlichen Weide,

andere zum Plaggenhieb gebraucht wurden. Die
Einwohner widersetzten sich aus allen Kräften die=
sem ungemein nützlichen Vorhaben. Sie schrien,
daß dadurch ihre Nahrung und Wirthschaft gänz=
lich ruinirt werden würde, und sie sämmtlich zu
Bettlern werden müßten. Die blinde Wider=
setzlichkeit erstreckte sich so weit, daß ein Com=
mando Dragoner auf Execution dahin verlegt
ward, und die Widerspenstigen durch Gewalt
und Zwang anhalten mußte, die ihnen zuzuthei=
lenden Theile anzunehmen, in Befriedigung zu
setzen, und artbar zu machen. Nunmehr ist
dies geschehen, und jeder Einwohner seegnet diese
obrigkeitliche Verfügung mit freudigem und dank=
barem Herzen, dadurch eine Wüsteney in ganz
kurzer Zeit in das fruchtbarste und ergiebigste
Kornland umgeschaffen ist, dessen Seegen alle
Einwohner noch einmahl so reich macht, als sie
vor wenig Jahren waren. Sollte man wohl
glauben, daß nach solchen Beyspielen, an an=
dern Orten, wo die Pest der Gemeinheit noch
herrschet, noch Schwierigkeiten übrig bleiben
könnten, sie unverzüglich, und ohne einiges Be=
denken abzuschaffen? Bleibt diese wichtige Sa=
che, wie bisher, der einstimmigen eigenen Ent=
schliessung der Interessenten überlassen, so bleibt
unser Land gewiß noch viel Jahre an vielen Or=
ten wüste. Denn unter der Menge der Interes=
senten

senten fehlet es nie an solchen, die aus der allgemeinen Unordnung Privatnutzen ziehen, Unterschleife machen, neidisch das Beste ihrer Nebenmenschen zu verhindern suchen, bey besondern Absichten das allgemeine Beste zu hintertreiben trachten, kurz deren unsinniger Widerspruch nicht eher als unter einem Executions-Commando Dragoner aufhöret.

Der stärkste Grund, welcher die Aufhebung und bessere Nutzung der Gemeinheiten zum öffentlichen Besten nothwendig macht, liegt in der Vermehrung der Menschen, die, besonders in meiner Gegend, recht sichtbarlich seit 10 Jahren uns mit neuen zahlreichen Mitbürgern beschenket hat. Diese Vermehrung der Menschen ist nach Anzeige hiesiger Geburts- und Sterbe-Register in einer ununterbrochenen Folge von Jahren so stark fortgegangen, daß die sonst im Grossen beobachteten und festgesetzten Verhältnisse der Gestorbenen gegen die Gebornen gänzlich unsichtbar werden, und gegen 50 Gestorbene an die 100 Geborne bemerket werden. Auch hat das hiesige Kirchspiel in den letzten 8 bis 10 Jahren, ohne die neuen Häuslersfamilien zu rechnen, so viel wirkliche beständige Einwohner und Neubauer erlanget, daß solche zusammen genommen, ein neues ansehnliches Dorf ausmachen. Diese Bevölkerung, welche ich mit Verwunderung in meinem

nem Kirchspiele bemerke, wird auf ähnliche verhältnißmässige Art allenthalben in meiner Nachbarschaft wahrgenommen.

Die Folge, die ich hieraus herleiten muß, betrift die höchst nothwendige Abschaffung der bisherigen Gemeinheiten. Denn da unsere von Alters her cultivirte Aecker und Wiesen kaum zugereicht haben, die bisherige geringere Zahl von Menschen und Vieh zu ernähren; wie können sie denn gegen eine so starke Vermehrung der Menschen und des Viehes verhältnißmässig bleiben? Da eine vergrösserte Zahl von Menschen und Einwohnern einer Gegend, zumahl auf dem Lande, natürlicher Weise auch eine Vermehrung des Viehes nach sich ziehet; so ist nothwendig, daß auch die Lebensmittel für beyde sich daselbst vervielfältigen, und ungebrauchte Gegenden zur Erzielung derselben besser genutzet, wüste Plätze artbar gemacht werden müssen, wenn nicht Theurungen, Mangel, Hungersnoth und Emigrationes erfolgen sollen.

So sehr man gewohnt ist, die Bevölkerung, und Vermehrung der Menschen um so mehr unter die ohnfehlbaren Mittel zur Stärke, Macht, und Blüte der Staaten und Länder zu rechnen, je geschwinder und stärker sie von statten geht; so sehr bin ich geneigt, ohne andere dabey beobachtete obrigkeitliche Vorsichten und Einrichtungen, sie

dem größten Verderben der Länder zuzuzählen, davon nur Pesten und Kriege uns befreyen können. Denn wenn der vermehrten Menge der Menschen nicht vermehrte Mittel der Nahrung angewiesen werden, wenn nicht nach ihrem Wachsthum auch für mehrere Gewinnung nöthiger Lebensmittel gesorgt wird; so ruinirt sich die Volkmenge gewiß einander selbst, und es entsteht, ohne dagegen genommene weise Maaßregeln, daher Theurung, Hungersnoth, Auswanderung in fremde Länder, Heere von Bettlern, und Räuberbanden. Etwas von diesen unausbleiblichen Folgen kann ich schon jetzt in meiner Gegend bemerken. Sie ist und bleibt von Bettlern überschwemmt, die wir hier vor etwa 10 Jahren fast gar nicht kannten. Und ich könnte ein Register vielleicht von einigen 100 Personen liefern, theils derer, die auf immer aus ihrer vaterländischen Gegend entwichen, in fremde Länder gegangen sind, und sich daselbst eingerichtet haben, theils solcher, die wenigstens nur den Winter über bey uns zu Hause sind, den übrigen Theil des Jahres über aber den Holländern und andern auswärtigen Staaten zugehören. Womit könnte allen diesen betrübten Folgen und Wirkungen einer sich selbst überlassenen Vermehrung der Menschen auf dem Lande — denn hier ist vornemlich ihr Sitz, da Städte, zumahl grosse, sich jährlich aus be-

sondern

sondern Ursachen entvölkern — besser und weiser vorgebeuget werden, als durch Abschaffung und Artbarmachung der bisherigen schlecht genützten Gemeinheiten? Würden dabey nicht viel Menschen Arbeit finden, die jetzt der Mangel derselben aus dem Lande treibt? Würden nicht dadurch mehr Lebensmittel gewonnen werden, eine grössere Menge von Menschen zu ernähren? Würde nicht dabey der Landesherr mittel- und unmittelbar gewinnen, insonderheit durch die ihm zufliessenden neuen Zehnten und Abgiften von Grundstücken, davon bisher nicht das mindeste in seine Cassen geflossen?

Die Theilung der Gemeinheiten ist nächstdem aus einem besondern Grunde da nöthig, wo es wenig Meier, und viel Brinksitzer giebt, als welche letzteren ausser einem kleinen Hofe bey ihren Häusern an Ländereyen und Grundstücken nichts besitzen. Und in dieser Verfassung befindet sich das hiesige Kirchspiel, ja die hiesige Marschnachbarschaft besonders. Worin sollen diese armen Leute Frugalität üben und Wirthschaft treiben, da sie nicht einmahl so viel Eigenthum haben, als zu Romulus Zeiten ein Römer? Ihr hauptsächlichstes Gewerbe ist, die Uebertreibung der Gemeinheitsnutzungen, wodurch diese, die Gemeinheiten, für jeden andern Interessenten unbrauchbar und unnütz werden, und ihnen selbst

nur ein solcher elender Vortheil zufließt, den bloß allein die Noth, bey Ermangelung besserer Hülfe, wählen kann.

Und lehrt uns nicht die Geschichte, daß eine vermehrte Volkmenge, nur durch getroffene innerliche Einrichtungen des Landes, dem Lande zum Vortheil gereichen könne, ohne dieselben aber ein Uebel sey? Was geschahe, bey den Vermehrungen des alten heidnischen Deutschlandes, als obrigkeitliche Polizey und weise Einrichtungen im Lande fehlten, und besonders der Ackerbau, das Hauptgegenmittel gegen die Vermehrung der Menschen, vernachlässigt, und nicht betrieben wurde? als die Jagd, so unbeschränkt und ergiebig sie auch wegen der ungeheuren Wälder, die ganz Deutschland überzogen, war, nicht mehr hinreichen wollte, so viele Menschen zu ernähren? Entstunden nicht daher die vielen und grossen Auswanderungen, die Nothwendigkeit, durch Kriege, Feuer und Schwerdt sich andere Wohnsitze zu erwerben, die Ungerechtigkeiten, Räubereyen und Blutbäder, die unter fremden Nationen angerichtet wurden? Entstunden nicht daher Umstürze der Reiche und Monarchien, Ausrottungen bis daher blühender Völker, Aufhebungen des Eigenthums und rechtmässiger Besitzungen durch Gewalt und Ungerechtigkeit, Kränkungen der Unschuld, und alles Schreckliche und Unmensch-

liche,

liche, was mit Eroberungen verknüpft ist? Und gleichwohl waren damahls die Bedürfnisse der Menschen gegen uns und unsere Zeiten nur gering, einfach, und natürlich. Belebte unsere jetzige Deutsche noch der wilde kriegerische Sinn, der ihre Vorfahren charakterisiret, lebten sie noch in so freyen ungefesselten Umständen, als jene; so kann ich, ohngeachtet jene Wälder ausgerottet, jene Wüsteneyen fruchtbar gemacht sind, dennoch nicht anders, als im Geiste mir zahlreiche Heere der Deutschen vorstellen, die noch jetzt aus ihrem Vaterlande unter dem Geräusche der Waffen ausgehen, den Bosphorus statt dasiger Rosschweife mit ihren Fahnen bepflanzen, und die schönste Wüste Europens in das Paradies verwandeln würden, dazu sie die Natur scheint bestimmt zu haben. Wenigstens zeigt uns unsere Zeit etwas Aehnliches an den zahlreichen Familien derjenigen Deutschen, die unter dem Himmel ihrer Antipoden ihre Vermehrung, welche im alten Vaterlande nicht mehr statt fand, fortzusetzen, aus eigenem Triebe sich entschlossen haben. Und glücklich ist unser Land und unsere Zeit, wenn bey dem jetzigen Mangel der Nahrung, und bey der täglich vermehrten Menge derer, die Nahrung bedürfen, uns nicht das Schicksal eines vollen Bienenstocks bevorstehet, aus welchem ein Schwarm nach dem andern ausziehen muß; da der vergrös-

serte Nothstand, wie jene Stimme uns zuruft: veteres migrate coloni! Diese Gefahr wird vermieden, unser enges Haus, welches die Menge seiner Einwohner nicht mehr fassen kan, wird erweitert, die fehlenden Nahrungsmittel werden erworben, die jetzt fehlende Genüge der Frugalität wird herzugerufen und geschaffen, die Volksmenge wird zu einem Glück des Staats gemacht; wenn die noch übrige Wüsteneyen, das ist, die Gemeinheiten des Landes vertilget, und zu eigenthümlichen und abgesonderten Theilen der Einwohner gemacht werden.

III.

Die Erndte.

Die grüne Ebene verändert ihr Frühlingskleid, und wird, von heissern Strahlen der Sonne befruchtet, gelb. Der Zephir spielt nicht mehr so leicht mit jungen, und durch seinen Hauch bewegt wallenden Halmen. Das Bild sanft bewegter Wellen verschwindet aus der Flur. Der reifende Halm steift sich, und rauscht den Winden entgegen, und trägt männlich die fruchtbare Last körnigter Aehren. Die Felder werden zu dichten Wäldern umgeschaffen, die kein Sonnenstrahl durchdringt, die eine Wildniß für tausend lebendige Geschöpfe sind; eine Wildniß, darin die träge Wachtel weidet und sich mästet; daraus die Lerche sich dem Morgenroth entgegen empor schwinget, um ihren Schöpfer zu loben; darin das Rebhuhn seine wilde Jugend erzieht, und der schüchterne Haase für den Verfolgungen derer, die ihn nur um seines Todes willen grausam lieben, Sicherheit findet. Alles verkündigt die Annäherung der Zeit, welche die Hofnung

des ländlichen Jahres erfüllen, und Arbeiten, die blos auf Hofnung verrichtet wurden, mit Gütern krönen wird.

Sie ist da, die angenehme Erndte! Ich sehe den nervigten Landmann, und die braune Dirne, auf deren Wangen Gesundheit blühet, haufenweise zu Felde ziehen. Wie stolz ist der Gang des jungen Schnitters? Die Sense ruht auf seiner linken Schulter mit eisernen Werkzeugen behangen, die bey seinen steifen und abgemessenen Schritten einander schlagen und rauh ertönen. Die freye Rechte schleudert hin und her. Den Hut ins Gesicht, und Dampf aus seinem Munde hauchend, geht er, vom frühen Morgenthau benetzt, zu Felde. Eben so stolz, frey um sich sehend kömmt er zurück, wenn kaum die letzte Abenddämmerung mir erlaubt, bey ihm vorübergehend, die Schweißtropfen noch zu bemerken, die an seiner Stirne hangen. Wer sollte Ehrgeitz im Kittel, und in Hütten von Leim suchen? Und wahrlich er ist es, der stärkste Trieb zu schönen Thaten, der es beym Landmann zur Schande gemacht hat, träg zu seyn, Pflicht und Beruf zu verschlafen, und Ordnung zu verkehren; der dem die Achtung des ganzen Dorfs und die Lobsprüche, ja oft die Zärtlichkeit der häuslichen Dirne erwirbt, der im edlen Wetteifer sich bestrebt, der fleissigste, klügste und hurtigste

tigste in seinen Geschäften zu seyn. O diente doch dieser Ehrgeitz zum allgemeinen Muster! Wäre doch alle Welt stolz auf die genaue Erfüllung ihrer Pflichten! Wäre es doch allenthalben, wie hier, ein verabscheuetes Merkmal der Schande, wider seinen rechtmässigen Beruf zu handeln, und in der Erfüllung seiner Pflichten nachlässig, und verkehrt zu seyn! Wäre doch bey Höhern, so wie beym Landmanne, der lächerliche ungegründete Stolz unbekannt, da man seinen Vorzug oft in kindischen Dingen setzt, und sehr oft in Dingen, die nicht in unserer Gewalt stehen, in Geburt, Reichthum und Würden! Ja fleißiger Schnitter, du bist edler stolz, als viele, die über dir sind! Wenn bey anbrechendem Tage deine Sense schon klingt, und jeder deine Arbeit rühmt, so ist das Bewußtseyn guter Thaten, und die Erfüllung deiner Pflichten dein rühmlicher Ehrgeitz.

Jetzt verändert sich abermahls die Gestalt der Erde. Die volle und schwere Aehre sinket vor der Hand des Schnitters. Sie sinket, und bedecket dicht den Schoos, der sie gezeuget hatte. Bald richtet sie sich, in Bunde geschnüret, in Hocken wieder auf. Und siehe da die Gestalt eines Lagers in viel tausend Gezelten! Denn knackt die schwer befrachtete Achse unter der erwünschten Last, welche freudige Rosse, von singenden Füh-

rern geleitet, zur geräumigen Scheure führen. Man arbeitet, und man lacht und jauchzet mit Schweisse bedecket. Denn diese Arbeit vergilt sich selbst, und dieser Schweiß ist Lohn. Still und verlassen ist jetzt die Hütte des Dorfs, von den ersten Blicken der Morgenröthe an, bis zur letzten Abenddämmerung. Laut lebt hingegen das Feld. Hier ist Heerd, Tisch und Keller, die in der That Erquickung und Stärke in abgemattete Glieder flössen.

Ihr, die ihr von vollen Tafeln oft hungrig oder vergiftet wieder aufstehet, euch wünschte ich das Glück des Landmannes, das aus Unschuld und Arbeit entspringt. Mögten alle eure Nahrungen, die aus Osten und Süden theurer Uebermuth euch zuführet und bereitet, das bey euch seyn und wirken, was hier schwarzes Brodt, Butter, Speck und Rüben!

Die Erde giebt uns jetzt dankbar den Saamen mit reichen Zinsen wieder, den wir ihr anvertrauet hatten. Wir füllen Scheuren, Boden, Keller, und Vorrathshäuser mit Früchten mancher Art, die wir als einen Seegen des Himmels betrachten. Weise, verehrungswürdige Vorsehung! Es kömmt eine Zeit, da die jetzt lachenden Fluren trauren, da ihre Kinder vom rauhen Nordwinde getödtet werden, da sie selbst mit Schnee und Eis bedecket, von Frost erstarret,

als

als todt da liegen, und jede Pflanze in ihnen stirbt, eine Zeit, die allen Creaturen, ohne Vorrath, den Untergang bringen würde. Den Mangel und die Unfruchtbarkeit des Winters zu ersetzen, giebt uns die Vorsehung jetzt so reiche Güter, über deren Hervorbringung sich die Natur erschöpft, und nachmahls müde wieder Kräfte sammlet. So machst du es, weiser Regierer, in allem! Jedem Mangel steht in deiner Welt eine Vollkommenheit gegen über, die ihn reichlich ersetzt. Wer darauf merket, wird dich niemahls tadeln, noch unzufrieden leben. Der Weise aber merkt es, und betet dich an.

Ich bewundere die Geschäftigkeit der Erndtezeit. Alles wühlet durch einander. Es fehlen Hände zu Arbeiten, die der heutige Tag dem morgenden zuwälzen muß, und der morgende wieder dem folgenden. Jetzo kennt der Tagelöhner seinen Werth. Er verdienet, zu seinem Lohne gebeten, noch reichen Dank über her.

Doch die Geschäftigkeit meines Landes gleicht dem täglichen Gewühl der Städte nicht. Sie ist mehr Natur und Unschuld als dieses. Sie fliesset aus reinern Quellen. Sie hat einfachere Triebfedern. Hier arbeiten wir um Nothdurft. Hier schwitzen wir für uns und unsere Kinder um dasjenige, wodurch wir uns für Mangel schützen; wodurch wir ehrliche Männer bleiben; wodurch

wir unsere unvermeidliche Lasten mit Ehren tragen können. Hier sammlen wir nur dasjenige ein, was uns die gütige Hand der Allmacht darbietet, und was wir für einen Segen des Himmels ausgeben können. Aber, o mögte ich im Gewühl der Städte nicht Triebfedern wahrnehmen, welche der Betrug, die Gewinnsucht und der Wucher gespannet hat! Mögte ich nicht wissen, daß man da oft den Fluch gewinnet, wo man den Schweiß anderer an sich zieht, und von den Eingebungen der Ungerechtigkeit begeistert, auf Pflastern hin und her fliegt, oder in tapezierten Zimmern lauret, Beute zu erhaschen, darüber sich nur der Geiz, die Wohllust, oder die Verschwendung höllisch freuen können!

Hinweg mit diesen Gegenständen! Nun kann der Landmann bald Brodt vom neuen Korne essen, und Kuchen von frischem Waitzen backen. Wie süß schmeckt ihm diese Nahrung! Er weiß es noch aus dem Andenken des vorigen Jahres, daß sein erstes Brodt aus frischem Rocken süß schmeckte, und die Augen so wohl, als der Geruch, sich belustigend dabey beschäftigten, es seiner Begierde durch den Reiz mehrerer Sinne noch angenehmer zu machen. Und ist nicht alles süß und angenehm, was wir rechtmässig besitzen, durch eigene Arbeiten erwerben, und der Vorsehung als ein Geschenk verdanken können? Nur das

verliert seinen Werth, worüber das Bewußtseyn des Bösen unzuversüssende Bitterkeiten zerstreuet.

Nun Landmann! Nun hast du deinen Vorrath auf den Winter in Sicherheit gebracht. Nun kanst du deine Abgiften und Ausgaben erstehen. Nun brauchst du keines Dinges mehr. Nun iß, trink, sey gutes Muths; sey trotzig und sicher! — Nein! wisse, es gehöret mehr zur Glückseeligkeit und Sicherheit dieses Lebens, als ein zusammen gehäufter Vorrath. Was könnte dir deine ganze glückliche Erndte helfen, wenn dir heute die Posaune des Todes-Engels erschallete, und diese Nacht deine Seele sich von dir trennete? Was nützten dir deine Arbeiten, wenn eine Flamme ihre Früchte verzehrte? Was nützte dir der Vorrath für dein Vieh, wenn sich ihm die Sterbedrüse anhängte, und es plötzlich dahin fiele? Erkanntest du, daß die Erndte eine Gabe des Allmächtigen sey, als deinen Früchten auf dem Felde noch Hagel und Ungewitter, noch Dürre und überflüßiger Regen, noch Ungeziefer und Mäusefraß das Verderben droheten; mußtest du sagen, als du von allen diesen möglichen Uebeln befreyet, deine eingeerndtete Früchte mit lächelnden Blicken in Sicherheit sahest: Der HErr hats gegeben! So erkenne nun auch, daß dein Vorrath einen göttlichen Bewahrer nöthig hat, der den Gebrauch und Genuß desselben mit

Ge-

Gedeyen verbinden muß. Danke dem Geber, und flehe mit Zuversicht, daß er auch Bewahrer sey. Alsdann lebe in göttlicher Sicherheit mit deinem Gute vergnügt, und laß im Vertrauen auf die höchste Vorsehung deine Seele guter Dinge seyn!

Ich rede mit meinen ländlichen Lieblingen in der Sprache der redlichen Einfalt. Vielleicht hört es der menschenfeindliche Unglaube, und runzelt darüber seine ohnedem faltige finstere Stirne, und spricht, unnatürlich lachend: Thorheit! Doch, du Scheinlarve der Weisheit, die in der That nur Blindheit bedecket, höre, Unthier, das entweder keinen, oder einen müssigen um die Menschen unbekümmerten Gott glaubt, und laß dich die Erndte eines bessern belehren! Durchsiehe das vor dir liegende Pflanzenreich. Betrachte die wundervolle Vegetation. Ueberlege die Einflüsse der Natur in glückliche Erndten. Siehe das in der Erde zum Schein sterbende Waitzenkorn, das in seinem Tode lauter Leben ist, wie seine folgende Früchte bezeugen. Wirst du hier nicht Mittel und Absichten verbunden finden; wirst du hier nicht hohe Weisheit spüren; wirst du hier nicht die Allmacht, kurz die Gottheit wahrnehmen: So bist du des höchsten Unglücks, ohne Gott zu seyn, in welches du dich stürzest, werth; so verdienest du es, daß alles

um

um dich her Verwirrung, Ohngefehr, blinder Zufall, und die ganze Welt, die ganze Natur, die ein ewiges unauflösliches Räthsel sey.

IV.

Die Menschen.

Kaum wage ich es, öffentlich zu bekennen, daß ich ein Mensch zu seyn für eine grosse Würde und Glückseligkeit halte. Man suchet so viel Tadel an dem Menschen, man betrachtet ihn in einem so erniedrigenden Lichte, man eignet seiner Natur so viel Böses, so viel Abscheuliches zu, daß hiedurch meine Blödigkeit hinlänglich gerechtfertiget wird. Doch wie kann und darf ich, ohngeachtet der vielen gedruckten Satyren und Pasquillen auf das menschliche Geschlecht, mich dieses Bekenntnisses schämen, da es die einzige Quelle ist, aus welcher der gerührte Dank, das feurige Lob der Gottheit entspringen muß, darin wir täglich unser Schöpfungsfest zu feyern,

und die an uns gewendeten Wohlthaten der Allmacht zu verehren schuldig sind? Wie würdig war dies Bekenntniß einsmahls eines römischen Mundes? Was für Beyfall fand es bey demjenigen, dessen Lob für einen Sterblichen Seeligkeit ist? *)

Kann derjenige, welcher des Schöpfers Ehre liebt, und wie er soll dafür eifert, es wohl ausstehen, daß man Schmetterlinge und andere Insekten bewundert, und den Menschen eine verhaßte Kreatur nennet? daß man ihn verachtet, ja in den Abgrund der Hölle hinunter verdammet? Müssen uns nicht lebhafte Regungen der Ungedult und des Mißfallens durchdringen, wenn wir wahrnehmen, wie man die Spur der göttlichen Vollkommenheiten, und Grösse, in jedem, auch dem kleinsten Geschöpfe findet, und sie doch an dem Menschen, dem Könige der sichtbaren Schöpfung auslöschet? Ihn versenket man in grundloses Elend, Jammer und Verderben, ihn, an dem wir Majestät, Schönheit, und eine Fülle von Vorzügen glänzen sehen, und welcher der unverwerflichste Zeuge, der helleste Spiegel der Gottheit ist.

Geliebte Mitmenschen — Gewiß ich liebe euch; ich sehe euch mit einer Art der Ehrfurcht und Bewunderung an, und zwar ohne Rücksicht auf

*) Matth. 8, v. 9. 10.

auf die zufälligen, in meinem jetzigen Gesichtspunkte kleinen und niedrigen Dinge, welche die Welt Glück, Reichthum, Würde, Hoheit, nennet — Werthe Nebengeschöpfe, ich unternehme es, eure Ehre gegen eure Verächter zu retten — Nein, nicht eure Ehre; Gottes Ehre, durch den ihr seyd, was ihr seyd. Ich will euch an denen rächen, die euch tadeln — Doch sind sie nicht auch Menschen? Ueberzeugen will ich sie, daß sie sehr unrecht und unnatürlich handeln, wenn sie das menschliche Geschlecht, und mit demselben zugleich sich selbst herunter setzen, tadeln, und Gott und Menschen meistern.

O wären doch die Myriaden der Geschöpfe, welche so viel niedrige Classen unter uns ausmachen, als wir vor ihnen Vorzüge zu besitzen fähig sind, wären sie doch einen Augenblick Sprache und Vernunft! O könnte doch das Reich der Thiere, der Vögel, der Meere und Flüsse, könnten doch alle Insekten eine kurze Zeit reden! Was für Vorzüge würden sie an den Menschen mit einer Zunge preisen? Was für ihnen fehlende Vollkommenheiten würden sie an uns finden, die wir zu besitzen gewohnt sind, und nicht empfinden? Götter würden sie uns nennen. Hohe Wesen würden wir in ihren Augen seyn. Könnten doch die Einwohner der Planeten zu uns herab steigen! Was für unerkanntes Gutes wür-

den wir durch die Vergleichung unserer selbst mit ihnen zum Preise des Schöpfers an uns wahrnehmen?

Aus was für einem Gesichtspunkte fange ich an, die Würde der Menschen zu betrachten? Wie mannigfaltig sind die Aussichten, die sich meinen Blicken in das menschliche Geschlecht eröfnen? Natur und Wesen drängen sich mir am ersten zu. Der Mensch ist ein lebendiges Wesen, das Gott aus Leib und Seele vereiniget hat.

Schon aus diesem Begriffe fließt eine Vollkommenheit und ein Vorzug unsers Geschlechts, der allen andern Gattungen der Geschöpfe fehlet, den selbst die Geister nicht haben, obgleich ihre hohen Reihen den unermeßlichen Zwischenraum über uns, und unter Gott ausfüllen. Menschen sind einer doppelten Art des Genusses des Guten und der Glückseeligkeit fähig, eines leiblichen oder sinnlichen, und eines geistlichen. Wären wir blos Geist, oder allein Thier; so würden wir in dem Genusse der Glückseeligkeiten um eine Art ärmer seyn. Und sollten wir wohl wünschen können, blosse Geister zu seyn, und keinen Leib zu haben? Sollten wir, damit ich mit andern Worten eben das sage, wohl wünschen können, aller der Vergnügungen, angenehmen Vorstellungen und ergötzenden Nutzungen beraubt zu seyn, welche wir vermittelst unserer

Sinne

Sinne von den mannigfaltigen Gaben haben, mit welchen der Schöpfer die Welt um uns her angefüllet hat? Die Sinnlichkeit ist eine theure Gabe des Schöpfers für die Menschen. Undank allein kann sie verachten. Allein den Anblick des gestirnten Himmels, allein das Anschauen der prächtigen Morgenröthe möchte ich gegen keine andere grosse Glückseeligkeit entbehren; und ich würde selbst erhabenere Geister für unglücklich halten, die dies und die übrige Pracht und Schönheit der Natur nicht sehen können, wofern sie nicht an statt des Sonnenglanzes den unendlich herrlichern Glanz der Gottheit schaueten. — Sollten wir hingegen wohl wünschen können, blos thierisch zu seyn? Schon dieser blosse Gedanke ist schreckhaft. Wofern nicht Vernunft und Geist unsere Sinne veredelten, sie zu ihren Werkzeugen brauchten, uns hohe Empfindungen und herrliche Gedanken einzugeben; wie unvollkommen wären wir denn bey Falkenaugen und den geschärftesten Sinnen? Es ist daher ein Vorzug der Menschen vor Geistern und Thieren, daß sie aus zwey so verschiedenen Theilen, als Leib und Seele sind, bestehen.

Der Leib ist ein Theil der menschlichen Natur, welchen viele zu erniedrigen und zu verachten sich ein Verdienst zu machen glauben, der aber von Nachdenkenden mit Recht als eine grosse Voll-

kommenheit betrachtet wird, dafür wir dem Schöpfer Ehre und Dank nicht schuldig bleiben müssen. Die Erde, sagt man, der verächtliche Koth, die faulende Speise der Würmer! Allein wie reizend ist diese Erde, nachdem der Schöpfer seine Allmacht und Weisheit daran bewiesen, und sie zu einem Wunder der Ordnung, der Mannigfaltigkeit in Einem, des richtigen Ebenmasses und der Uebereinstimmung in dem Vielfältigen bearbeitet hat? Wie anziehend sind einige der Eigenschaften dieses Kothes, Gesundheit, Kräfte, Schönheit? Der menschliche Leib, diese Welt im Kleinen, verdient der Tadel? Das Leben — welche Tiefe der Weisheit! Der Mechanismus — welch unbegreiflich Wunder! Das Verhältniß aller Theile des Körpers, besonders der Sinne, gegen das, was ausser uns ist, vermöge dessen wir den Schall und die Bewegung der Luft auf fangen, die Lichtstrahlen in uns bringen — von was für Weisheit zeuget dies? Ich überlasse es einem unvergleichlichen Nieuwentiet, den menschlichen Körper, wie ers verdient, und durch ihn Gott zu ehren. Nachdem er seine Physik geschrieben, braucht die Würde des menschlichen Leibes keine fernere Vertheidigung.

Jedoch der Leib erkranket, wird eine Wohnung der Schmerzen, stirbt. — Vergebens rufen Verächter der Menschen Schmerz, Krank-

heit

heit und Tod zu Hülfe. Der Tod ist, in einem höhern Lichte betrachtet, ein Mittel zu grösserer Vollkommenheit, so wie die Saat ein Mittel zur frohen Erndte. Und ist in der Welt nichts gut, edel, herrlich, als was ewig dauren kann? Hat nicht die ganze Schöpfung, so weit sie sichtbar ist, ihren Tod mit sich vereinigt? Und Schmerzen, Krankheiten, woher kommen sie? Sagen uns nicht die verständigsten Aerzte, daß sie von aussen her in den Leib gebracht werden, keinesweges aber, wenn wir nach den Vorschriften der Natur und Klugheit lebten, sich aus dem Leibe selbst entwickeln? Könnten sonst unter den Aerzten heldenmüthige Menschenfreunde, die eines ewigen Nachruhms, und höherer Unterstützung werth sind, in unsern Zeiten auftreten, und den Muth fassen, die Blatternkrankheit, die Schwester der Pest, auszurotten, und aus der Welt zu verbannen? Sind nicht andere Arten von Krankheiten in unsern Zeiten verschwunden, und dem menschlichen Leibe unbekannt worden? Was bleibt denn aus diesem Vorwurfe noch zur Erniedrigung des menschlichen Leibes übrig? Nichts als eine Fähigkeit zu Schmerzen und Krankheiten. Wohl! dies ist eine Unvollkommenheit. Aber kann man alle Unvollkommenheiten von irgend einem Wesen, das nicht Gott ist, absondern? Giebt es in der ganzen

Natur, und wie herrlich ist sie gleichwohl, eine andere Vollkommenheit, als eine solche, die mit Fehlern verschwistert ist?

Aber Seele, Tochter der reinen Gottheit, ersetze du, durch deinen Werth, zur Ehre des Menschen, was dem Leibe an Vollkommenheit abgeht! Unsterblicher Geist! Ich brauche dich nur zu nennen, und ich habe den Menschen über alle Verachtung erhoben; und ich habe den Tagelöhner aus seiner Niedrigkeit hervor gezogen, daß er in den Augen derer, die ihm verachtungsvoll seinen verdienten Groschen zu werfen, etwas ist, wo nicht glänzet. O Mensch, ich sehe zu deinen Füssen sich alles erniedrigen, was ich von einem Pol der Erde zum andern erblicke! Dich mit Vernunft begabten Menschen nennt alles Herr. Ueber dich sang einstmahls ein begeisterter König ein göttlich Lied, und in demselben Dank und Empfindung zu Gott. *) Du missest die Sterne, bestimmest die Bahn der Planeten, wägest die Luft, dringest mit deinen Blicken in die Tiefe der Meere, und in das Innerste der Erde. Seele, was für eine Schöpferinn von Künsten muß ich dich nennen? Du bauest; und Aegyptens Pyramiden, Colossen, zeugen von dir. Du entlehnest dem Donner seine Kraft, und wirkest dadurch Zerschmetterung der Felsen

und

*) Den 8ten Psalm.

und Feinde. Du lehrest, welches edler ist, die sanften Künste der Saaten und Erndten. Du schaffest Wüsteneyen um in lustige Aenger und Wiesen, erfüllt mit weidenden Heerden. Du gewinnest Brodt und Nothdurft aus Erde und Sand. Schon längst hätten ohne dich die Menschen auf Erden umkommen müssen, verschmachtet aus Mangel der Nahrung, oder für Hitze verdorret, oder für Kälte erstarret. Unsterblicher Geist, wer ehret dich nicht in Leibnitzen, in Newtonen? Wer erkennet nicht deinen Adel in so viel andern berühmten Männern, die aus ältern und neuern Zeiten durch die Höhe ihrer Wissenschaften in den Tempel der Unsterblichkeit und des ewigen Nachruhms eingegangen sind? Seele, die du Gott erkennest! — O die erste aller Wissenschaften! Rühme dich derselben; sey stolz auf sie. Wie lobt ihn der Vögel Heer mit harmonischen Stimmen, ohne ihn zu erkennen? Wie aufmerksam hört das Thier im Donner seine Stimme, ohne ihn zu kennen, und schmeckt im Futter seine Güte, ohne von ihm etwas zu wissen? Du allein, o Mensch, bist dieses Vorzugs auf Erden werth. — Du erkennest Recht und Unrecht, Tugend und Laster. — Der Löwe würget. Unschuldige Lämmer werden des Wolfes Raub, und die fromme Taube wird die Beute des Habichts. Ach Menschen, wie glücklich

seyd ihr, daß ihr vor dem Unrechte erschrecken, und über vergossenes Blut seufzen könnet! Die Raben ernähren ihre Jungen, aber aus thierischen Trieben. Deiner Fähigkeit, o Mensch, ist die himmlische Vollkommenheit vorbehalten, aus Ueberlegung, aus Gründen, aus Trieben der Pflicht zu lieben, die Deinen zu versorgen, und wahre Tugend zu üben. Kann ein Mensch niedrig seyn und verachtet werden, den seine Seele zu so grossen und göttlichen Dingen fähig macht? Ich schweige. Stille Bewunderung des Schöpfers der Seelen sey ihr ferneres Lob.

Sind diejenigen, in deren kalten Herzen eine träge Gleichgültigkeit gegen Gott wohnet, wohl werth, Menschen zu seyn? Sie kennen ihre Würde nicht; sonst müßte ihre Seele voll von dankbaren Empfindungen gegen die Gottheit seyn, die sie zu Menschen werden ließ, da sie hätten Maden und Würmer werden können, die sich unter ihren Füssen krümmen. Sollen wir die erste unter allen Pflichten, das Lob und die Verehrung Gottes, nicht eher erfüllen, bis uns ausserordentliche Gelegenheiten, besondere erlebte Glücksfälle, dazu auf fordern? Was ist alles zufällige Glück der Erde, was sind Reichthümer und Würden, gegen das Glück, ein Mensch zu seyn? Sollten wir wohl alle Schätze der Welt gegen den Verlust nur einer einzigen Gabe der

Mensch=

Menschheit zu erlangen wünschen können? und z. E. gegen die Verrückung des Verstandes und der Vernunft reich und im Ueberflusse zu seyn verlangen? Ohne Zweifel würde ein Mensch auf das lebhafteste Gott danken und preisen, der viele Jahre des Lichts seiner Augen beraubt gewesen, und in Finsterniß und Blindheit gewandelt, wenn ihn Gott durch ein Wunder auf einmahl sehend machte, und ihm den Gebrauch seiner Augen wieder schenkte. Und ist es nicht mehr, was Gott an denen thut, welchen er alle Sinne erhält? Ist es nicht ein grösser Glück, keinen Sinn verlieren, als einen verlornen wieder finden? Sollten wir daher nicht für alle Vorzüge der Menschheit Gott mit grösserm Rechte zu verherrlichen schuldig seyn, als ein Blinder der sehend worden?

Ist die Würde der Menschheit so groß; wie klein und unnatürlich wird denn in unsern Augen ein Tyrann, ein Stolzer, ein Ungerechter, die sich nicht scheuen, mit Verachtung, Unterdrükkung und andern feindseligen Thaten gegen diejenigen zu wüthen, die ihnen so werth seyn sollten, als sie es sich selbst sind? Und wie edel, wie natürlich ist daher an Grossen und Kleinen der Charakter eines Menschenfreundes?

Ist es ein Glück und eine Würde ein Mensch zu seyn; wie sehr schänden sich denn diejenigen, die

blos thierisch leben, in sinnlichen, übertriebenen, ausschweifenden Wohllüsten berauscht die Sorgfalt vergessen, ihre Seelen zu nützlichen Einsichten und Kenntnissen, und zu edlen Empfindungen gegen Gott und Menschen zu bilden?

Jedoch der sittliche Zustand des Menschen — wie verderbt ist der? Hiedurch fordern mich Menschenfeinde zu fernern Widersprüchen gegen sie auf; hiedurch hoffen sie über mich zu siegen.

„Was für elende Kreaturen, heißt es, sind „die Menschen? Die Welt ist durch sie ein „Schauplatz der Verwirrung und des Elendes. „Krieg, Mord, Falschheit, Meineyd, Wohllust, Ungerechtigkeit bezeugen ihren Werth. „Zerreissen sich unter einander wohl die Tiger, „wie die Menschen thun? Ist die menschliche „Wohllust und Unmässigkeit wohl in den Höhlen „der Bären bekannt? Ist nicht Vernunft an „den Menschen dasjenige, was sie gefährlicher „macht, als wilde Thiere? Wie wenig Gute „findet man unter ihnen; und wie groß ist die „Zahl der Bösen? *)

Ich

*) Ohne in ein Feld hinein zu gehen, welches hieher nicht gehört, kann ich doch nicht unterlassen, eine Anmerkung wider diejenigen zu machen, welche das menschliche Herz aus einem höhern Lichte kennen sollten,

Ich will die Menschen so nehmen, wie ich sie überhaupt, so wohl unter den Folgen ihres Falles, als unter den ihnen dagegen von Gott geschenk-

sollten, und uns doch einen falschen Abriß davon machen, wenn sie das darin liegende Verderben so übertrieben vergrössern, daß sie uns an den Menschen nichts als Greuel und Abscheuligkeiten erblikken lassen. Sie meynen es zwar in der That wohl gut, allein alle Uebertreibung in dieser Sache stiftet gewiß mehr Schaden als Nutzen? Wir glauben einen Sündenfall, und ein natürlich daher entsprossenes Verderben der Menschen, theils um die grosse Gnade der Erlösung in ihrem hohen Werthe und in ihrer Nothwendigkeit erkennen und verehren zu können; theils unsern Herzen lebendige Rührungen zur Erniedrigung vor Gott, zur Busse, zur Heiligung, einzuflössen. Dies Verderben der Natur übertreiben, und den Menschen ganz zum Greuel, zur Sünde machen, heißt die Ehre Gottes kränken, der unmöglich dem Satan einen völligen Sieg über seine Weisheit, Güte, und Absichten bey der Schöpfung des Menschen gestatten, und sein gutes Werk völlig zernichten lassen konnte; es heißt, sich selbst die vornehmste Gelegenheit zum freudigen Lobe und Preise des Höchsten entziehen, und es sich zu einer widernatürlichen Pflicht machen, dies Leben als ein immer-

geschenkten Hülfsmitteln zum Guten, wirklich finde. Hier antworte ich von Wahrheit und Erfahrung unterstützt: es sind nicht alle Menschen böse; noch weniger sind sie es auf eine nothwendige unwiderstehliche Art. Bosheit und Laster sind nicht wesentlich mit der Natur der Menschen ver-

immerwährendes Elend in Schwermuth, Klagen, und Seufzen zuzubringen; es heißt, sich und andern den Muth und die Lust benehmen, besser, heiliger, und vollkommener zu werden. Denn wer kann Muth genug haben, durch so viel Böses durch zu arbeiten? Wer hat so viel Stärke des Geistes, daß er nicht an dem guten Erfolge seiner Bemühungen verzweifeln sollte, wenn er das Verderben seiner Seele so groß und tief zu seyn glaubt, daß er es nicht übersehen kann, und nicht weiß, wo er anfangen, noch wo er aufhören soll? Ich habe allzeit gewünscht, daß diese Lehre nie anders, als um ihrer Anwendung willen, möge öffentlich vorgetragen werden, und das, nie auf eine schwermüthige Art, blos den Menschen, das Meisterstück der Schöpfung, zu tadeln, nie mit übertriebenen Vergrösserungen die dem Unglauben gar zu leicht in die Augen fallen, nie auf eine unphilosophische, und den Mangel der Kenntniß der Seelen verrathende Art, sondern mit Klugheit, Genauigkeit, nach Maaßgabe der Wahrheit und Erfahrung.

verknüpft. Böse Menschen sind zwar nicht zu entschuldigen, weil sie gut seyn könnten, und selbst leichter gut als böse. Allein dies kann nicht auf die Rechnung der Menschheit selbst geschrieben werden, was von einer Anzahl der dazu gehörigen Individuorum gilt, das gemeiniglich mehr in den Mängeln der Erziehung, in Verführungen und bösen Exempeln, als in der Natur und Geburt selbst gegründet ist. Giebt es nicht selbst böse Engel? Kann dies den Werth des ganzen Geschlechts der Engel verringern? Die bösen Menschen lehren uns den Werth der Guten desto lebhafter einsehen. Die auf eine übertriebene Art nur immer über die Menge der Bösen schreyen, gestehen dadurch stillschweigend ihren Stolz, nach welchem sie begehren, daß man sie als Ausnahme betrachten solle, und nach welchem sie es sich zu einem desto grössern Verdienste machen, daß sie gut sind, oder den Schein des Guten haben. Und giebt es nicht immer in der Welt noch Gute genug, ja überhaupt mehr Gute als Böse, um Ursache zu haben, mit den Menschen zufrieden zu seyn? Ich bin geneigt, dies von der ganzen Welt zu glauben. In meinem engen Bekanntschaftskreise verhält es sich wirklich so. Gegen einen Säufer kann ich wohl 50 und mehr Mässige aufstellen. Gegen einen Betrüger viel Redliche. Die Schande einer befleckten Ehe

sehe ich durch viele reine und unverletzte Ehen ersetzt. Kenne ich einen Meineydigen, so kenne ich dagegen viel andere, die niemahls einen falschen Eyd gethan haben. Ist es nicht in der ganzen Natur eben so? — Finden wir nicht darin mehr Gutes als Böses? Mehr Gesunde als Kranke und Gebrechliche? Mehr nothdürftig versorgte, als Arme? Mehr gute Tage, als solche, an denen es stürmt und regnet? Mehr Fruchtbarkeit als Mißwachs? Mehr nützliche Dinge als Gifte? Selbst diejenigen, welche durch ihre Bosheit die Menschheit entehren, haben gute Seiten. Ihr Hauptlaster verdunkelt nur ihre übrigen guten Eigenschaften, und läßt sie unbemerkt bleiben. Ein Cartousche selbst ist nicht ganz Cartousche. Nehmen wir sein Hauptlaster weg; so werden wir an ihm Witz, Verstand, Unerschrockenheit, Verschwiegenheit, Treue, ja Großmuth finden, die wir an jedem andern ohne die Gesellschaft des Lasters loben würden.

Sehen Verächter und Tadler nur die böse Seite der Menschen an; so muß mir dagegen erlaubt seyn, sie auch von der guten Seite her zu betrachten. Zu was für grossen, edlen, rühmlichen Gesinnungen, Tugenden und Thaten sind nicht die Menschen aufgelegt, in Beförderung der Ehre Gottes, in Freundschaften, in der Liebe, und dem Dienste des Vaterlandes, in der

Barmherzigkeit, in der Erduldung unvermeidlicher Leiden, in Muth und Tapferkeit, in Großmuth und Verzeihung? Ein gütiges und sanftes Herz z. E. wie rühmlich macht dies allein das Glück ein Mensch zu seyn? Wer ist dem vollkommensten Wesen ähnlicher, als ein gütiger Mensch? Holdes Lächeln fließt aus seinen liebreichen Blicken mit Trost in unsere Seele. Heiterkeit und Sanftmuth umglänzen seine Stirne. Seine Worte sind ein erquickender Balsam. Er freuet sich bey unserer Freude, und unser Leiden rührt seine ganze Seele. Wir fehlen; er beklagt uns, und reicht uns seine Hand zum Aufstehen. Wir sündigen; und er sucht, ohne uns zu verdammen, uns zu bessern. Er ist stets beschäftigt, hier eine Noth des Nebenmenschen zu endigen, da den Grund zu einem neuen Glück zu legen, und durch Wohlthaten dem höchsten Wesen nachzuahmen. Er empfindet in der Wohlfahrt anderer sein eigen Glück. Stellen wir uns einen gütigen Menschen in Purpur, im Glanze und unter den Pflichten des Thrones vor; wie können wir uns enthalten, ihm unsere Herzen voll von Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung zu widmen? Sind dies nicht unsere Empfindungen gegen einen **Georg** den dritten? Waren dies nicht die Gesinnungen ehemaliger Römer, gegen ihren August, gegen ihren Titus und an-

dere

dere gütige Beherrscher? Was für Ehre für die Menschheit, wenn sie solcher Tugenden fähig ist, um welcher Willen man einen Menschen delicias generis humani nennt? — Die Liebe, wie erhebt sie den Menschen, wenn sie auf Freunde, Volk, Vaterland gerichtet ist, wenn sie mit Großmuth und Verleugnung unserer selbst verknüpft ist? Niemals kann ich ohne Bewunderung die Grösse und Würde eines Moses betrachten, wenn er in dem Vorsatze, die Sünde der Abgötterey des Volks zu versöhnen, sich zum HErrn nahet, und in einem vertrauten Umgange mit demselben also redet: **Ach das Volk hat eine grosse Sünde gethan, und haben ihnen güldene Götter gemacht; nun vergib ihnen ihre Sünde: wo nicht, so tilge mich aus deinem Buche!** *) Und zeigt uns nicht die weltliche Geschichte mehr als ein Beyspiel solcher Menschen, die ihr Leben dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern Treue, Liebe, und Großmuth genug hatten?

O Mitmenschen! Wir haben Macht und Fähigkeit genug, uns durch Tugend und wahre Würde über den Tadel der Menschenfeinde empor zu schwingen.

Wir haben Macht und Fähigkeit genug einer des andern Engel zu seyn. Verachtet und ver-

*) 2 Buch Mos. 32, v. 31. 32.

verabscheuet sey nur der, welcher des andern Teufel wird!

Die Menschen sind als Menschen würdig genug, von uns Achtung, Liebe, Beystand, Gerechtigkeit zu fordern. Wir üben diese Pflichten oft aus viel geringern Bewegungsgründen, als diejenigen sind, die aus der Betrachtung der Menschheit fliessen.

Ich wundere mich nicht, daß es Fürsten gegeben hat, welche niemahls ein Urtheil zum Tode und Untergange eines Menschen haben unterschreiben wollen; ich wundere mich vielmehr, daß man von je her in der Welt so verschwenderisch mit Menschenblute umgegangen ist.

Soll ich noch etwas zur Unterstützung der menschlichen Würde hinzu fügen; so ist es der Ausruf, worin ein Prophet die Gesinnungen des Schöpfers gegen die Menschen verehrend anbetet: wie hat der HErr die Leute so lieb! *) Menschenfeinde, höret dies; und heilsame Schaam durchdringe eure Seelen über eure weite Entfernung von einem so erhabenen Muster der Nachfolge! Was ist ungöttlicher, als Neid, Falschheit, Ungerechtigkeit, Stolz, Verachtung gegen ein Geschlecht, das der Herr selbst so lieb hat, und in dessen Fleisch und Blut sich die Gottheit selbst eingekleidet hat?

*) 5 Buch Mos. 33, v. 3.

V.

Von der menschlichen Glückseeligkeit, und den Mitteln sie zu befördern.

Des Menschen Glück nicht einzuschränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft zu denken,
Und sprach: Mensch! schaffe dir dein Glück.

* * *

Die Welt ist voll von Menschen, die glücklich seyn könnten, und doch elend sind. Man kann ohne Ungerechtigkeit gegen den unendlich weisen und gütigen Urheber der Natur nicht anders denken, als daß er es den grossen Reihen der Elenden in der Welt an Mitteln glücklich zu seyn nicht habe fehlen lassen. Denn die Glückseeligkeit der Menschen war ein Schöpfungszweck der Gottheit. Dem ungeachtet bestättigt die Erfahrung, daß ein grosser Theil der Sterblichen

auf

auf Erden unglücklich sey, und sich mit Kummer und Sorgen quäle. Bemerkten wir dies nur unter den Haufen der Armen, Niedrigen, Kranken, Verachteten; so würden wir uns nicht sehr wundern. Allein wenn wir das Elend auch in Palläste eindringen sehen, die unsere Einbildung von lauter Freuden bewohnen läßt, wenn wir von Kummer, Sorgen und Unzufriedenheit auch diejenigen verfolgt sehen, in deren Platz wir uns nicht ohne Entzückung in Gedanken setzen können; so verwundern wir uns billig, und entschliessen uns, einer Sache nachzudenken, die unter die seltensten Erscheinungen gehören sollte, und uns doch alle Tage vor Augen steht.

Was ist demnach Glückseeligkeit für die Menschen? Besteht sie in dem Besitze und Genusse dessen, was in der That ein Gut ist, und seiner Natur nach unsere wahren Bedürfnisse stillen kann? So scheinet es; so sollte es seyn; aber so ist es nicht. Denn sonst müßten alle Gesunde, die in der Welt so viel finden, wodurch sie ihren Hunger und Durst stillen, und ihren Leib vor Frost und Hitze schützen können, sonst müßten die mehresten Menschen glücklich seyn, weil Gott um sie her unzählige Güter verbreitet hat, daraus sie Nothdurft, Nutzen und Vergnügen schöpfen können. Es giebt so gar Menschen, die selbst im Ueberflusse dieser Gaben, mitten im Reich-

thum, im Schooße der Ehren, unglücklich sind. Und daher bezeugt die Erfahrung, daß wir unsere wahre Glückseeligkeit vergeblich in Dingen ausser uns suchen. Ihr Grund liegt in uns selbst.

Alle, welche denken, und auf das, was in ihnen bey Freude und Betrübniß vorgeht, aufmerken können, werden darin einig seyn, daß derjenige nicht glücklich zu nennen sey, welcher seine Wünsche nie erfüllet, und seinen Neigungen immer etwas widerstreben siehet, mithin vergeblich wünscht und hoffet. So muß denn wohl im Gegentheile die Glückseeligkeit der Menschen darauf ankommen, wenn sie in solchen Umständen leben, darin sie ihre Wünsche erfüllet, und ihre Neigungen befriedigt sehen. Ist es nicht in der Wahrheit unserer Empfindungen gegründet, daß es uns das größte Vergnügen sey, wenn wir erlangen, was wir wünschen? wenn wir uns vorstellen können, daß wir alles haben, was wir verlangen? Thut es nicht hingegen weh, wenn wir unser Verlangen unterdrücken, oder ihm gar entgegen handeln müssen? Ist es nicht ein Schmerz, wenn unsern Wünschen das Gegentheil widerfähret, und unser Verlangen vereitelt wird? Kinder bezeugen dies am deutlichsten, bey welchen die Natur ungekünstelt wirkt. Man versage ihnen, was sie wünschen, man nehme ihnen weg, woran sie sich vergnügen; und Thränen

werden

werden ihren Schmerz bezeugen, und an den Tag legen, daß sie sich für unglücklich halten.

Hieraus folgt: daß die Glückseeligkeit der Menschen in der Uebereinstimmung der Dinge, die ihren Zustand ausmachen, und umgeben, mit ihren Wünschen und Neigungen bestehe. Wer sich in der Stellung befindet, daß alles, oder doch das mehreste, was ihn umgiebt, und am nächsten auf ihn wirket, mit seinen Neigungen und Wünschen überein stimmet, und seine Wünsche befriedigt, der ist gewiß glücklich, und mehr oder weniger glücklich, nach dem Maasse und Verhältniß dieser Uebereinstimmung.

Ein Beyspiel erläutere die Sache. **Kleon** ist der Besitzer eines Landguts, das so viel aufbringt, daß es ihn und die Seinen nicht nur reichlich ernähret, sondern ihm auch das Vermögen giebt, seinen edlen Neigungen gemäß, vielen Dürftigen Gutes zu thun. Kleon liebt die Freyheit, die Wahl seiner Beschäftigungen, die Unabhängigkeit, und das Landleben. Er findet in der Regierung seines wohl geordneten Hauswesens ein Vergnügen. Ihm vergeht jeder Tag zu geschwind, wenn er bald denen zusieht, welche die Hoffnung der künftigen Erndte der Erde anvertrauen, bald den Wachsthum seiner neuen Pflanzungen betrachtet, bald im Schatten eigener Büchen ein nützliches Buch lieset, bald in

ausgewählter Gesellschaft das Vergnügen der Freundschaft giebt und nimmt, bald durch Wohlthun sich den Seegen niedriger Hütten zuziehet. Er schläft ruhig unter dem Gesange der Nachtigalen, und erwacht mit Begierde und Verlangen, in gewohnter Unschuld des Tages zu geniessen, den eine glänzende Morgenröthe nur erst in den Wolken verkündigt. Jedermann hält Kleon auf seinem Gute für recht glücklich, und die Heiterkeit seiner Stirn, die Ruhe seines Gemüths, die sich durch Augen, Gebehrden und Handlungen zu erkennen giebt, versichern, daß dies wahr sey. Warum? Weil in seiner Lebensart auf seinem Gute, in seinem Hause alles mit seinen Neigungen und Wünschen übereinstimmt. Dies, und nicht sein Gut, ist seine Glückseeligkeit. Sonst müßte Strephon noch glücklicher als er seyn. Denn er hat in der Nachbarschaft ein noch einträglicher Gut. Allein dieser letzte poltert, keift und lermt alle Tage, bald mit seiner Gemahlin, bald mit seinen Kindern, bald mit seinen Bedienten. Er ist so finster, daß jedermann seinen Umgang fliehet. Wenn er aus Wohlstand freundlich und gefällig zu seyn sich bemühet, so widersprechen gewisse Züge des Gesichts, als Verräther seines mißvergnügten Herzens, seiner übrigen Aufführung. Er klagt immer über lange Zeit. Alles, was ihn umgiebt, erweckt ihm Verdruß. Er

wünscht

wünscht eine Bedienung in der Stadt oder am Hofe, welche er nie hat erlangen können, und das Landleben ist ihm verhaßt. Dort im Geräusche der Städte würde er das seyn, was Kleon in der Stille der Einsamkeit ist, wiewohl vielleicht nicht auf eben die gründliche Art.

Der gegebene Begriff schickt sich auf alle Arten menschlicher Glückseeligkeit. Sind der Menschen Wünsche verkehrt und ausschweifend, so finden sie in ihrer Befriedigung ein verkehrtes und ausschweifendes Glück, wovon uns das gemeine Leben mehr Beyspiele vor Augen stellen kann, als ein Menschenfreund Ursache zu wünschen hat, weil Glückseeligkeiten dieser Art sehr nahe mit dem Verderben verschwistert sind. Lenken sich unsere Neigungen auf Dinge, welche nur die Sinne oder die Einbildung für Güter erklären; so genießt man in der Befriedigung derselben eine sinnliche Glückseeligkeit, oder ist in der Einbildung glücklich. Gehen unsere Wünsche auf wahre Güter, so sehen wir uns in ihrer Befriedigung wahrhaftig glücklich. Ja selbst die Seeligkeit der Gerechten in der Ewigkeit ist von dem gegebenen Begriffe nicht ausgeschlossen. Denn wären nicht ihre Neigungen und Wünsche so gereinigt und gebildet, daß sie mit den Gütern der seeligen Ewigkeit überein stimmten; so könnten sie selbst im Himmel nicht seelig seyn. Und es ist einer

der eindringendsten Gründe, welcher der Nothwendigkeit der Heiligung unserer Begierden das stärkste Gewicht geben kann und muß, daß, wenn auch Gott ohne Hintansetzung seiner Gerechtigkeit ungeheiligten und ausschweifenden Menschen den Himmel schenken könnte, sie doch der Seeligkeiten desselben unfähig seyn würden. Die Schrift, sonderlich des alten Bundes, setzt in ihren Verheissungen keinen andern, als den gegebenen Begriff voraus. *)

Aus diesem Begriffe von der menschlichen Glückseeligkeit, welchen ich in der Folge stets zur Grundlage behalten und voraus setzen werde, erhellet nun, daß es zwey Wege gebe, glücklich zu werden, und ein dritter Weg scheint unmöglich zu seyn.

Der erste Weg, unfehlbar glücklich zu werden, ist dieser:

„Man richte die Dinge, die uns in der Welt „umgeben, und sich auf uns beziehen, so ein, „daß sie mit unsern Wünschen und Neigungen „überein stimmen; und man wird glücklich seyn.„

Ich bin versichert, daß niemand an der Wahrheit und Unfehlbarkeit dieses Mittels zweifeln kann. Nur fürchte ich dagegen den Einwurf: Nur Schade, daß uns Gott nicht einen Theil seiner Allmacht verliehen hat; daß uns die

Natur

*) Psalm 37, 4.

Natur nicht zu Gebote stehen will, und auf unsern Wink die Veränderungen, die wir wünschen, in der Welt nicht erfolgen wollen! Ich selbst empfinde die Kraft dieses Einwurfs, und die unübersteiglichen Schwierigkeiten, welche das angeführte Mittel zur Glückseeligkeit begleiten. Denn ich finde, daß ich nicht einmahl die Sümpfe der hiesigen Gegend austrocknen, noch mich gegen das jährliche Fieber schützen kann, welches mir die ungewohnte Feuchtigkeit der hiesigen Herbst- und Frühlingsluft zuziehet. Und ich fürchte, daß auch meine Leser in dem angeführten Mittel viel Wahrheit, aber wenig Brauchbarkeit und Anwendung finden werden. Nur der könnte auf diesem Wege aus eigener Macht und Wahl glücklich seyn, von dem es mit Wahrheit heißt: Er spricht, und es geschieht; er gebeut, und es stehet da.

Indessen giebt es doch hie und da noch einen Sterblichen, welchen die Vorsehung in die Umstände gesetzt hat, mit denen alle, oder doch seine angelegentlichsten Wünsche überein stimmen. Und dieser hat seine Glückseeligkeit als ein Geschenk des Himmels zu betrachten. Ueber das sind nicht alle Umstände unsers Lebens von der Art, daß unsere Macht, Freyheit und Wahl dabey ganz ausgeschlossen blieben. In vielen Fällen kann unsere Macht, Klugheit und Geschicklichkeit eine

Aenderung treffen, und in diesen Fällen gilt die gegebene Regel. Doch ist dabey auch dies wahr, daß dieser Weg zur Glückseeligkeit allzeit voll Dornen sey, und wir uns bey jedem Schritte versehen müssen, ihren Stich zu empfinden. Denn die Bemühungen, die wir anwenden, das Ziel unserer Wünsche zu erreichen, sind mit Sorge, Furcht und Hoffnung umgeben. Bald finden wir Hindernisse auf unserm Wege, die wir nicht heben können; und wir fangen an mit Furcht, Kleinmüthigkeit und Verzweiflung zu kämpfen. Bald scheint uns der Ausgang unserer Bemühungen zwar nicht unmöglich, aber doch sehr ungewiß; und Sorgen und Bekümmernisse bemächtigen sich unserer Herzen. Bald zernichtet ein unerwarteter Vorfall, deren die Natur für uns kurzsichtige Menschen voll ist, unsere Hofnung, oder die Bosheit, welche nirgends als beym Glücke anderer geschäftiger ist, lehnet sich wider uns auf; und Traurigkeit und Unmuth erfüllen unsere Seele.

Dem ungeachtet hoffe ich diesen Weg zur Glückseeligkeit nicht umsonst angeführt zu haben. Die Unbrauchbarkeit desselben, wird die Brauchbarkeit und Nothwendigkeit des zweyten Weges desto deutlicher machen, der gleich beschrieben werden soll, und den wir, weil kein dritter Weg ist, nothwendig einschlagen müssen, wenn wir

nicht

nicht auf alle Glückseeligkeit in diesem Leben Verzicht thun wollen. Dies zweyte Mittel zur Glückseeligkeit ist den Fähigkeiten und Kräften der Menschen angemessener. Hier ist es:

„Da es nicht allemahl möglich ist, daß wir „die Dinge, die unsere Umstände ausmachen, „nach unsern Neigungen und Wünschen einrichten können; so richte man lieber seine Neigungen und Wünsche nach den Dingen ein, die „unsern Zustand ausmachen, und sich auf uns „beziehen, und man wird glücklich seyn.„

Hier fürchte ich den Einwurf nicht, welcher gegen das erste Mittel gemacht wurde. Unsere Neigungen und Wünsche stehen, sehr wenige ausgenommen, in unserer Macht und Gewalt. Sie beruhen auf unsern Vorstellungen und Begriffen. Und über diese sind wir Herren, sie durch Vernunft, Wahrheit und Gründe zu bilden und zu bestimmen. Ich nahm einige Neigungen von denen aus, die in unserer Gewalt stehen. Hierunter verstehe ich diejenigen, welche sich auf den Bau unsers Körpers, auf unsere Säfte und deren Mischung, oder, wie man es sonst nennet, auf unser Temperament gründen, und die man angeerbte, angeborne nennen könnte. Doch auch diese, welche gewiß die kleinste Zahl in uns ausmachen, sind fähig, durch Erziehung, Gewohnheit, Lebensart, Vernunft, Tugend und

Religion

Religion eine grosse Veränderung und verschiedene Richtung anzunehmen.

Man kann gegen dies Mittel zur Glückseeligkeit einwenden, daß es unangenehm sey, und während des Gebrauchs den Genuß der Glückseeligkeit von uns entferne, als welche mit dem Zwange der Neigungen nicht bestehen könne. Ich gebe zu, daß es angenehmer seyn würde, wenn sich alles nach unsern Neigungen fügen wollte, als wenn wir unsere Neigungen nach den Umständen, darin wir leben, ordnen müssen. Und gesezt, dies Mittel wäre an sich selbst widrig und unangenehm, läßt man sich nicht die widrigsten Mittel gefallen, um nur aus einer Krankheit zu entrinnen, und gesund zu seyn? Und gleichwohl ist Gesundheit nur eine Art der Glückseeligkeit. Was würde man nicht thun, um in allem Betracht glücklich zu seyn? Allein es ist in der That so unangenehm nicht, seine Neigungen und Wünsche so zu bilden und zu ordnen, als es die Umstände erfordern. Wer sich den grossen Zweck davon lebhaft vor Augen stellt, der wird in dem Gebrauche dieses Mittels selbst schon ein edles Vergnügen finden. Denn es ist dies das Geschäfte jedes Weisen, auch dessen, den nur der blosse Trieb der Vollkommenheit anfeuret, ohne Absicht auf die Beförderung seiner Glückseeligkeit.

Es erhellet hieraus, daß die Glückseeligkeit der Menschen, die ihre Neigungen nach den Umständen bilden, darin sie leben, keineswegs die Wirkung eines Zufalles, die Frucht eines Ungefährs, sondern ihr eigenes Werk sey, und in ihrer freyen Macht und Wahl stehe. Vergeblich beklaget sich daher der Unglückliche über die Härte des Himmels, über die Grausamkeit des Schicksals, da es bey ihm steht, seine Neigungen so zu ordnen, daß sie mit den bestimmenden Umständen seines Lebens überein kommen.

Eine vernünftige und weise Erziehung hat offenbar den stärksten Einfluß in die Glückseeligkeit des folgenden Lebens. Denn Kindheit und Jugend ist vorzüglich diejenige Zeit, da die noch nicht eingewurzelten und durch Gewohnheit noch nicht verhärteten Neigungen gebeugt, und wohin sie sollen gelenkt werden können. Wenn hingegen die Jugend zu ausschweifenden Neigungen gewöhnet wird, oder denselben kein Einhalt geschieht; was Wunder, daß sie in den folgenden Auftritten des Lebens des Genusses wahrer Glückseeligkeit unfähig wird, und früh empfindet, daß sie und die Einrichtung der Welt sich nicht für einander schicken? Denn der Schöpfer hat seine Welt nicht für die ausschweifenden Wünsche der Thoren gemacht, sondern so, daß die Neigungen

der Weisen und Tugendhaften darin ihre Befriedigung erlangen können.

Man sieht leicht, daß nach dem angegebenen Mittel es möglich sey, daß alle Menschen glücklich seyn können, ja daß der Mensch selbst bey Erduldung würklicher Uebel glücklich seyn könne. Es kömmt nur darauf an, daß wir unser Uebel als leidlich betrachten, daß wir es uns nicht von der schlimmsten Seite vorstellen, daß wir es nicht, wie viele thun, welche Belieben daran finden, ihre eigene Peiniger zu seyn, in unserer Einbildung vergrössern; sondern daß wir es vielmehr unter der Gestalt des Guten, oder doch von der Seite des damit verknüpften Guten betrachten, und, welches das vornehmste ist, daß die Empfindung eines Uebels uns nicht blind und unempfindlich mache gegen das übrige Gute, welches wir geniessen. Denn es ist wohl ausgemacht, daß die Zahl und Grösse des Guten im menschlichen Leben das darin befindliche Böse überwiege. Und dies Uebergewicht des Guten ist schon hinlänglich, uns in den Stand zu setzen, daß wir nicht unglücklich sind. Dies ist die Art der Glückseeligkeit derer, die in niedrigen Hütten vergnügt wohnen, die wirklich ihre Tage unter grossen Lasten zubringen, der Armen, die fremdes Mitleid ernähret, die sich aber, bey dem Mangel zeitlichen Guts, der Gesundheit, der Tugend

und anderer Dinge erfreuen können, die oft dem Reichen mangeln. Dies ist die Glückseeligkeit der Tagelöhner, denen alles mangelt, was sie nicht durch sauren Schweiß, der jeden Tag ihres mühsamen Lebens bezeichnet, gewinnen. Ja ich habe Menschen gekannt, die selbst auf einem beständigen Siechbette, wovon sie nur durch den Tod erlöset zu werden hoffen konnten, und unter der Abwechselung vieler Schmerzen glücklich gepriesen zu werden verdienten, weil sie ihrem Gemüthe den Widerstand der Neigungen gegen diese Art göttlicher Prüfungen zu benehmen, und es durch den Genuß geistlicher und himmlischer Güter zu einer überwiegenden Freudigkeit zu gewöhnen wußten. Vielleicht liesse es sich behaupten, daß dies die einzige Art der Glückseeligkeit sey, die sich für Menschen auf Erden im Stande der Prüfung und Unvollkommenheit schickt, und deren wir ausser dem Traume fähig sind. Denn wo findet sich wohl ein menschliches Leben, welches von allem Uebel und Ungemache entfernt wäre? Wir müssen daher entweder lernen, das Uebel mit unserer Glückseeligkeit zu vereinigen, welches nicht anders als durch vernünftige und christliche Bildung unserer Neigungen und Wünsche geschehen kann; oder wir müssen uns der Hofnung glücklich zu werden entschlagen, so lan-

ge wir im Lande der Sterblichkeit unter den Abwechselungen widriger Zufälle leben.

Daß es demnach in der Welt so viele Menschen giebt, welche unvergnügt und unglücklich der Gruft entgegen eilen, in welcher sie ihren Kummer zu vergraben hoffen; solches rührt weniger von der Macht widriger Verhängnisse, als von ihrer Trägheit oder Ungeschicklichkeit her, ihr Herz, ihre Neigungen, ihre Triebe zu bessern, zu bilden, und nach den Umständen ihres Lebens einzurichten. Denn die Dinge, welche ausser uns sind, sind uns an sich selbst gleichgültig, und rühren uns wenig. Nur unsere Vorstellung, die wir uns davon machen, giebt ihnen die Gestalt, darin sie gefallen oder mißfallen, reizen oder Ekel erwecken, gewünscht oder verabscheuet werden. Daß wir also glauben, wir könnten entweder ohne gewisse Dinge, oder bey gewissen Dingen nicht glücklich seyn, solches rührt offenbar von den Vorstellungen her, die wir uns davon machen. Elpin lebt wider seinen innerlichen Beruf, den er zur Welt hatte, im geistlichen Stande. Er wurde von seinen Eltern von Kindheit an dazu bestimmt, und Gehorsam brachte ihn mehr als eigene Wahl ins schwarze Kleid. Er erkannte nicht eher, wie wenig dieser Stand mit seinen Neigungen übereinstimme, als da es zu spät war, ihn zu ändern.

Er bemühete sich daher, seine Neigungen mit seinem Stande zu vereinigen. Er betrachtete, in was für edlen Pflichten sein Beruf bestehe, welche jeder Menschenfreund auch ohne Beruf ausüben zu können wünschen muß. Er fand es erhaben, durch Ausbreitung der Tugend und Gottseeligkeit, durch Vertilgung der Unwissenheit, der Vorurtheile und Irrthümer, durch Eröfnung der Trostquellen für Leidende, sich um das menschliche Geschlecht in der That verdient zu machen, und der Ehre desjenigen zu leben, und sie zu befördern, dessen Lob die Himmel erzählen. Ohne Bemühung, die Kraft der Bewegungsgründe zu empfinden, darauf sein Beruf und dessen heilige Pflichten sich gründeten, würde Elpin vielleicht ein Miethling geworden seyn, und mit Trägheit, ja Widerwillen und Ekel, sein Amt verrichten. Jetzt aber ist er treu, und in seinem Stande vergnügt und glücklich. Crast, der früh zum Waisen ward, erwählte, weil er sich nicht anders helfen konnte, das Glück des Krieges. Seine gute Aufführung brachte ihm in kurzer Zeit die Stelle eines Officiers zuwege. Seine sanfte Gemüthsart, sein Hang zum Fleiß in stillen Wissenschaften, seine Neigung zu einer ruhigen Lebensart, sein Widerwille gegen das Geräusch, würden ihn in seinem Stande zu einem unglücklichen Men-

schen gemacht haben, wofern nicht Gründe, Vernunft und Gewohnheit seine Neigungen geordnet, und den Widerspruch derselben gegen einen Stand gemäßigt hätten, davon er erkannte, daß er ihm Brodt und Ehre gebe. Er würde zwar vielleicht noch jetzt den Degen mit der Feder vertauschen, wenn er Gelegenheit dazu hätte; allein er hat doch über sich so viel erlangt, daß er auch in seinem jetzigen Stande nicht unglücklich ist.

Wie ist also der Menge derer zu rathen, die in ihrem Stande und Berufe sich einbilden, unglücklich zu seyn, weil ihre Neigungen damit nicht überein stimmen, die in der That zum Zeugniß ihrer Unzufriedenheit immer klagen, seufzen, wünschen, hoffen? Soll man ihnen rathen, daß sie den Himmel stürmen, ihr Glück mit Gewalt zu erpressen suchen, und, ohnmächtig ihr Schicksal zu ändern, sich nur mächtig beweisen, sich selbst zu quälen? Ich habe ihnen meinen Rath bereits ausführlich genug ertheilt, und bin versichert, daß es in ihrer Macht stehe, künftig eben so glücklich zu seyn, als sie jetzt mißvergnügt sind.

Es scheint, als könnte hiegegen der Einwurf gemacht werden: daß mit dieser Theorie von der menschlichen Glückseeligkeit das Vertrauen auf die Vorsehung nicht bestehen könne. Allein keinesweges.

nesweges. Ich schreibe der Vorsehung alle Umstände meines Lebens, bis auf den allerkleinsten und geringsten zu. Ich danke es ihren Fügungen, daß sie mich in dieselben gesetzt hat. Ich bemühe mich daher, meine Neigungen damit zu vereinigen, weil ich sie als diejenigen betrachte, die unter allen möglichen die besten sind. Stimmt etwas mit meinen geprüften Wünschen nicht überein; so bemühe ich mich, es mit Geduld so lange zu ertragen, bis es der Vorsehung, auf die ich hoffe, gefällt, eine Aenderung zu verhängen. Ich kann also bey meiner Theorie Gott loben, auf ihn hoffen, beten, Geduld, Vertrauen, Gehorsam und alle Pflichten üben, die wir der Vorsehung schuldig sind. Nur das einzige kann ich nicht, daß ich sie zur Rechenschaft fordern, oder mein Murren gegen ihre Fügungen entschuldigen, und mich zum Tadel ihrer Wege berechtigt halten sollte, wozu ein unrichtiger Lehrbegriff von der menschlichen Glückseeligkeit gar leicht Gelegenheit geben kann.

Daß es so wohl verschiedene Stuffen als Arten der menschlichen Glückseeligkeit gebe, wird aus dem Vorhergehenden leicht gefolgert werden können. Je mehr die Umstände, darin wir leben, unsern Wünschen und Neigungen gemäß sind, desto mehr sind wir glücklich. So wie unsere Neigungen beschaffen sind, so ist auch unsere

 Glück=

Glückseeligkeit. Da jene nun entweder blos sinnlich, oder auf Einbildungen gegründet, oder vernünftig seyn können; so giebt es auch eben so viel Arten der Glückseeligkeit.

Da die Neigungen der Menschen sehr mannigfaltig sind; so darf man sich nicht wundern, daß auch dasjenige sehr mannigfaltig seyn könne, was vermögend ist, zu ihrer Glückseeligkeit etwas beyzutragen. Und dies ist ein Beweis der Weisheit der göttlichen Einrichtungen, daß die Menschen nicht alle einerley Sache zu ihrer Glückseeligkeit begehren. Oft fällt unsere Neigung auf etwas besonders, das uns allein eigen ist. Dies ist nicht selten etwas an sich ganz geringes. Die Einbildung pflegt dabey geschäftig zu seyn, und diesem Lieblingsgute den Werth zu geben, den andere daran nicht finden können. Hieraus entsteht eine Art kleiner Glückseeligkeiten, die man mit dem Puppenspiele der Kinder vergleichen könnte, und diejenigen nennen die Sache bey ihrem rechten Namen, die dasjenige, womit unsere Einbildungskraft gleichsam spielet, und eine besondere Neigung in uns dagegen hervor bringt, des Menschen Puppe nennen. Sie haben Recht, wenn sie behaupten, ein jeder Mensch habe seine Puppe. Herr Kinderlieb scherzet den ganzen Tag mit seinen Kindern. Sie kommen ihm fast nie von der Seite. Mit Entzücken erfüllet ihn

ein jedes Lallen ihrer stammlenden Zunge. Er findet jedes Wort voll Witzes, und frühen Verstandes. Er bewundert jede kindische Handlung, Stellung und Miene. Er würde für Herzeleid sterben, wenn er eines seiner Kinder verlieren sollte. Sind Kinder etwas anders als seine Puppen? Herr Prachtlieb findet seine Zufriedenheit in dem Schimmer der Hoheit und Grösse, der ihn umgiebt. Seine vergüldeten Kleider, prächtige Equipagen, ausländische Meublen, darin er bald dies bald jenes ordnet, ändert, wählt, verwirft und wieder herstellet, sind seine Puppen. Ohne Hülfe der Einbildungskraft würde er daran so viel Reizendes nicht finden. Man lasse ihn in ein schlechtes Kleid kriechen, sich ohne Laquayen behelfen, in untapezirten Zimmern wohnen, und er wird sich für unglücklicher halten, als ein Kind, dem man seine Lieblingspuppe genommen hat. Stentors Puppe sind Bücher. Denn er braucht sie nicht zu dem Zweck, den sie erfüllen könnten, sondern er besitzt sie, um sich an ihrem schönen Bande, an dem vergüldeten Schnitte und Titel zu ergötzen, und Freunden eine schöne Bibliothek zeigen zu können. Doris Puppe ist ihr Gut, dabey sie sich mehr über die schönen Spaziergänge, über die äussere ihr nicht zugehörige Gegend, über die Gegenwart der Nachtigall am beschatteten Bache,

 als

als über die reichen Einkünfte freuet. Wenn wir Puppen haben; wohl uns, wenn wir sie nur nicht sündlich und lächerlich wählen, sie für uns behalten, und nicht auch andern aufdringen wollen! Denn ob dies gleich mehr ein Spiel als eine Glückseeligkeit ist, so bin ich dennoch nicht gesinnet, sie, so lange sie in den Gränzen der Unschuld bleibt, zu verdammen. Unser Leben besteht, soll uns anders dessen Führung nicht dereinst zu spät gereuen, aus einem Zusammenhange ernsthafter und saurer Geschäfte, die unsere mehreste Zeit dahin nehmen. Derjenige müßte barbarisch seyn, der uns eine unschuldige Puppe rauben wollte, damit wir spielend eine dem Schweisse entzogene Erholungsstunde ausfüllen wollten.

Jedoch der Weise setzt hierin nur sein Spiel. Seine Hauptglückseeligkeit ist in weit wichtigern Dingen gegründet. Seine Vorstellungen und Wünsche sind durch Vernunft und Wahrheit zu wohl geordnet, als daß sie nicht mit Pflicht und Tugend auf das angenehmste harmoniren, mit Fehl und Laster streiten, und ihn mit den Einrichtungen zufrieden machen sollten, welche die Vorsehung mit ihm und dem Ganzen, davon er ein Theil ist, getroffen hat. Und der Christ hat noch höhere und gereinigtere Kenntnisse, Vorstellungen und Wünsche, die in den Gütern des

Gnaden=

Gnadenreichs ihre vollkommene Befriedigung finden. Sie erstrecken sich von da in die folgende Ewigkeit, und finden in ihrem mit unaussprechlichen Gütern erfüllten Schooße ihr Ziel. Und wenn ich in der Kürze meinen bisherigen Vortrag von der menschlichen Glückseeligkeit und den Mitteln sie zu befördern mit andern Worten wiederholen sollte; so würde ich meinen Lesern, die ich wahrhaftig glücklich zu sehen wünsche, zurufen: Man sey weise und ein Christ! Denn ohne Weisheit und Religion werden unsere Neigungen stets ausschweifen, und nie mit dem, wodurch Gott unsern Zustand bestimmt hat, zufrieden seyn. Ohne Weisheit und Religion hoffen wir vergeblich ein Glück zu finden, das uns auf Erden erfreuen, und in die Ewigkeit nachfolgen könnte.

VI.

Der Winter.

Eine Reihe nach und nach verkürzter Tage hat aus dem unerschöpflichen Meere der Zeit den erstarrungsvollen Winter herzu geführet, unter dessen strenger Herrschaft die ganze Natur zu trauren scheinet. Der Stolz des Frühlings ist nicht mehr; Laub und Blätter sind, vom Nordwinde getödtet, jetzt Leichen. Edle nutzbare Pflanzen und Gewächse sind verdorret, und man siehet davon nur noch am mittäglichen Hügel zu weilen eine einsam und verwaiset ihr mattes Haupt dem Tode entgegen neigen. Was für ein Unterscheid ist zwischen jenen heitern Tagen des blumenreichen Lenzes, da wir den bunten Schmetterling bald die stolze Tulpe, bald die jugendlich schöne Rose küssen, bald fladdernd mit sanften Zephiren spielen sahen, und zwischen diesen versteinernden Tagen, da Schneeflocken fliegen, und wilde Winde aus Mitternacht durch bereifte und blätterlose Bäume fürchterlich heulen, und dicke

Nebel und gefrorne Dünste das prächtige Gestirn des Tages verhüllen! Grenzten beyde so sehr unterschiedene Jahrszeiten, Sommer und Winter unmittelbar, ohne Zwischenraum, an einander; könnten wir aus einem warmen Sommertage auf einmahl in diese Zeit versetzet werden, wo feurige Aessen aus beschneeten Dächern rauchen, und brennende Camine uns kaum gegen Frost und Erstarrung schützen; so würde unsere Natur unter diesem plötzlichen Wechsel erliegen müssen. So aber sind wir stuffenweis zu den jetzigen Empfindungen zubereitet. Dies ist die Weisheit des göttlichen Herrschers im grossen Reiche der Natur, daß er darin kein Aeusserstes an das andere grenzen lässet. Selbst dich, o Mensch, führen Stuffen zum Fall und Abnehmen. Und Stuffen sind es gleichfalls, die dich zur Vollkommenheit und Tugend erhöhen. Wer ist ohne Stuffen und Wechsel vollkommen? Nur einer; der Herr der Natur.

Jetzt ziehet die Natur allen Ueberfluß ein, welchen sie in den verflossenen Jahrszeiten so reichlich allenthalben verbreitet hatte. Sparsam gönnet sie uns selbst am hohen Mittage wohlthätige Einflüsse der Wärme. Finsternisse bedecken mit nächtlichem Schleier die Stunden des frühen Morgens und späten Abends, die vor wenig Monathen noch Licht und Glanz schmückten, und

Kerzen werden gehäuftere Bedürfnisse der Menschen. Das sonst geschmeidige Erdreich widerstehet mit Geräusche dem eisernen Fußtritte dampfender Rosse, und knarret laut unter dem Drucke schnell überrollender Räder. Der beugsame Rücken des Gewässers wird stählern, und lernt Centnerlasten tragen. Das angenehme Grün, das dem Schäfer am Mittage Schatten gab, und den Klee reizend für seine Heerden machte, scheint aus der Natur verschwunden zu seyn. Nur allein das schwarze Heidekraut, und das traurig-gelbe Moos erhebt noch zum Verderben edlerer Pflanzen lebend seine kühnen Spitzen zwischen Schnee und Eise.

Doch nicht alle Welt liegt jetzt im Schnee begraben. In andern Zonen wohnt das Licht, die Wärme, der wirksame Einfluß der Natur in den Wachsthum der Kräuter und Pflanzen, welche auf einige Zeit den nördlichen Winkel unserer Wohnungen verlassen haben. Wenn die Sonne uns frühe ihr glänzendes Antlitz entziehet; so begrüsset und erfreuet sie damit desto länger andere Gegenden der Erde. Wenn sie ihren Vorboten das güldene Morgenroth spät zu uns sendet; so wissen wir, daß sie sich im Sommer der Unterwelt desto länger verweile. Hier wandelt jetzt der nackende Wilde auf grünenden Rasen, da wir mit Pelz behangen auf Schneegebirgen gehen.

Indessen ist der Winter auch südlichen Bürgern der Welt nicht gänzlich unbekannt. Ohne Zweifel würde er selbst eine Jahrszeit des Paradieses gewesen seyn, wenn auch die Erde nicht den Fluch des Allmächtigen zu tragen verdienet hätte. Er gehört unter die allgemeinen Einrichtungen Gottes. Er vermehrt die Mannigfaltigkeit in der Schöpfung, aus der ihm so viel Ehre der Weisheit erwächset. Er verbannet die ewige Einförmigkeit aus der Natur, die uns so leicht zur Gewohnheit, ja zum Ekel wird. Würden wir wohl die Annehmligkeiten des Sommers kennen, und seine Reize empfinden, wenn wir nicht den Winter kenneten? Würde uns das Licht ergötzen, wenn wir nicht wüßten, was Finsterniß ist? An die Vergleichung entgegen gesetzter Dinge gewöhnt fället unser schwacher Verstand manch richtiges und deutliches Urtheil, und hiedurch entflieht aus unserer Seele manche Dumheit und Unwissenheit. Doch mein bestes Wissen, mein richtigstes Urtheil, welches aus der grossen Mannigfaltigkeit der Dinge fliesset, die sich bis ins Entgegengesetzte erstrecket, ist dieses: groß ist Gott!

Es giebt ein Gesetz, welches selbst dir, o Mensch, gebeut: du sollst einen Winter haben! Still sey deine Seele, wenn sie den wichtigen Gedanken heget, daß ihr Körper seine Jahrszeiten habe! Wie schnell fliegt unser Frühling auf

den Fittigen der Zeit zur Ewigkeit? Wie unbemerkt war manchem seine Gegenwart? Man kennet ihn gemeiniglich nur aus der noch habenden Nachsicht. Schande, wenn uns das Gegenwärtige nur durchs Gedächtniß, als etwas Vergangenes, bekannt wird! Ist nicht ein gegenwärtiger Tag besser, als tausend vergangene Jahre? Wohl indessen dem, der dem Andenken seines Frühlings keine reuige Thränen opfern darf! Wehe dem, beym winkenden Winter, der den Lenz seines Lebens unnütz verschleudert hat, und den der Gedanke nagt: wie viel nützlicher hätte ich meine Zeit anwenden können! Jedermann, der nur gemeine Klugheit sich leiten lässet, bereitet sich in den vorhergehenden Jahrszeiten auf den Winter. Selbst die Ameise sammlet im Sommer ihren Vorrath: selbst die Biene ist vor dem Winter voll von Geschäftigkeit zu künftigem Glücke. Ach wie vielen meiner Mitbürger fehlt diese gemeine Klugheit, dieser Fleiß zur Vorbereitung zu einem würdigen und glücklichen Alter? Man hat in den vorhergehenden Jahren nichts gesäet, woraus der Genuß angenehmer Früchte gehoffet werden könnte. Was ist natürlicher, als daß man, bey der steifwerdenden Fiber, am Leibe und an der Seele darbet? Die Seele bleibt von Weisheit und Tugend leer. Welche Leere! Sie bleibt unbeschäftigt, wenn

Augen und Sinne anfangen, ihr den Dienst zu versagen. Die maschinenmässigen Künste der vornehmen Erziehung haben allein keinen Einfluß in die Ruhe und Glückseeligkeit des Alters. Was hilft es, wenn dasselbe unsern Rücken steift, die Stirne mit finstern Falten überzieht, das dünne Haar versilbert, und allen Glanz der Schönheit und Kraft raubt, und uns nur die Schwachheiten und Gebrechen der Menschheit im gehäuften Maaße zurück läßt, was hilft es alsdann, daß wir zierlich getanzt, unser Haar schön frisirt getragen, französisch nichtswürdige Sachen geplaudert, und allen eingebildeten Wohlstand der herrschenden Lebensart verstanden haben? Frühe wurden wir hiezu angeführt. Das hieß Erziehung. Als man uns mit modigen Kleidern putzte, dachte man nicht daran, daß eine Zeit kommen würde, da selbst unsere Haut nicht mehr auf unser Geripppe passen würde. Man wandte alle Sorgfalt auf eine beynahe verlorne Art allein an den Leib, und an das Aeusserliche, und ließ die Seele leer von Trieben der Tugend, von Religion, von Erkenntniß Gottes und der Welt, von Weisheit. Und der also im Lenz der Jahre behandelte Mensch ist im Alter nicht nur ein noch unmündiges Kind, sondern noch etwas mehr, ein unnützes und verachtetes Mitglied der Gesellschaft, über welchem man mit Freuden den schnel-

len

len Flug der wenigen Monden bemerkt, die zwischen ihm und seiner Gruft sind. — Mädgen, deren Bild die aufbrechende Rose in sich fasset! Tochter — so nenne ich dich; siehe nur mein greisendes Haupt — höre die Erinnerung eines Vaters, folglich der Vorsorge, der Liebe, der Treue. Denke daran, daß auch für dich ein Winter in der Natur sey. Laß jezt nicht Spiel, Puz, und Eitelkeit dein einziges Geschäfte seyn. Laß nicht die Kunst, der Männer Herzen zu fesseln, und ihnen zu gefallen, deine einzige Wissenschaft und Klugheit seyn. Wie verachtet würdest du zu der Zeit seyn, in welcher die Reize der Jugend mit Heßlichkeiten abwechseln, wenn du nur um das bekümmert gewesen wärest, was nothwendig ein Raub der Zeiten werden muß; wenn du nicht für dasjenige gesorget hättest, wodurch man bey dem Verfall äusserlicher Gestalt und Ansehens noch immer gefallen kann? Jezt, jezt — denn Jugend ist die glückliche Zeit, stets daurende Eindrücke in die Seele zu machen, und sie für alle Jahrszeiten des Alters verehrungswürdig zu bilden — sammle Kenntnisse, Weisheit, Denkungsarten, die dich von dem gemeinen Haufen der Schönen unterscheiden, von welchen dereinst nichts übrig bleibt, als verwelktes Fleisch, und eine geschrumpfte Haut. Wie viel reizender wird der Glanz deiner Jugend seyn,

wenn

wenn Tugend und Vernunft sich damit vereinigen?

O Freunde, die bereits Kindheit und Jugend mit mir verband! — Doch wie klein ist eure geheiligte Zahl? — Die mehresten von euch sind schon dahin, wie das Laub des vorigen Frühlings, wie die Pflanzen, die der Hauch des rauhen Nordwinds tödtete. — Ihr Andenken sey uns Uebrigen heilig! Mit jährlichen Blumen werde von uns ihr Grab geschmücket! Ihr indeß, die ihr noch aus ihren Reihen übrig mit mir auf einer Stelle der Laufbahn zur Ewigkeit euch befindet! Oefnet euer Gemüth einer ernsthaften Betrachtung, die mich zu freudigem Danke gegen die allwaltende Gottheit rühret. Wir sehen über uns erfüllet, was David sehr angelegentlich von Gott erflehete: der Herr hat uns nicht weggenommen in der Hälfte unserer Tage. *) Welche Wohlthat seiner uns kennenden Aufsicht! Wie viel Pflanzen der Ewigkeit, die neben uns blüheten, sind bereits im Frühlinge und Sommer verwelket? Wenn ein Süßmilch, ein glücklicher Ausspäher der sonst verborgenen Ordnung Gottes in Vermehrung und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts, augenscheinlich beweiset, daß die Hälfte des zu gleicher Zeit lebenden Geschlechts der Menschen gegen das zwanzigste

Jahr

*) Ps. 102, v. 24.

Jahr schon wieder dahin ist; wie vorzüglich hat denn die Vorsehung auf uns geachtet, die wir schon über vierzig Jahre zählen? Worin sind wir besser, als jene grossen Haufen ehemahls mit uns lebender, die bereits der Moder des Grabes deckt? Welcher Vorzug war an uns, dadurch wir verdienten, durch die gehäuften Gefahren der ersten zehn Lebensjahre unbeschädigt hindurch zu dringen, aus deren Zahl der Tod die mehresten Opfer nimmt? O daß jeder Morgen, der unser Leben einen Tag verlängert hat, und der uns einen Vorzug vor vielen Tausenden giebt, die mit uns zu gleicher Zeit das Licht der Welt erblickten, und es schon lange nicht mehr sehen, von uns mit dem empfindungsvollen nun auch verewigten Gellert gefeyert werden, und sein Lied unter den lebhaftesten Dankempfindungen von unsern Lippen fliessen mögte:

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank,
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm, meine Seele!

Sollen wir nun, Freunde, unsern instehenden Winter fürchten? Nein; sonst müßten wir wünschen können, daß unser Herbst hienieden ewig dauren mögte. Welch unglücklicher Wunsch! Weniger als ein halbes Jahrhundert

würde

würde uns das Einförmige unsers Herbstes zum äussersten Ekel machen. Und wenn käme der frohe Feierabend, der uns die getragene Hitze eines durchschwitzten Tages so sehnlich wünschen macht? Wenn erschiene der ewige Frühling, in welchen die Aussicht aus dem oft langweiligen Winter so reizend ist? Wehe uns, wenn wir ewig mit allen Lasten und Plagen dieses Lebens umgeben von der erkannten und gehoffeten höhern Vollkommenheit entfernt bleiben sollten. Standhaft und durch Gründe der schönsten Hoffnung befestigt, laßt uns, o Freunde, ohne Aengstlichkeit der Erstarrung unsers Körpers und der steifwerdenden Fiber desselben entgegen sehen! Wären auch die Theile unsers Körpers von Stahl und Diamant; so müßten sie doch endlich zerschleissen, und sich abnutzen. Das Frühere oder Spätere unserer Ruhe im Alter und Grabe überlassen wir höhern Fügungen, deren Weisheit die Natur in weit geringern Dingen bezeugt. Je näher die Zeit, darin wir veralten, sterben, verwesen, desto näher ist auch die glänzende Glückseeligkeit der Verheissungen des Evangelii. Indessen lasset uns in Unschuld uns unsers Herbstes erfreuen. Wir sind gesund; wir denken; beydes, Herr, durch dich! Der Herbst macht unser Urtheil über Wahrheit und Irrthum reif. Wir finden beydes oft da, wo wir es nicht vermutheten.

Wir sehen Pflanzen um uns her unter unserm Schatten aufwachsen, die aus unserer Wurzel entsprossen sind. Sie werden uns verewigen, und grünend an unsere Stelle treten, wenn unser mattes Haupt sich neigt, und unsere Jahrszeit sich endigt.

Jedoch ich kehre mit meinen Betrachtungen in den natürlichen Winter zurück. Er hat bey vielen Unbequemlichkeiten, auch seine Schönheiten und seinen Nutzen. Wenn ein nächtlicher Reif, Busch, Zweig, und Hütte, ja jeden Gegenstand der Augen, versilbert, wenn die ganze Natur sich in ein blendendes Weiß gekleidet hat, wenn blaue Nebel in stillen Lüften den Himmel mit der Erde verbinden; ist denn nicht die Aussicht in diese Wunder des Winters Entzückung? Wenn in den hellen Nächten das güldene Heer der Sterne den blauen Grund des Himmels mit Glanz und Majestät erfüllet, und jeder Stern seinen Glanz zu verdoppeln scheinet; leuchtet uns denn nicht eine Schönheit entgegen, die wir vergebens in andern Jahrszeiten suchen? Wenn am äussersten nördlichen Horizont durch die Schatten der Nacht sich flammende Strahlen erheben, leuchtend bis über dein Haupt empor steigen, und in abwechselnder Bewegung dan zitternd zurück weichen, dan wie ein geflügeltes Heer mit neuer Kraft in lichten und erhellenden Flammen wieder

heran

heran rücken; siehest du denn nicht, o Weiser, ein schönes Wunder, daran du die Schwachheit deiner Einsichten, und die Grösse deines Schöpfers prüfen kannst? Auch an den äussersten Nordpol versetzt bleibt dir dies glänzende Geheimniß in seinem Ursprunge verdeckt. — Ein stiller heiterer Wintertag ist des besten Tages im Monat May werth. Wie munter sind wir alsdan zu Bewegungen? Und ein Spatziergang in dieser Zeit, wo mässiger Frost die Wege mehr als menschliche Aufsicht gebessert hat, ist demjenigen an die Seite zu setzen, bey welchem uns das Laub der Linden beschattet. — Wir trinken jetzt eine reine Luft zur Stärkung und Erhaltung unserer Gesundheit. Sie sauget nicht mehr die giftigen Dünste in sich, die mit Verwesung erfüllt aus einem lockern und morastigen Erdreiche aufstiegen. Sie theilet folglich unsern Säften nichts mit, wodurch sie stocken und faulen könnten. Die tödtliche Pest, und ihr epidemisches Geschwister, herrschen gemeiniglich unter der Begünstigung warmer Tage, und der dem Leben der Sterblichen gewogene Winter stösset ihren barbarischen Thron um. Verwunderungsvoll habe ich Friesel und Scharlachfieber, und andere fäulige Krankheiten vor dem Froste und Schnee aus meiner Gegend plötzlich entweichen sehen. Sie hatten in den vorhergehenden veränderlichen

und feuchten Monaten des wärmlichen Herbstes allein dem Tode so viel Opfer gebracht, als in dem übrigen ganzen Jahre Schwindsucht, Wassersucht, hitzige und kalte Fieber, und Schlagflüsse mit ihrer ganzen Verwandschaft nicht hinraffen konnten. Eben so habe ich wahrgenommen, daß der Tod aufhörte unter dem Hornviehe grausam zu würgen, als der Winter seinen Frost und Schnee über unsere Gegend ausbreitete. Die grünen Weiden taureten, als ihnen die giftige Seuche ihre Bevölkerung nahm, und sie zu verlassenen Wüsten machte, in welchen kein Gebrülle des muthigen Stiers mehr wieder schallete. Die Ställe unter beschneiten Dächern hingegen waren dem Thiere dieser Art eine Sicherheit, die kein Anfall der wüthenden Seuche ferner entweihete. Von wie vielem andern Ungemache der vorhergehenden Jahrszeiten giebt uns nicht über das der Winter eine erquickende Erhohlung? Die Hitze, welche unsere festen Theile aufzulösen drohete, dagegen wir oft den Schatten der Bäume, und die Kühlung des Abends mit Sehnsucht suchten, ist in ihre Heymath zurück gekehrt, und brennt jetzt schwarze Moren. Kein unleidliches Insekt saugt mehr nach unserm Blute. Kein Krachen des Donners, kein schrecklich leuchtender Blitz, der schwarze Nächte erhellet, stöhret die nächtliche Ruhe der stillen Hütte. Der Fluß scheidet

scheidet uns nicht mehr vom Nachbar an jenem Ufer. Keine überhäufte Arbeit erschöpft die Kräfte des ruhigen Landmanns. Zufrieden sieht er seine Rinder wiederkäuen. Er hat seinen Nahrungssaft, wie Bäume, die ihm Most gaben, in sich gezogen. Freudig sieht er den Vorrath, welchen der Herbst gab, um sich her versammlet, und sein fühlendes Herz bringt bey dessen Gebrauche dem guten Geber und Erhalter manch frommes Lob. Seine Tenne erthönet, unter dem Takte der sechs gelenkigen Flegel, und wird eine Ernährerinn der Menschen und des Viehes, ja eine Münze zu Golde und Silber. Er macht sein übriges Getreide Städten feil, die nicht erndten. Die sonst braune Landdirne wird wieder weiß hinter der Spindel. Ihr Fleiß erschafft das Mittel zu den Schätzen der beyden Indien zu gelangen, die Segel. Sie versammlet sich zu andern Gespielinnen, und Lieder und Erzählungen machen ihre Arbeiten zu Zeitvertreiben.

Wie reizend ist für Bewohner der Städte mancher Winterabend? Ihr, welchen nicht wie uns Arbeit, sondern Erbschaft zum angenehmen Lose zugefallen, die nicht, wie wir, sorgen zu gewinnen, sondern nur zu zerstreuen, sind nicht für euch Spiel, Tanz, Concert, Assamble, Schlittenfahrt, Maskeraden, die Gratien des Winters? Was wäre für einige von euch ohne

sie das Leben? Wie könnten sie ihre Verdienste der Welt vor Augen legen, wenn der Winterabend nicht Solos und Dominos erschaffen hätte?

Könnte ich doch eines Anblicks entübrigt seyn, den die mit dicken Nebeln umwölkte Stadt am häufigsten hat! Wie mancher Armer erstarret darin vom Froste, der ganz vom Hunger verstellet ist? Gestern aß jener Greis sein letztes Stück schwarzes Brodt. Vielleicht hat Frost und Mangel der Pflege morgen an ihm vollendet, was Mangel und Hunger schon längst angefangen hatten. Was ich hiebey wünsche, das mag der Reiche, wenn ers werth ist, errathen.

Was girret dort auf den bereiften Zweigen das kleine traurige Vögelein? Die Wolken ziehen drohend, von Schnee und Sturmwinden schwanger. Es wird Abend. Eine einzige Nacht voll schneidender Winde vom kalten Nordpol wird sein zartes Leben zernichten. Armes Geschöpf! Könntest du doch in meinen Busen kommen! So dachte ich. Allein das Vögelchen schlupft auf einmahl in eine Höhle eines bejahrten Baumes meines Gartens. Hier trotzt es der fürchterlichsten Winternacht, vermuthlich in einem weichen Neste. Allmächtiger! wie weislich hast du für deine schwächsten Kreaturen gesorgt! Die ihnen eingesenkten Triebe, die ihnen verliehenen Naturgaben, sind ihnen heil-

samer,

samer, als alle Klugheit, alles Mitleid, alle Vorsorge der Menschen. Gott schaft den Winter, aber auch die Mittel ihn zu ertragen. Warum ist jezt der Hase so wollreich, und der Pelz des schleichenden Fuchses und gefressigen Wolfs so dicht und steif von Haaren? Bedurfte nicht das Thier ein Winterkleid, das bestimmt war, eine lange Zeit in Schnee, gefrornen Dünsten und bereiften Büschen auszuhalten? Aus eben dem Grunde trägt jezt das Rebhuhn und die Wachtel ein mehr befiedertes Kleid, als im heissen Sommer, wie auch die schnatternde Endte, und geschwäzige Gans. Ist hier nicht die Hand eines verständigen und weisen Wesens zu spüren?

Ja auch der Winter erweckt in mir ein ehrfurchtsvolles Gefühl der Gottheit. Sie verbreitet Gutes und Wohlthat über Menschen und Thiere. Sie loben alle Gaben und Triebe der Thiere. Sie lobt selbst Schnee, Frost, und Sturmwind. Und ich, der Mensch, sollte sie nicht loben? —

VII.

Abhandlung über das Böse in der Welt, zur Ehre ihres Schöpfers und Regierers.

§. 1.

Daß ich mich an eine Materie wage, welche von je her den größten Gelehrten ihrer Zeit zu schaffen gemacht hat, würde mir als eine Verwegenheit ausgelegt werden können, wofern nicht eine besondere Absicht mich rechtfertigte. Denn es ist bekannt genug, daß man in den ältern Zeiten das Böse in der Welt so wenig mit der Güte, Weisheit, und Heiligkeit Gottes zu vereinigen gewußt hat, daß man daher bewogen worden ist, zwey Gottheiten anzunehmen, eine gute, und eine böse. Nicht weniger ist bekannt,

daß in den neuern Zeiten die größten Gelehrten in besondern Schriften die Schwierigkeiten der Sache zu heben, und Gottes Ehre zu retten gesucht haben, wohin die Theodicäen, besonders eines Leibnitzes, gehören. Wenn ich auch dem Urtheile derer nicht beytrete, welchen ein grosser Nahme allein kein Grund des Beyfalls ist, und die dafür halten, daß noch nicht alle Schwierigkeiten und Zweifel in der Sache gehoben sind; so sind doch diese Werke von der Art, daß sie nur Gelehrten brauchbar sind, weil sie zum Theil in fremden Sprachen geschrieben sind, und Kenntnisse aus andern Wissenschaften voraus setzen, viel feine Unterscheidungen und Kunstworte in sich fassen, auch sich weitläuftiger aus dehnen, als es der Eifer eines Lesers, der in einer angelegentlichen Sache nur den Kern, die Ueberzeugung, sucht, ertragen kann. Was hilft es aber, daß man Gottesgelehrte und Weltweise unterrichtet, Gott seine Ehre nicht zu rauben, wenn der größte Hanse der Menschen durch Murren, Unzufriedenheit, Tadel und schlechte Begriffe von Gott und seinen Werken, dies alle Tage thut? Eine Abhandlung, welche dies zu verhindern sucht, welche sich dem vermischten Publiko widmet, welche daher so wenig Gelehrsamkeit in sich fassen wird, als möglich ist, um auch den Ungelehrten verständlich zu seyn, die ein edles Vergnügen darin finden, sich

in die Betrachtung der Werke Gottes einzulassen, wird hoffentlich, um ihrer Absicht willen, bey sonst strengen Richtern Nachsicht finden, wenn sie auch nicht alles leisten sollte, was man sich davon versprechen mögte. Wenigstens hat dazu ein jeder einen Beruf, welcher das höchste Wesen, wie er soll, liebet und ehret.

§. 2.

Die Erfahrung und Empfindung aller Zeiten hat gelehret, daß es in der Welt Uebel und Unvollkommenheiten gebe. Es würde ein schlecht gewählter Weg seyn, die Ehre Gottes hiebey zu retten, wenn man dies Uebel leugnen, vermindern, oder ihm den Schein des Guten geben wollte. Wer eine Sache vertheidigen will, muß vor allen andern Eigenschaften Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe besitzen. Sonst glaubt man von ihm, er verberge und beschönige nur, an statt gründlich zu vertheidigen. Einbildungskraft, Witz, Spitzfindigkeit dürfen daher die Sache Gottes nicht führen. Diese Eigenschaften vieler Gelehrten würden zwar vermögend genug seyn, den Dingen eine andere Gestalt zu geben, und das Böse unter dem Scheine des Guten uns darzustellen; sie würden aber dennoch nicht verhindern, daß unsere Natur und Empfindungen sich nicht gegen ihre Verblendungen empören sollten.

Wenn

Wenn wir einen Schmerz fühlen; so empfinden wir, daß dies ein Uebel sey, es mag nun dies Uebel in anderm Betrachte ein Gut, eine Vollkommenheit des Ganzen, eine Nothwendigkeit, seyn oder nicht. Auch kann die Wahrheit, daß es in der Welt mehr Gutes als Böses gebe, zur Rettung der Ehre Gottes wenig beytragen, ob sie gleich sonst in der Sittenlehre von grossem Nutzen ist, und unter andern dazu dienet, das unbesonnene ewige Klagen und Geheul der Menschen zu verhindern, dadurch sie sich zum Lobe und Danke gegen die Gottheit, der ersten und heiligsten Pflicht vernünftiger Geschöpfe, unfähig machen.

Nach diesen Grundsätzen beurtheile man mich, in Führung der Sache Gottes bey Zulassung des Bösen in der Welt. Da ich das Verhalten Gottes hiebey nicht bemänteln und beschönigen, sondern in der That vertheidigen, und in seiner reinen Heiligkeit, wie ich es erkenne, darstellen will; so vereinige ich mich, mit allen, die mir widersprechen mögten, dahin, daß ich nach Maaßgabe der Erfahrung und Empfindungen offenherzig gestehe, es gebe Uebel und Unvollkommenheiten in der Welt. Die Unbeständigkeit unserer Witterungen, die Verderben und Krankheit an Menschen, Vieh und Früchten zu Folgen hat, dagegen uns Aerzte mit heilsamen Rath versehen

sehen müssen; die lange Dauer unsers Winters, da die ganze Natur bis auf wenig Monate in einem erstorbenen Zustande ohnmächtig darnieder zu liegen scheint; die Dunkelheit und Länge unserer Nächte; die Strenge unsers Klima; die verwüstenden Erdbeben; die verderblichen Wasserfluthen; die erstickende Hitze mancher Sommertage; die fürchterlichen Gewitter, da oft über unserm Haupte eine Feuermasse krachend zu zerplatzen scheint, und schnellen Untergang mit sich führet; eine Menge ähnlicher Begebenheiten; — Was sind sie? Wie sollen wir sie nennen? — Uebel, Unvollkommenheiten, der Natur, der Welt! Ich rede die Sprache unserer Empfindungen, und trage die Sache, die ich zu vertheidigen gedenke, von der schlimmsten Seite vor, ob ich gleich wohl weiß, daß man vielen oberzählten Uebeln eine ganz andere Gestalt geben, und sie durch den Nutzen, den sie zum Theil stiften, mit Hülfe der Einbildungskraft in Güter und Vollkommenheiten verwandeln könnte. Allein ich will nicht beschönigen, sondern aufrichtig vertheidigen. Daher denke der Leser zu diesen natürlichen Uebeln noch Krieg, Mord, Seuchen, Pest, Zorn, Stolz, Geiz, Eigennutz mit ihren die Welt verwirrenden Folgen, hinzu, davon wir allenthalben die verwüstende Spur antreffen; so wird das Gemählde vollkommen, so übersehen wir den größten

Theil des Uebels, unter welchem die Weltbürger seufzen, und davon die grosse Frage ist: wie hat alle dies Uebel unter der Einrichtung und Regierung eines weisen, heiligen und gütigen Gottes entstehen können?

§. 3.

Ehe ich mich in diese Frage einlasse, muß ich zuförderst einen zutreffenden Begriff des Uebels in der Welt fest setzen. Hierauf wird viel ankommen. Derselbe allein wird schon vermögend seyn, einen guten Theil der Schwierigkeiten zu heben. Daher bitte ich meine Leser, auf diesen Begriff wohl zu merken, ihn zu prüfen, und wenn sie ihn zutreffend gefunden haben, ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren. Das Uebel oder die Unvollkommenheit in der Welt ist nichts anders, als der Mangel höherer Vollkommenheit, und die daher entstehende Folge; oder damit ich mich mit andern Worten ausdrücke: es bestehet in den Grenzen, in dem Grade der Endlichkeit, in welche das Gute, und die Vollkommenheit, die man in geschaffenen Wesen findet, eingeschlossen sind. In diesem Begriffe des Uebels sind die größten der neuern Weltweisen einig. So beschreibt das Uebel unter dem Monde ein Leibnitz, ein Bilfinger;

ger; und so würde es meiner Einsicht nach die Wahrheit selbst beschreiben müssen.

§. 4.

Ich muß bey diesem Begriffe noch stehen bleiben, um ihn zu erläutern. Ein jedes endliches und erschaffenes Wesen kann von einer doppelten Seite betrachtet werden. Von einer Seite nähert es sich dem Nichts, entweder mehr oder weniger, nach dem Grade der Einschränkung, darin es sich befindet. Von der andern Seite nähert es sich dem vollkommensten Wesen, wiederum mehr oder weniger, nach seiner bestimmten Endlichkeit. Ich will mich kunstmässiger, vielleicht aber deutlicher ausdrücken. In einem jeden endlichen Wesen kommen zwey Dinge vor, nämlich die wirklichen Kräfte und Eigenschaften desselben (realitates); und die Grenzen und Einschränkungen derselben, wodurch sie aufhören, und an ihrer statt ein Mangel (privatio) entsteht. Jene Seite ist die Seite des Guten und der Vollkommenheit; diese Seite ist die Seite des Bösen und der Unvollkommenheit. Ein jedes endliches Wesen ist daher zugleich vollkommen und unvollkommen, gut und böse, je nachdem wir es von dieser oder jener Seite betrachten. Dies fällt allein bey dem unendlichen und höchstvollkommenen Wesen weg, weil dasselbe keine

Grenzen

Grenzen und Einschränkungen, folglich keinen Mangel und Fehl, sondern alle mögliche Wirklichkeiten im höchsten Grade hat. Eine menschliche Eigenschaft mag dies erläutern. Nehmen wir den menschlichen Verstand vor uns, und betrachten ihn nach seinen wirklichen Kräften, wodurch er sich über das Sichtbare erheben, sich vom Rechte und Unrechte, von Tugend und Laster, Begriffe machen, in vielen Dingen Wahrheit und Irrthum unterscheiden, aus bekannten Wahrheiten auf unbekannte schliessen kann; so müssen wir ihn gut und in seiner Art vollkommen nennen. Sehen wir aber eben diesen Verstand von der Seite an, wie er die Kraft des Magneten nicht durchforschen, das Wesen Gottes nicht ergründen, in der Zukunft ohngefehre Fälle nicht vorher sehen und entdecken kann, wie er in so vielen andern Dingen blind und unwissend ist; so müssen wir eben diesem Verstande, den wir gut und vollkommen zu nennen Ursache hatten, Böses und Unvollkommenheit zu schreiben. Und diese Unvollkommenheit bestehet offenbar in dem Grade seiner Einschränkung, in dem Mangel seiner Vollkommenheit, und in demjenigen, was daher als eine Folge entsteht. Gutes und Böses sind daher in einer endlichen Welt nicht Dinge, die für sich bestehen, sondern Beschaffenheiten eines und eben desselbigen Dinges.

§. 5.

§. 5.

Der gegebene Begriff hat noch einige Erläuterung nöthig. Er gilt von allen Arten des Uebels, so wohl vom natürlichen, als vom sittlichen. In Ansehung des natürlichen Uebels scheint die Sache durch sich selbst klar zu seyn, daß es in dem Mangel höherer Vollkommenheit, und in dessen Folgen bestehe. Daher rührt die natürliche Blindheit unsers Verstandes in Ansehung so vieler an sich zu wissen möglicher Dinge. Daher entstehen unsere Krankheiten, Leibes- und Seelengebrechen, und unser Tod. Und ob es gleich scheinet, als ob in einigen natürlichen Uebeln der blosse Mangel die Sache nicht allein ausmache, sondern ausser demselben etwas Positives dazu erfordert werde; so wird doch ein genaues Nachdenken dies aufräumen, und den gegebenen Begeiff bestätigen. Ich empfinde einen Schmerz in meinen Gliedern. Hier scheint etwas Positives zu seyn. Allein, da der Schmerz eine Empfindung der Unvollkommenheit überhaupt ist; so würde ich dies auch von meinem Schmerze darthun können, wenn mir die Abweichungen genauer bekannt wären, die jetzt, da ich Schmerzen leide, in meinem Körper von dem Stande der Gesundheit vorgehen.

In Ansehung des sittlichen Uebels ist der gegebene Begriff gleichfalls zutreffend. Denn die

Quelle

Quelle aller Sünden und sittlichen Uebel liegt in der Unwissenheit und den falschen Urtheilen von dem, was gut und böse ist. Und daher ist offenbar, daß alle sittliche Uebel, so wohl als die natürlichen, aus dem Mangel der Vollkommenheit, und aus unsern Einschränkungen fliessen. Das bekannte video meliora proboque, deteriora sequor stösset den auf Erfahrung gegründeten Satz nicht um: daß wir alles, was wir begehren und wählen, uns unter der Gestalt des Guten darstellen, und es ist bey denen kein Räthsel mehr, die da bedenken: daß die Vorstellung eines Guten im Gemüthe erlöschen, oder zu schwach seyn kann, den Willen zur Wahl desselben zu bewegen, daß eine irrige Vorstellung eines eingebildeten Guten stärker und lebhafter seyn, und uns in die Wahl des wahren Bösen dahin reissen kann. Oft gesellet sich zu dem, was ein sittliches Uebel ist, und seiner Natur nach in einem Mangel, in etwas Verneinendem und Fehlendem besteht, etwas Positives. Allein dies muß uns nicht verwirren, daß wir den festgesetzten Begriff fahren lassen. Denn dies Positive einer bösen Handlung gehört nicht zu ihrer Sündlichkeit, nicht zum Uebel. Zum Exempel diene der Geitz, der Todtschlag. Der Geitz hat das Positive, daß wir ihm eine Begierde nach Reichthum zueignen. Allein besteht hierin wohl

die Sündlichkeit des Geizes? Können nicht Reichthümer mit aller Unschuld das Ziel unserer Wünsche seyn? Die Sündlichkeit des Geizes besteht daher in etwas Verneinendem, darin: daß man Reichthümer nicht zum rechten Zwecke begehrt, dazu sie bestimmt sind; daß man durch die Begierde des Reichthums höhere Güter und Pflichten, Recht und Billigkeit, Vertrauen auf Gott, und Menschenliebe, versäumt, hintansetzt, seine Sorgen andern wichtigern Gegenständen entzieht, und sie alle auf den einzigen Punkt des Reichthums richtet. Auch beym Todtschlage und andern ähnlichen Sünden bemerken wir etwas Bejahendes, welches unserm verneinenden Begriffe zu widersprechen scheinet. Allein auch dies Positive gehört nicht zur Sündlichkeit und zum Begriffe des Uebels. Seine Kräfte dazu anwenden, daß dadurch ein ander Geschöpf seines Lebens beraubt werde, kann die Sündlichkeit des Todtschlages nicht ausmachen. Sonst müßten wir alle Helden, die gegen Feinde des Vaterlandes kämpfen, sonst müßten wir Obrigkeiten und diejenigen verdammen, welche auf ihr Geheiß unnütze und der menschlichen Gesellschaft schädliche Glieder und Missethäter tödten. Das Sündliche des Todtschlages bleibt also etwas Verneinendes. Es bestehet in der Hintansetzung und Uebertretung der Menschenliebe, in der Nichtach-

tung

tung der Unschuld, in der Vergessenheit der Gerechtigkeit, in dem Mangel alles dessen, was den Menschen vom Todtschlage abhalten sollte und könnte. Eine genaue Untersuchung wird also allzeit lehren, daß dasjenige Positive, was wir bey sittlichen Uebeln in einzelnen Fällen betrachtet wahrnehmen, niemahls zur eigentlichen Sündlichkeit gehöre, daß diese hingegen allemahl in einem gewissen Mangel (privatio) bestehe, daß folglich unser Begriff, der das Uebel in den Mangel der Vollkommenheit, oder welches einerley ist, in den Grad der Endlichkeit, in die Einschränkungen eines Wesens setzet, auch auf das sittliche Uebel zutreffend sey.

§. 6.

Daß durch diesen verneinenden Begriff das Uebel nicht verringert werde, ist allein daraus klar, weil selbst die Verdammniß in der Hölle eine verneinende Sache ist, da sie in der Trennung von Gott, in der Entfernung von seinem Anschauen besteht. Wird man sie aber deswegen ein geringes Uebel nennen? Diejenigen, welche zum Uebel etwas Positives erfordern, mögen sehen, wie sie alsdenn mit den unübersteiglichen Schwierigkeiten wegen seines Ursprungs fertig werden. Alles Positive in der Welt, alle Realitäten fliessen aus einer Quelle, und haben

Gott zum Urheber. Sonst müßte etwas da seyn, das er nicht erschaffen hätte. Sind nun einige Realitäten ein Theil des Bösen; so ist offenbar, daß Gott, der Heiligste, der Urheber des Bösen seyn müßte. Diese Folge fällt bey unserm Begriffe völlig weg. Ein Mangel, eine privatio, läßt keinen Urheber denken, und keine Ursache statt finden. Der Mangel des Urhebers und der Ursache ist es eben, der etwas zum Mangel macht. Bey unserm Begriffe ist also der Höchste gesichert, von dem Menschen nicht als Urheber des Bösen angesehen zu werden.

§. 7.

Ich muß noch anmerken, daß das Uebel in der Welt in verschiedenen Graden und Stuffen angetroffen werde. Es besteht in dem Mangel höherer Vollkommenheit, oder in dem Grade der Endlichkeit und Einschränkung, darin sich ein Wesen befindet. Denken wir uns diese Endlichkeit, diesen Mangel höherer Vollkommenheit, groß und im starken Grade; so denken wir grosse und viele Uebel. Hat der Verstand starke Einschränkungen, einen grossen Grad der Endlichkeit; so erblicken wir viel mehr Unwissenheit, Blindheit, Irrthum, und ihre Folgen in sittlichen Vergehungen, als wenn wir uns den Grad seiner Endlichkeit nicht so groß vorstellen. Je mehr

sie sich hingegen dem vollkommensten Wesen nähert, desto vollkommener ist sie. Ist in dem Uebel selbst, als Uebel, nichts Positives; so ist es noch weniger in den Graden und Stuffen desselben. Diese sind nichts als Beziehungen auf andere Dinge. Man setze, daß die Welt eine Einheit sey, die mit nichts verglichen werden könne; so wird man aus ihr selbst keinen Grad der Vollkommenheit oder des Uebels erkennen können. So aber ist unser menschliches Erkentniß Unwissenheit und Thorheit, wenn wir dasselbe mit den Einsichten höherer Geister, oder Gottes vergleichen. Hingegen können wir uns als die größten Polyhistors blähen, wenn wir uns mit Gänsen oder Aenten in Vergleichung stellen. So ist die Kraft eines Menschen einer Allmacht gleich, wenn wir sie in Rücksicht auf das Vermögen einer Mücke betrachten; da sie hingegen zur Ohnmacht wird, wenn wir sie mit Sturmwinden, oder gar mit der Kraft Gottes vergleichen. Man stelle eine Fliege gegen einen Menschen, was für Grade des Uebels und der Unvollkommenheit wird man wahrnehmen, die alle in den engern Grenzen gegründet sind, in welche ihre Kräfte, Fähigkeiten und Eigenschaften eingeschlossen sind. Man vergleiche das Klima Deutschlandes mit dem in Lappland, unsere Sommerhitze mit der zu Guinea, die Fruchtbarkeit un-

sers Bodens mit der zu Grönland; so werden sich uns Uebel so wohl als Vollkommenheiten in verschiedenen Graden darstellen. Wer hievon mehr nach zu lesen wünscht, und insonderheit den gegebenen Begriff auf mehr besondere Uebel angewendet sehen mögte, den verweise ich auf den grossen Leibnitz selbst, und insonderheit auf Bilfingers Abhandlung vom Ursprunge des Uebels, die man in seinen Dilucidationibus philosophicis lesen kann, weil mein Plan mehr Kürze und Einschränkung erfordert. Und dies sey genug, den Begriff des Uebels und der Unvollkommenheit in der Welt festgesetzt und erläutert zu haben!

§. 8.

Mir dünkt, die Ehre Gottes bey Zulassung des Uebels sey hinlänglich gerettet, wenn dargethan würde: eine Welt ohne Uebel sey eine unmögliche Sache. Was konnte Gott, dies einen Augenblick als wahr voraus gesetzt, thun? Aus Zweyen, Eins; Schaffen, oder nicht Schaffen. — Wollte er Schaffen; so mußte das Uebel mit entstehen. Denn es besteht nicht vor sich, sondern es ist eine Eigenschaft des Vollkommenen und Guten (§. 3.). Sollte er also nicht Schaffen? — Wer getrauet sich dies der höchsten Freyheit vorzuschreiben? So wäre ja alle das Gute und Vollkommene im ewigen Nichts

ver-

vergraben geblieben, darüber die schöpferische Gottheit so manche Verherrlichung von unzähligen Kreaturen empfängt. Entstehet in der göttlichen Schöpfung das Uebel und die Unvollkommenheit so, daß es unmöglich war, daß sie nicht entstünden; so ist der Schöpfer ohne allen Zweifel dabey heilig und rein, weil das, was unmöglich ist, von ihm nicht gefordert werden kann. Daß aber eine Welt ohne Uebel und Unvollkommenheit eine Unmöglichkeit sey, und folglich durch die Allmacht selbst nicht hervor gebracht werden könne, davon ist der Beweis leicht. Eine jede Welt besteht aus endlichen Wesen, weil sie Geschöpfe, und keine Gottheiten in sich fasset. Endliche Wesen sind diejenigen, welche einen eingeschränkten Grad der Vollkommenheit haben; denn der höchste Grad der Vollkommenheit ist allein das Eigenthum, der Vorzug und das Unterscheidungszeichen der Gottheit. Wo ein eingeschränkter Grad der Vollkommenheit ist; da müssen wir etwas denken können, was über diese Vollkommenheit ist. Wo wir bey einem Wesen etwas denken können, das über seine Vollkommenheit ist; da verknüpfen wir mit ihm den Begriff des Mangels, des Fehls, der Unvollkommenheit, des Uebels, weil ihm dasjenige mangelt, was wir über seine Vollkommenheit denken können. Da also alle endliche Wesen nicht ohne

Böses und Unvollkommenheit gedacht werden können, und eine Welt nicht aus Gottheiten bestehen kann; so folgt, daß eine Welt, die aus endlichen Wesen besteht, eine jede Welt, die Gott schaffen konnte, nicht ohne Uebel und Unvollkommenheit seyn könne.

Man stelle sich die Vollkommenheit endlicher Wesen als eine Linie vor, die nicht ins Unendliche gezogen werden kann, an welcher folglich ein Punkt gedacht werden muß, wo sie aufhöret. Und hier bey diesem Punkte, wo die Vollkommenheit und Realität aufhöret, fängt der Mangel der Realität, die Unvollkommenheit, das Böse an, die allen endlichen Wesen mehr oder weniger eigen, und von ihnen unzertrennlich sind.

Dies ist nach meinen besten Einsichten so gewiß, daß wir uns selbst den paradiesischen Zustand nicht ohne alles Uebel und Unvollkommenheit denken können. Wir mögen den glückseligen Bewohnern des Paradieses so viele und hohe Vollkommenheiten geben, als wir wollen, wenn wir sie nur nicht gar vergöttern; so müssen wir doch etwas denken können, was über den Grad ihrer Vollkommenheit ist, was ihnen folglich fehlet; wir müssen ihnen noch immer einen Mangel höherer Vollkommenheit, das ist, Unvollkommenheit und Böses, zuschreiben. Und das thun

wir als Christen wirklich, wenn wir den Zustand der Seeligen in jenem Leben, den Himmel, dem paradiesischen Zustande der Menschen auf Erden vorziehen. Adams größte Weisheit wird Thorheit, wenn wir sie in Rücksicht auf die göttliche Weisheit betrachten. Adams beste Heiligkeit und Tugend wird Befleckung, wenn wir sie der Heiligkeit Gottes entgegen stellen. Zwar konnte eine paradiesische Welt weniger Böses, geringere Unvollkommenheiten haben, als eine gefallene Welt. Ihr Gutes konnte grösser seyn, als es in unserer Welt ist. Allein ganz ohne Fehl und Unvollkommenheit kann sie nicht gedacht werden. Selbst eine Geisterwelt läßt den Gedanken nicht statt finden, daß sie ohne alles Böse seyn könne. Ja selbst der Himmel, in so fern er als eine Wohnung zwar seeliger aber endlicher Geschöpfe betrachtet wird, kann nicht ganz von Uebel und Unvollkommenheiten rein seyn, wir müßten uns denn in demselben lauter Gottheiten denken, die allein des höchsten Grades der Vollkommenheit fähig sind, und von denen wir allein allen Fehl und allen Mangel entfernen können.

§. 9.

So kann den nun die grosse Frage berichtigt werden: ist es Gott anständig, und seiner Weisheit, Güte und Heiligkeit gemäß, das Böse in

der Welt zuzulassen? Sie lässet sich in eine andere auflösen: war es Gott anständig, eine endliche Welt zu schaffen? Beyde Fragen sind in der That einerley, weil eine Welt ohne Böses unmöglich ist, und Gott das Unmögliche zu wählen und wirklich zu machen nicht gehalten ist.

§. 10.

Ist das Böse in einer endlichen Welt Gott nicht unanständig, weil dessen Nichtdaseyn eine Unmöglichkeit ist; so fragt sichs doch zur deutlichern Erkenntniß der Heiligkeit Gottes: Wie verhält sich Gott bey diesem Bösen? Genehmigt er es? Hat ers beschlossen, oder gar gewirkt? Oder hat er sich bloß zulassungsweise dabey verhalten? Es ist bereits angezeigt, daß das Böse, weil es ein Mangel der Realität ist, keinen Urheber erfordere, sondern vielmehr den Mangel einer wirkenden Ursache voraus setze, folglich von Gott nicht gewirkt, mithin auch nicht beschlossen und genehmigt worden sey. Es erforderte keinen Rathschluß Gottes; auch nicht einmahl den Rathschluß einer Zulassung, weil es unmöglich zu verhindern war. Wir können Gott über das Böse in der Welt weiter nichts, als eine Voraussicht und Erkenntniß desselben zuschreiben. In seinen Willen hat es keinen Einfluß. Ich will versuchen, ob ich dies einiger

massen erläutern kann. Ich schreibe jetzt eine Abhandlung vom Bösen in der Welt. Sie wird gut und vollkommen seyn, wenn sie Gottes Ehre vertheidigt, und seine Heiligkeit in unbeflecktem Glanze darstellet. Allein wie viel Fehler kleben ihr in anderm Betrachte an, und mit wie vielen Unvollkommenheiten ist sie erfüllet? Sie lässet den Leser in unzähligen Dingen ununterrichtet. Sie fasset wenig Sittenlehren in sich. Sie trägt nicht die Geschichte vor; schließt keine Geheimnisse der Natur auf, u. w. d. m. Wenn man fragen wollte: wie verhält sich der Autor bey diesen Fehlern? so würde die Antwort seyn: Er sieht seinen Zweck erfüllet; die Fehler sind demselben nicht zuwider; er hatte also keine Ursache sie weder zu verabscheuen, noch zu genehmigen; wären sie wider seinen Zweck gewesen, so würden sie einen Einfluß in seinen Willen gehabt, und verabscheuet worden seyn. Sein Gesichtspunkt erforderte nur die Wahl des Guten, das seinem Zwecke gemäß war, und das Böse gieng ihm nichts an, das seinen Zweck nicht verhinderte. Könnte dies nicht einiger massen das göttliche Verhalten, und wenn wir so reden können, die göttlichen Gesinnungen bey dem Bösen in der Welt erläutern? Er schuf eine endliche Welt. Sein Zweck ward durch diese Schöpfung erfüllt. Er brachte darin so viel Gutes und Vollkommenes

nes hervor, daß solches der geschärfteste Verstand nicht einmahl übersehen kann. Dies Gute ist aber endlich. Es hat eine Seite, da ihm höheres Gutes fehlet. Allein dieses hindert den Zweck Gottes nicht, als welchen das Gute erfüllet. Wer heißt uns die Welt ausser dem wahren Gesichtspunkte betrachten? Gott selbst betrachtet sie nur in demselben, nach seinen Endzwecken; und da findet sein göttlicher Blick lauter Schönheit, Harmonie, Vortreflichkeit, lauter Dinge, die seiner Genehmigung, seines Rathschlusses, seiner Wirkung würdig waren. Wer das Böse betrachtet, der betrachtet nicht das, was Gott gewirket, beschlossen, genehmiget hat, sondern das, was er nicht beschlossen, nicht gewirket, nicht genehmiget hat, wo seine Rathschlüsse und Wirkungen aufhören mußten, weil sie in Hervorbringung endlicher Dinge nicht ins Unendliche fort gehen konnten, sondern nothwendig bey einem wo aufhören mußten. Ist es ein Fehler des Künstlers, der eine Taschenuhr macht, daß er aufhört daran zu arbeiten, nachdem die bestimmte Zahl Räder, Federn und anderer Theile fertig sind, die zu einer solchen Uhr gehören? Von diesem Aufhören des Künstlers im Arbeiten kömmt es, daß die Uhr keine Gutsche wird, daß sie nicht so groß wird, daß sie aus London nach Hannover reicht, daß sie vielmehr in eine kleine

Tasche kriechen kann. Ist dies ein Fehler? Und von dem Aufhören des Schöpfers in Hervorbringung der Realitäten kömmt es, daß die Mücke kein Elephant, das Thier kein Mensch, der Mensch kein Engel, die Welt keine Gottheit ist. Ist denn dies ein Fehler? Die Sache läßt sich also zu dem äussersten Gesichtspunkte bringen, dessen sie fähig ist: das Schaffen und Wirken Gottes ist der Grund aller Realitäten, alles Guten und Vollkommenen; das Nichtschaffen Gottes, oder das Aufhören im Schaffen ist der Grund alles Mangels der Realität, alles Unvollkommenen. Das Böse ist also nicht geschaffen; es rührt vom Mangel des Schaffens her, weil es selbst ein Mangel ist. Es müßte also die Schöpfung entweder ins Unendliche fortgegangen seyn, und niemahls aufgehöret haben; so wäre aber die Welt nichts Endliches, sondern etwas Unendliches; oder es müßte das göttliche Schaffen irgendwo aufhören; und so wäre die Welt in dem Stande da, darin die Welt wirklich da ist, mit dem Bösen.

§. 11.

Vielleicht mögte hier eingewendet werden: mit diesen Grundsätzen lasse sich die Lehre vom Sündenfalle, und dem daher entstandenen natürlichen Verderben der Menschen, nicht vereinigen.

Allein

Allein wenn diese in manchen Schulen unphiloso- phischer und mit der Natur und den Kräften der Seele unbekannter Gottesgelehrten sehr verwor- ren vorgetragene Lehre nur Bestimmung und Deutlichkeit erhält, und bey ihrem Vortrage Er- fahrung und gesunde Begriffe mehr gelten, als Schwermuth, Einbildung und Selbstbetrug, so stimmet sie auf das schönste mit den voraus ge- setzten Grundsätzen und Begriffen überein. Sol- len wir uns den Fall einer Gattung von Ge- schöpfen vorstellen; so müssen wir ihn darin setzen: daß sie von höhern Stuffen der Vollkommenheit zu geringern, und von geringern Graden des Uebels zu grössern herab gesetzet werden. Alle Vollkommenheiten, oder auch nur einige Voll- kommenheiten ganz verlieren, wäre kein Fall, sondern eine Zernichtung. Wer sich daher den Fall als einen gänzlichen Verlust aller oder eini- ger anerschaffener Vollkommenheiten vorstellt, da- von nichts überblieben sey; der denket in der That nicht die Wirkung eines Falles, sondern einer Zernichtung. Diese nur raubt das Gute gänz- lich hinweg; jener aber muß von jedem höhern Guten und Vollkommenen noch einige, obgleich geringe Grade übrig lassen. Was wäre sonst die Heiligung, dadurch der Mensch in den Stand der anerschaffenen Vollkommenheit wieder herge- stellet wird? Wäre sie nicht in der That eine

neue Schöpfung? Der Mensch hat demnach durch den Sündenfall keine einzige Kraft und Vollkommenheit der Seele gänzlich verloren, sondern er sieht sich nur zu niedrigern Stuffen der Vollkommenheit, mehr in die Nähe des Nichts, herabgesetzet, und seine Heiligung schaft in ihm keine neue Kräfte, sondern erhöhet nur die alten zu dem Maasse der Vollkommenheit, das nöthig ist, wenn Gott an ihm ein heiliges Wohlgefallen haben soll. Alle diese Wahrheiten kann ich mir unter den Redensarten gedenken, womit die Schrift den Fall beschreibt, und ich bin dabey nicht gemüssiget, die deutlichen Zeugnisse der Erfahrung und gesunden Vernunft zu verdrängen, die bey der gewöhnlichen Lehre vom Sündenfalle oft so sehr Noth leiden, daß ein Spötter der Religion dabey Gelegenheit findet, sich lustig zu machen. Die Möglichkeit verschiedener Grade der Vollkommenheit in einerley Subjekt, folglich die Möglichkeit des Sündenfalls so wohl als der Heiligung, findet in der Natur selbst Erläuterung. Wir dürfen nur die Seelenkräfte betrachten, wie sie in einem Kinde beschaffen sind, wie wir sie finden, wenn dies Kind im männlichen Alter zur völligen Entwickelung seiner Fähigkeiten gelanget ist, und endlich wie sie beschaffen sind, wenn der Mann die Zeit seiner Abnahme im hohen Alter in der Nähe des Grabes erreicht hat; so haben

wir

wir ein Bild von der Möglichkeit der Veränderung, die mit dem Menschen im Sündenfalle, und in der Heiligung vorgehen kann.

Es wäre zu wünschen, daß die Rubrik der Bußgesänge vom Ach und O gereinigt so eingerichtet würde, daß sie für den größten Haufen der Bußfertigen eben so brauchbar würde, als für die Bösewichter und Verstockten.

§. 12.

Ich muß nunmehr suchen einige Schwierigkeiten zu berichtigen, welche aus dem Vorhergehenden, als eine Folge könnten hergeleitet werden. Darunter ist diese die wichtigste: Wenn das Böse, sonderlich das sittliche, in dem Grade der Einschränkung eines Wesens, und in dessen Folgen besteht; so scheint eine unvermeidliche Nothwendigkeit des Bösen gefolgert werden zu können, die alle Freyheit und Strafwürdigkeit in dem Menschen aufhebt. Denn der Grad der Endlichkeit und Einschränkung hängt nicht von der Wahl und dem Willen der Menschen ab. Es findet also in diesem System jedweder Bösewicht eine Freystatt. Er bleibt unschuldig, und alle Schuld fällt auf Gott.

Dieser Einwurf, so scheinbar er ist, bestehet aus einer Vermischung der Begriffe, bey

deren

deren Auseinandersetzung seine Kraft verschwinden wird.

Wir können uns das Böse auf verschiedene Art vorstellen, entweder in der blossen Möglichkeit, oder als wirklich existirend. Von jener gilt kein Schluß auf dieses.

Die Möglichkeit des Bösen, die ich bisher vornämlich vor Augen gehabt habe, ist freylich in einer endlichen Welt etwas Nothwendiges, weil eine Welt ohne Böses unmöglich ist. Und ich habe gezeigt, wie heilig und unschuldig Gott dabey sey. Es würde aber die Quelle eines Irrthums werden, wenn wir in unsern Gedanken, wie in dem Einwurfe geschiehet, das mögliche und wirkliche Böse mit einander vermischen, und in Ansehung der Nothwendigkeit von jenem auf dieses schliessen wollten.

Das wirkliche Böse können wir uns ferner wiederum auf eine zweyfache Art vorstellen; einmahl auf eine allgemeine Art, ohne Rücksicht auf besondere Individua, die damit behaftet sind (in abstracto); und nächst dem auf eine ganz bestimmte Art, in Rücksicht auf das Wesen, das böse ist (in concreto). Es macht in unserer vorhabenden Sache einen grossen Unterscheid, ob wir uns das Böse im ersten oder letzten Fall denken, ob wir uns Mord, Diebstal, Meineid, oder Mörder, Diebe, Meineidige vorstellen.

Das Böse in abstracto, der Mord, der Meineid, ist in der That nichts, als der blosse Begriff, den sich unsere Seele von dem Bösen bildet; und wir müssen uns hüten, daß wir den Begriff mit der Sache selbst nicht vermischen. Denn dadurch, daß wir uns einen Begriff und eine Vorstellung vom Morde machen, entsteht in der Welt noch kein wirklicher Mörder. Das Abstractum fasset also noch keine Wirklichkeit in sich. Diese findet sich nur in dem Concreto.

Stellen wir uns nun das wirkliche Böse in Concreto vor, oder, wie eine blos mögliche böse Sache zur Wirklichkeit kömmt; so finden wir, daß solches auf eine zweyfache Art geschehe. Und hier liegt die Hauptsache verborgen, die zu Berichtigung obiges Einwurfs bemerket werden muß. Die Einschränkungen und Grenzen unserer Endlichkeit sind entweder natürlich, wodurch wir zu derjenigen Classe von Wesen werden, dazu uns die Weisheit des Schöpfers bestimmt hatte, oder freywillig angenommene und erworbene, wodurch wir aus eigener Schuld, Trägheit und Nachlässigkeit denjenigen Grad der Vollkommenheit versäumen, der uns in unserer Classe durch Fleiß und eifriges Bestreben zu erlangen möglich war. Aus beyden Arten der Einschränkungen folgen Uebel, sittliche Uebel, aber von gar verschiedener

schiedener Art. Wir wollen dies näher beleuchten.

§. 13.

Es giebt Einschränkungen und Grenzen der Endlichkeit, Mängel höherer Vollkommenheit, die uns an die Classe der Geschöpfe befestigen, zu der wir gehören sollten, darüber wir uns nicht erheben können, dabey unsere Macht, Freyheit und Wahl aufhört. Hieraus entsteht sittliches Böses. Dies sittliche Böse ist nothwendig, und uns unvermeidlich. Es findet daher auch dabey keine Strafwürdigkeit statt. Hievon heißt es: ultra posse nemo obligatur. Ein Exempel erläutere die Sache.

Wir sehen am Ufer des Meeres ein Schiff an einem Felsen zerscheitern. Vor unsern Augen findet eine unglückliche Zahl unserer Nebengeschöpfe den Tod. Die Wellen verschlingen einen nach dem andern. Wir sehen sie vergebens gegen den Untergang kämpfen, und ihre Hände um Hülfe gegen uns ausbreiten. Unsere Augen gehen über; unser Herz schlägt gedoppelt; unser Blut wallet. Allein wir können nicht in die Ferne wirken, noch über Sturm und Meer gebieten. Wir müssen also eine Lebensrettung, ein grosses sittliches Gutes, unterlassen, und leere Wünsche zeugen in diesem Falle von unserer Ohn-

macht Gutes zu thun. — Wir sehen ein Heer von Feinden einen Unschuldigen und Frommen überziehen. Die Länder des Gerechten werden ein Raub des Stärkern werden. Ehe dies geschiehet, wird theures Menschenblut fliessen, werden Väter und Mütter über den Tod ihrer Kinder weinen, wird eine Verlobte ehe den Witwenstand, als das Ehebette erreichen. Warum können wir nicht Berge auf jene Ungerechte wälzen, welche Erde für Menschenblut kaufen, und durch einen ungerechten Krieg an Wildheit das ganze Thierreich übertreffen? Warum können wir nicht mit Feuer vom Himmel eine gute That verrichten, und Unmenschen verderben, die im Begriffe stehen, um einer Neigung eines einzigen Menschen willen, himmelschreyende Sünden gegen viel tausend andere auszuüben? Die Unmöglichkeit hindert uns. Aus eben dieser Quelle unserer natürlichen Einschränkung folgt viel anderes Böses. Können wir alle Hungrige speisen, alle Durstige tränken, alle in Gefahr schwebende erretten, alle arme Heiden bekehren, und besser bekehren, als viele bisher bekehret worden sind? Können wir alle Geizige, Eigennützige, Stolze, Rachgierige, wie sie es verdienen, aus der menschlichen Gesellschaft verbannen? Und wenn wir auch nicht Menschen, sondern Geschöpfe einer höhern Classe, wären; so würden wir doch erfahren, daß es

uns

uns eine Unmöglichkeit sey, alles an sich mögliche Gute zu verrichten. Nur ein Wesen ist dazu fähig; dasjenige, welches ohne alle Einschränkung ist, der Unendliche, Gott. Es folgt also viel Böses aus dem natürlichen Grade unserer Endlichkeit. Der Mensch ist dabey ohne Strafwürdigkeit. Er wird durch dies nothwendige Böse kein Bösewicht. Er ist das Geschöpf nicht, welches Gott zur Ausübung alles an sich möglichen Guten bestimmt hat. Mögten solches gar zu strenge Moralisten bedenken, die uns in Wesen einer andern Gattung scheinen umbilden zu wollen! — Indeß macht die Unmöglichkeit, alles Gute auszuüben, den Menschen eben so wenig strafbar als unglücklich. Müssen wir gleich viel Gutes unterlassen; so können wir doch auch manches Gutes, das unsern Fähigkeiten besser angemessen ist, verrichten, und wir haben nicht Ursach, ungeachtet unserer Schwachheit, uns über unser Unvermögen, und die Gelegenheit zum Guten zu beklagen. Können wir nicht mit Feuer vom Himmel die Boshaften auf Erden vertilgen; so können wir doch unser eigen Herz verwahren, daß es nicht boshaft werde. Können wir Eigennutz, Stolz, und Geiz nicht aus der menschlichen Gesellschaft verbannen; so können wir doch verhüten, daß wir selbst nicht stolz, geizig und eigennützig sind. Können wir nicht

den Kriegen auf Erden steuren; so können wir doch uns mit unserm Feinde versöhnen, hie und da einen Frieden stiften, und manche edle That verrichten, die uns auf unserm Sterbebette eine beruhigende Rücksicht in die verflossene unbereuete Zeit unsers Lebens gewähren kann.

§. 14.

Es giebt ferner Einschränkungen und Grenzen der Endlichkeit bey vernünftigen Wesen und Menschen, die wir angenommen, und willkürlich nennen müssen. Hieraus fliesset gleichfalls sittliches Böses, aber solches, welches nicht nothwendig ist, weil seine Quelle nicht nothwendig war, welches folglich der Schuld nach nicht auf Gott, sondern auf den Menschen fällt, und diesen zum Bösewicht macht, weil es aus seiner Wahl und gemißbrauchten Freyheit floß. Wenn z. E. ein Mensch seinen Verstand unbebauet, unerleuchtet, ungeübt läßt, ihn mit Vorurtheilen und Irrthümern erfüllt, seinen Willen nicht zur Wahl des erkannten Besten, sondern zur Sclaverey sinnlicher Begierden gewöhnt; müssen wir denn nicht gestehen, daß derselbe die Grenzen seiner Endlichkeit enger zusammen ziehe, sich einen stärkern Grad der Einschränkung zuziehe, und einen beträchtlichern Mangel der Vollkommenheit habe, als andere, die ihre Seelenkräfte

brauchbar

brauchbar machen, üben, schärfen, und zu höhern Vollkommenheiten empor schwingen? Wir wissen, was in Ansehung unserer Vollkommenheit, Erziehung, Lebensart, Unterricht, Fleiß und ernstliche Bemühung ausrichten können; und wie viel an jener fehlen muß, wo diese Mittel dazu fehlen. Aus dem unterlassenen Bestreben nach der Vollkommenheit müssen nun nothwendig Vergehungen und sittliche Uebel als Folgen entstehen, so wie Gutes und Tugend die glückliche Folge bey dem ist, der sich nach einer höhern Vollkommenheit bestrebet hat. Ein Mensch z. E. geizet. Dies ist eine Folge seiner angenommenen Einschränkung, folglich zufällig, willkürlich, und ohne Nothwendigkeit, ein Mangel höherer Vollkommenheit, aber ein solcher, bey welchem eigene Schuld statt findet. Denn es war möglich, daß dieser Mensch auch nicht gegeizet hätte. Daß er geizig war, kam daher, daß er seine Vorstellungen nicht zur gehörigen Deutlichkeit brachte, daß er nach dunkeln und verworrenen Vorstellungen wählte, daß er sein Urtheil nicht zur rechten Reife kommen ließ, daß er sich damit übereilte, daß er seinen Begierden nicht den rechten Gegenstand gab, daß er des rechten Endzwecks verfehlte, und sich einen irrigen vorstellte. Es war aber auch das Gegentheil von diesem allen eben so möglich. Daß der

Mensch sich auf die eine oder andere Seite schlug, davon lag der Grund in zufälligen willkürlichen Dingen. Und nun wird hoffentlich obiger Einwurf berichtiget seyn. Es giebt in der Sphäre des Menschen nothwendiges und zufälliges Böses. Das erste gereicht dem Menschen nicht zur Schuld und Strafwürdigkeit; er ist dabey kein Missethäter, denn er war von Gott nicht bestimmt, das entgegen gesetzte Gute zu thun. Das andere kann dem Menschen allerdings imputirt werden, denn er hatte Kräfte und Vermögen, das entgegen gesetzte Gute zu wählen und zu verrichten.

§. 15.

Bis hieher, hoffe ich, ist mein Weg vom Anstosse gereinigt, und eben. Eine endliche Welt konnte nicht ohne Uebel seyn. Wollte Gott eine endliche Welt schaffen; so mußte das Uebel mit dem Guten zugleich entstehen. Doch ist Gott von dem Uebel nicht der Urheber. Es ist eine Folge des Mangels der Vollkommenheit in endlichen Wesen. Es ist auch so beschaffen, daß es die Strafwürdigkeit der Menschen nicht aufhebt, und den Missethäter und Bösewicht nicht entschuldigt. Gott ist also bey dem Bösen in der Welt überhaupt heilig und rein. Allein eine andere Schwierigkeit trit in die Stelle der

ersten. Die Grade und Stuffen des Uebels in der Welt sind es, die sie veranlassen. Hätte Gott nicht eine Welt mit wenigerm und geringerm Uebel schaffen können? Mußten unter den Menschen so viele Boshafte seyn, als die Erde wirklich trägt? Mußten Vater- und Muttermörder, Schänder der Majestät Gottes unter den Menschen erfunden werden? Konnte nicht eine endliche Schöpfung, ohne wilde Neronen und dergleichen Abschaum der Menschheit, statt finden?

§. 16.

Die Begriffe, welche wir uns von dem Uebel und von der Unvollkommenheit der Welt machen, nehmen wir von der Erde her, die wir bewohnen. Diese ist aber nur ein kleiner und ganz unbeträchtlicher Theil der Welt im Ganzen betrachtet. Wenn alle Planeten Welten und Wohnungen lebendiger Geschöpfe sind, wie wir fast mit völliger Gewißheit behaupten können; wenn alle Sterne Sonnen sind, die wie unsere Sonne ihr Planetensystem, ihre Welten, wie unsere Erde, um sich haben; wie klein ist den der Theil der Schöpfung, der uns Begriffe des Uebels und der Unvollkommenheit giebt? Wie groß und mannigfaltig kann dagegen das Gute und Vollkommene in andern Theilen der Schöpfung seyn, die wir nicht kennen? Verschwindet nicht bey-

nahe alles Bewußtseyn des Uebels auf Erden aus der Seele dessen, der sich mit seinen Gedanken zu andern Welten erhebt? Dort in jenen Himmelskörpern werden wir irgendwo den ewigen Frühling antreffen, den wir hier auf Erden mit Murren vermissen. Dort wird irgendwo die stete dem Leben und der Gesundheit angemessene Einförmigkeit der angenehmsten Witterung zu finden seyn, die wir hier in unsern Dunstkreis eingewikkelt nicht kennen, aus welchem es bald stürmet, bald donnert und blitzet, bald regnet und schneiet. Dort in jenen lichten Höhen müssen wir bey sanftmüthigern und edlern Geschöpfen den immerwährenden Frieden suchen, der hier auf Erden durch unzählige Verwirrungen so oft unterbrochen wird, als Neid, Haß, Mißgunst, Schadenfreude nebst Stolz, Geiz, Eigennutz ihre beklagenswürdige Wirkung thun. Dort müssen wir überhaupt das Gute, das Schöne, das Vollkommene suchen, was uns hier auf Erden fehlt. Im Ganzen fehlt gewiß dasjenige nicht, was wir in einem unbeträchtlichem Theile als einen Mangel ansehen. Es ist kein Zweifel, daß nicht alle Vollkommenheit, alles Schöne bis zur höchsten Stuffe im Ganzen der Wirklichkeit sollte irgendwo angetroffen werden. Daß aber alles Vollkommene in einem unbeträchtlichen Theile des Ganzen nicht bey einander gehäuft angetroffen

wird, dies kann bey dem kein Fehler heissen, der weiter als auf diesen kleinen Theil siehet.

Dies deutlicher einzusehen, müssen wir uns vorstellen, daß von dem menschlichen Vollkommenen und Guten an bis zur Gottheit hin ein gar grosser Zwischenraum sey. Wenn wir betrachten, daß Gott die Vollkommenheit der Erde vom Sonnenstäubchen an bis zum Menschen stuffenweis geordnet hat, so daß auf Erden nirgends ein Sprung, eine Leere angetroffen wird, sondern sich alles einander stuffenweis nähert; so giebt uns Gott durch diese in der neuern Naturkunde offenbar gewordene Wahrheit einen Wink, daß wir von dem, was unsere Augen auf Erden sehen, auf dasjenige schliessen sollen, was unsern Sinnen an andern Weltkörpern entzogen ist. Ohnfehlbar fangen dieselben da an, wo unsere Erde, wo der Mensch aufhört. Ohnfehlbar giebt es ausser der Erdkugel Geschöpfe, welche den grossen leeren Raum zwischen uns Menschen, und zwischen der Gottheit eben so stuffenweis ausfüllen, als auf Erden das Leere zwischen dem Nichts und zwischen dem Menschen, durch eine unübersehliche Mannigfaltigkeit von Wesen verschiedener Art, ausgefüllet ist. Die Weisheit Gottes wird eben so wenig über uns Menschen in den Reihen der Geschöpfe einen Sprung gemacht haben, als sie ihn unter uns gemacht hat. Und

diese

diese Betrachtung führet uns denn zu der grossen Leiter der Vollkommenheit, die uns den größten Begriff von Gott giebt, welchen sich ein vernünftiges Wesen machen kann. Was ist Gott als Vater und Urheber der Kleinigkeit, welche das menschliche Geschlecht in Ansehung der unzähligen höhern Gattungen von Geschöpfen ausmacht, gegen das, was er in unsern Vorstellungen alsdann ist, wenn wir ihn als Vater, Herrn und Urheber der unermeßlichen Mannigfaltigkeit betrachten, die den Raum zwischen uns und ihn ausfüllet? Wer Gott verkleinern will, der kann die Erde und den Menschen als den Mittelpunkt der Schöpfung betrachten, und Gott blos als den Vater der Menschen ansehen; nur der kann vergessen, wie viel tausend andere Classen würdigerer und höherer Geschöpfe ihn als Herrn anbeten, als Vater verehren. Was also der Mensch als Uebel und Unvollkommenheit in der Welt erkennet, und empfindet, das gilt nur von sehr geringen und kleinen Uebeln geringer und kleiner Theile des Ganzen. Und wer weiß nicht, daß ein geringes Uebel der Theile oft zur Vollkommenheit des Ganzen gehöre? Der Schatten in einem Gemählde, der Gebrauch einer Arzeney im menschlichen Leben erläutert dies.

§. 17.

§. 17.

Was ich von der stuffenweis sich erhöhenden Vollkommenheit der Welt im Ganzen gesagt habe, soll uns näher zu dem unverbesserlichen Plan führen, welchen die Gottheit bey Schöpfung der Welt sich vorgestellet hat. Er bestehet in der Mannigfaltigkeit. Der Schöpfer wollte nicht, daß alles, was aus seiner Hand gienge, einförmig und einerley seyn sollte, sondern er theilete das grosse Reich der Wirklichkeiten in lauter Gattungen ein, die von einander unterschieden, und doch nicht durch einen gar zu grossen Abstand von einander entfernt seyn sollten. Diese Gattungen der Geschöpfe sollten in der ersten Nähe des Nichts angehen, und durch verbundene Stuffen bis in die Nähe der Gottheit reichen. Was ist ein Sonnenstäubchen viel mehr als ein Nichts? Was sind die Insekten, die im Essig schwimmen, oder an andern Insekten leben, die selbst unsern Augen unsichtbar bleiben, und nur durch die stärksten Vergrösserungsgläser entdeckt werden, was sind sie viel mehr als ein lebendes Nichts? Von diesen gehen die Stuffen der Vollkommenheit bis zum Menschen auf unserer Erde. Und diese grosse Leiter vom Menschen bis zur Gottheit vollenden andere Weltkörper. Dies macht die Mannigfaltigkeit aus, die wir sicher in dem

Schöpfungsplan annehmen können, weil unsere Erde dieselbe, so weit sie reicht, bezeugt.

Sehen wir diese Leiter aufwärts an, wie sie vom Nichts zur Gottheit gerichtet ist; so eröfnet sich unsern Blicken das Reich der Vollkommenheit. Eine jede höhere Classe der Geschöpfe zeigt uns neues Gutes, neue Vollkommenheit. So oft wir vom Sonnenstäubchen an eine Stuffe höher steigen, von den Pflanzen zu den Insekten, von diesen zu den Thieren, von ihnen zu den Menschen in Gedanken uns nahen, und endlich die Geister uns vorstellen, die den Thron der Gottheit umgeben; so oft erblicken wir eine Vollkommenheit nach der andern, eine Stuffe des Guten nach der andern. Sehen wir diese Leiter, oder die Mannigfaltigkeit der Dinge, hinunterwärts an, wie sie von Gott bis zu dem Nichts hinreicht; so steht uns das Reich der Unvollkommenheit und des Bösen vor Augen. Jede abnehmende und der andern untergeordnete Classe von Geschöpfen zeigt uns einen Mangel, einen Fehl, den wir an den obern Gattungen nicht fanden. Den Thieren fehlt vieles, was die Menschen haben. An Pflanzen finden wir Unvollkommenheiten, die wir an den Thieren nicht kennen. So wie die Leiter hinaufwärts giebt, so nimmt sie hinabwärts.

§. 18.

§. 18.

Was kann wohl mehr zur Verherrlichung Gottes gereichen, als eben diese Mannigfaltigkeit der Dinge? Wie deutlich bezeugt sie seine unendliche Weisheit? Selbst in einer Gattung findet sich Mannigfaltigkeit, die uns ein unerschöpfliches Meer der göttlichen Einsichten und des göttlichen Verstandes erkennen lässet. Unter so viel Millionen Menschen finden sich nicht zwey, die einander vollkommen ähnlich wären. Und betrachtet man ihre Seelen und Gemüths-Charaktere; so wird man noch immer einen Unterscheid unter denen finden, die an äusserlicher Gestalt einander nahe kommen. Wie unerschöpflich muß ein Verstand seyn, der so viel unübersehliche Mannigfaltigkeit anzuordnen gewußt hat! Wenn wir nur bey unserer Erde stehen bleiben; so rührt uns schon ein heiliges Erstaunen, wenn wir an Kräutern, Blumen, Früchten und Thieren die Mannigfaltigkeit betrachten, die sich an Farbe, Gestalt, Grösse, Geruch, Geschmack unsern Sinnen darstellt. Und was denken wir, wenn wir eben das, wovon uns auf Erden unsere Sinne überzeugen, unserm Verstande vorlegen, und erwegen, daß diese Mannigfaltigkeit ohne Zweifel in der ganzen übrigen Schöpfung herrsche, daß sie in den Planeten und übrigen Himmelskörpern eben so werde anzutreffen seyn, als auf

unserer Erdkugel? Mein Verstand steht bey dieser Betrachtung still. Ich finde, daß meine Gedanken sich verlieren. Ich kann nichts denken, als: groß und unbegreiflich ist Gott in seinen Werken! Diese Mannigfaltigkeit verherrlicht auch die andern Eigenschaften Gottes, z. E. seine Güte. Wie groß wird nicht eben dadurch die Menge der Gaben, welche der Mensch täglich aus der Hand des Schöpfers nehmen kann? Und wie erhöhet dies nicht unsere wahre Glückseeligkeit? Haben wir viel Bedürfnisse; so ist auch in der Mannigfaltigkeit der Dinge dasjenige vorhanden, wodurch sie reichlich gestillet werden können. Wäre der Mensch z. E. einförmiger, und ganz Auge, oder ganz Ohr, wie viel würde uns denn entgehen, das wir vermittelst anderer Sinne geniessen? Wäre in der Welt alles Geruch, oder sonst einförmig, wie viel Gutes würde uns denn abermahls unbekannt bleiben, darüber wir jetzo den Schöpfer loben? Kurz, die Mannigfaltigkeit der Dinge ist auch der Güte desjenigen Wesens würdig, das alles zur Glückseeligkeit in seiner Art bestimmt hat.

§. 19.

Nun zur Sache! Hieraus wird die §. 15. erwehnte Schwierigkeit gehoben werden können: daß

daß Gott vielleicht eine Welt mit weniger Bösem hätte schaffen können. Dies behaupten, heißt den ganzen Gott verherrlichenden Plan der Schöpfung umstossen. Derselbe erforderte Mannigfaltigkeit. Je grösser dieselbe war, je mehr verherrlichte sich die göttliche Güte und Weisheit. Sollte sie recht groß seyn; so mußte sie von der Nähe des Nichts angehen, und bis in die Nähe der Gottheit reichen. Und so müßten alle die Grade des Bösen da seyn, die wirklich da sind. Diese Grade des Bösen sind aber zugleich, und eigentlicher, Stuffen der Vollkommenheit. Wir kurzsichtige Menschen sehen nur die Nachbarschaft des Nichts, und die Nachbarschaft der Gottheit ist uns verborgen. Dahin dürfen wir nur blikken, wenn wir eine Welt in geringen Graden des Bösen, und in grossen Vollkommenheiten sehen wollen. Der Einwurf war also an sich selbst ein Irrthum. Die gegenwärtige Welt, als ein Ganzes betrachtet, hat keine beträchtliche und starke Grade des Bösen. Sie kann im Ganzen keine geringere haben. Beträchtliche Grade des Bösen treffen wir nur in der Nähe des Nichts, auf der unbeträchtlichen Erde an, und sind also eine Eigenschaft eines kleinen Theils des Ganzen. Unrichtig ist es, diese Eigenschaft eines kleinen Theils als eine Eigenschaft des Ganzen ansehen wollen. In einer Uhr müssen neben den grössern

auch kleine Räder seyn. Gilt der Schluß von einem kleinen Rade auf die ganze Uhr, daß sie deswegen zu klein sey? Hätten in einigen Theilen der Welt geringere Grade des Bösen seyn sollen; so hätte Gott im Schöpfungsplane statt der Mannigfaltigkeit mehr Einförmigkeit beobachten müssen. So aber erforderten die Gesetze der Mannigfaltigkeit, daß einige Dinge groß, andere klein, einige gering, andere herrlich, einige vollkommen, andere unvollkommen seyn mußten. Gott konnte nicht lauter Seraphinen erschaffen; sondern es mußten auch zum Fehlen fähige Menschen, ja Mücken, ihm ihr Daseyn schuldig werden. Es mußte das Gute in verschiedenen Graden und Stuffen da seyn. Und hieraus mußten nothwendig Stuffen des Bösen entstehen, und konnten nicht vermieden werden. Denn das Böse ist nichts anders als die umgekehrte Stuffenleiter der Vollkommenheit. Wenn ein Geschöpf, dessen Lebenslauf mit einem Tage anfängt und zu Ende gehet, dessen Kleinigkeit unserm Auge kaum durch Hülfe künstlicher Gläser sichtbar wird, gegen welches eine Mücke schon unter die Elephanten gehört, wenn ein solches geringes Geschöpf klagen wollte: Warum hat Gott bey mir so viel Uebel und Unvollkommenheit zugelassen; würde denn nicht die Antwort hierauf eben die seyn, damit wir das Schreyen der Menschen über ihre

Uebel als unbefugt widerlegen? Das Gesetz der Mannigfaltigkeit im Plane der Schöpfung erforderte es also! Es konnten nicht lauter Engel erschaffen werden; es mußten auch Menschen und Thiere da seyn. Es konnte nicht alles zu Menschen werden; es mußten auch Gewürme und Pflanzen da seyn. Gott konnte nicht alle Vollkommenheit in einen Theil des Ganzen legen; er mußte sie in verschiedenen Graden andern Weltkörpern und Geschöpfen mittheilen. Wird man wohl einen Mahler tadeln, wenn er nicht alles, wozu ihn seine Kunst fähig macht, auf einem einzigen Stücke anbringt, sondern ein Stück zu Figuren, ein anders zu Landschaften, ein drittes und viertes zu andern Endzwecken bestimmt? Wird man denn Gott tadeln können, daß er nicht das ganze Maaß der Vollkommenheit, dazu ihn seine weise Allmacht fähig machte, über unsere Erde ausgegossen hat, die nach seinem Plan das kleinste seiner Werke seyn sollte?

§. 20.

So hat denn Gott, vermöge dieses Schöpfungsplans, das Uebel gewollt? So kann denn der größte Bösewicht sich damit entschuldigen: daß er zur Mannigfaltigkeit gehöre, und durch viehische Laster die Lücke zwischen Menschen und Thieren ausfülle? — Keineswegs! Nur

die Vollkommenheit hat Gott gewollt. Davon ist er der Urheber. Die ist in seinen Rathschlüssen und Wirkungen gegründet. Das Böse hat keine wirkende Ursache, wie bereits angemerket worden. Es ist vielmehr im Nichtwirken gegründet, und hat daher weder gewollt noch beschlossen werden können. Der wirkliche Bösewicht findet keine Entschuldigung. Denn das wirkliche Böse fließt aus der Menschen Wahl und Willkür. Und wie kann diejenige Mannigfaltigkeit der Bosheit und Thorheit, die der Menschen Unart und Willkür hervor bringt, in die Mannigfaltigkeit der Classen und Gattungen der Wesen gemischt werden, die Gott selbst in seinem Schöpfungsplane, zum Zeugnisse seiner Weisheit, angeordnet hat? Ist nicht zwischen beyden ein wesentlicher Unterscheid? Beweiset nicht derer Vermischung Einfalt oder Bosheit? Die Stuffenleiter der Vollkommenheit führte Gott zu sich hinauf, nicht von sich herunter. Also ward er der Urheber alles Guten und Vollkommenen, ohne der Urheber des Bösen genannt werden zu können. Die geringste Pflanze ist doch besser als ein Nichts. Gott führte sie also aus dem Nichts heraus, und sie ward Etwas. Mit Unrecht sagen wir: sie ist doch schlechter als ein Mensch, ein Engel; Gott machte sie ja nicht aus Menschen und aus Engeln. Seine

Schöpfung

Schöpfung ist keine Bildung schlechterer Wesen aus würdigern; sondern eine Hervorbringung etwas Würdigern aus dem Geringern. Wir müssen daher nicht das Vollkommenere mit dem Unvollkommenern vergleichen, und sagen: von dem letzten ist Gott der Urheber. Sondern wir müssen die Sache umkehren, und von dem Geringern zum Grössern hinauf steigen, und denn zur Verherrlichung Gottes gestehen: Er ist der Urheber alles des Guten, was das Geringere nicht hatte, und was wir an dem Höhern erblicken, ohne der Urheber des Bösen zu seyn, wodurch ein Wesen in der Mannigfaltigkeit der Dinge geringer ist, als das andere.

§. 21.

Es liegt in der Art zu schliessen eine offenbare Ungerechtigkeit, wenn aus der Mannigfaltigkeit und dem verschiedenen Grade der Unvollkommenheit der Dinge gefolgert werden will, daß Gott die Unvollkommenheit gewollt, beschlossen, und gewirkt habe. Daß er sie nicht gewollt habe, ist daraus klar, weil er einem Wesen in der That die entgegen gesetzte Vollkommenheit gegeben hat. Mangel der Vernunft ist ein Uebel. Wir sehen es an Pflanzen und Thieren, die keine Vernunft haben. Können wir sagen: Gott hat diese Unvollkommenheit gewollt? Nein! Er hat sie

nicht gewollt! Deswegen hat er Vernunft den Menschen, und ohne Zweifel auch vielen andern Wesen gegeben. An Thieren ist es keine Unvollkommenheit, daß sie keine Vernunft haben. Sie sind ohne dieselbe in ihrer Art vollkommen. Wenn eine Unvollkommenheit genennet werden könnte, deren gegenseitige Vollkommenheit nicht in der Natur angetroffen würde; so mögten wir sagen können: Gott habe diese Unvollkommenheit gewollt. Allein eben dadurch, daß er ihr Gegentheil erschaffen hat, bezeugt er genugsam, daß sie kein Gegenstand seines heiligen Willens genannt werden könne. Viele Menschen sind stolz, wohllüstig, boshaft. Hat dies Gott gewollt? Nein! Er bezeugt es dadurch, daß er Wesen erschaffen hat, die ohne Stolz, Wohllust und Bosheit heilig und gerecht sind, und daß es gegen einen Nero auch einen Titus gegeben hat.

§. 22.

Ich merke noch, zu Vermeidung alles Mißverstandes an, daß, wenn ich die Mannigfaltigkeit der Dinge einen Schöpfungsplan Gottes nenne, ich alsdan diese von Gott geordnete Mannigfaltigkeit nicht dahin ausgedehnet wissen will, daß Bosheit und willkürliche Uebelthaten der vernünftigen Geschöpfe darunter mit verstanden

werden

werden können. Die Mannigfaltigkeit der Dinge besteht in den verschiedenen von Gott angeordneten Classen und Gattungen der Dinge, in ihren wesentlichen Bestimmungen, und natürlichen Grenzen; und dazu wird keine zufällige Bosheit und Missethat erfordert. Mich beruhigt diese Art zu denken. Ich sehe mich dabey vermögend, die Gottheit als die grosse Urquelle aller Vollkommenheit in ihrer Reinigkeit und Heiligkeit anzubeten. Ich treffe in der Welt so viel Gutes und Vollkommenes an, wenn ich die Stuffenleiter zur Gottheit hinauf schaue, daß keine Vorstellung von einigem Bösen in meinem Gemüthe Platz findet. Und wenn ich in einzelnen Fällen, durch Empfindungen und Erfahrungen, daran erinnert werde, daß es Böses in der Welt giebt; so denke ich, daß ich gegenwärtig mich in der niedrigsten Sphäre der Schöpfung befinde. Ich schwinge meinen Geist zu höhern hinauf, und finde da den reinen Urheber alles Vollkommenen und Guten, davon die Empfindungen meines Ungemachs mich beynahe glauben machen wollten, er habe auch das erschaffen, was mich quälen kann.

VIII.

Abhandlung vom Patriotismus.

Patriotismus ist in dem Munde aller unserer Zeitgenossen. Unser Zeitalter wäre glücklich und verehrungswürdig, wenn man nicht Ursache hätte ungewiß zu seyn: ob es auch der wahre Patriotismus sey, der unter uns herrschet? Denn es giebt auch einen falschen, der so schädlich und verachtungswürdig, als jener nützlich, nöthig und rühmlich ist. Und dieser falsche Patriotismus ist in einem Staate dasjenige, was ein ungeschickter und unvorsichtiger Arzt bey gefährlichen Krankheiten ist. Er richtet Ruhe und Glückseeligkeit zu Grunde, die der wahre aufbauet. Er erschüttert nicht selten ganze Reiche, und ziehet Unheil und Verwüstung nach sich, wie die Geschichte unserer Zeit in traurigen Beyspielen uns vor Augen legt Er ist, wo nicht alle:

mahl

mahl wirklich schädlich, doch ein zweyschneidiges Schwerdt in der Hand eines Kindes, das dadurch wenig Schutz stiften, aber grosse Verletzungen anrichten kann. Es ist daher gewiß der Mühe werth, über diese Materie meine Leser zu unterhalten. Ich lege ihnen meine eigene Gedanken vor, ohne darüber etwas nachgelesen zu haben; wie solches allemahl meine Gewohnheit in denen Fällen ist, wo es darauf ankömmt, mir ein System der Gedanken zu erwerben, das zu Grundsätzen meiner Handlungen dienen soll. Ich vermeide hiedurch den Fehler derjenigen Sittenlehrer, die nicht selten ihre Forderungen nur deswegen zu hoch spannen, weil sie es sich nicht in den Sinn kommen liessen, ihre eigene Gedenkungs- und Gesinnungsart darnach einzurichten.

§. 1.

Der Patriotismus gehört in die Classe der gesellschaftlichen Tugenden. Wenn die Menschen noch im Stande der Natur, in anerschaffener Freyheit, ohne Regiment und die daraus fliessenden Verbindungen mit Mitbürgern, wie einige Völker der neuen Welt, lebten; so würde Patriotismus bey ihnen eine entbehrliche oder doch sehr eingeschränkte Tugend seyn. Nachdem aber zu dem Stande der Natur das Band der bürgerlichen Gesellschaft hinzu gekommen ist, und die

Menschen zu ihrem Schutze und zu ihrer Sicherheit in grössern und kleinern Gesellschaften zusammen getreten sind; so ist auch der Patriotismus zu den von ihnen erforderlichen Tugenden hinzu kommen, ohne welchen das Wohl ihrer Gesellschaft nicht bestehen kann.

§. 2.

Hieraus erhellet schon, daß Patriotismus kein anerschaffener Grundtrieb des Menschen sey, dergleichen verschiedene von Natur ihm eingepräget sind, so daß sie sich mit dem Wachsthum seines Körpers und seiner Seelenkräfte von selbst entwickeln. Er hat vielmehr seinen Grund nur in der Erziehung, willkürlich gewählten Lebensart, und ist durch den Verstand und das Nachdenken erst zur Pflicht gemacht. Es giebt daher Tugenden und Triebe, die dem Patriotismus vordringen müssen, und durch welche er seine wahre Bestimmung und seine Grenzen erhält. Der Trieb der Selbsterhaltung, folglich die natürliche Selbstliebe, und was aus ihr fließt, ist gewiß um so viel vordringlicher und verbindlicher, als der Patriotismus, je gewisser er unter die angebornen Grundtriebe, und zur Anlage des Menschen gehört; da hingegen dieser etwas Angenommenes und zur Natur willkürlich Hinzugekom-

gekommenes ist. Ich werde die Leser an diese Anmerkung zur rechten Zeit wieder erinnern.

§. 3.

Was ist denn aber eigentlich Patriotismus? Worin besteht seine wahre Natur? Wodurch unterscheidet er sich von allen übrigen Tugenden, Trieben, und Pflichten der Menschen? Er hat seinen Namen von dem Worte Patria, Vaterland, und bedeutet eigentlich so viel als Vaterlandsliebe. Das Wort Vaterland aber kann im engern und allgemeinern Verstande genommen werden. In jenem bedeutet es das Land, darin wir geboren sind, das Land unserer Väter. Im weitläuftigern Verstande versteht man darunter das Land, darin wir leben, und in bürgerlichen und gesellschaftlichen Verbindungen stehen. Wir wollen diese letzte Bedeutung des Wortes Vaterland behalten. Denn ein Land kann uns auf eine vernünftige Weise blos dadurch, daß wir darin geboren sind, nicht heilig werden, noch zu seiner vorzüglichen Liebe verpflichten. Sonst müßten uns auch stets unsere Wiegen und Windeln, unsere ersten Schuhe und Kleider, und viel andere Dinge theuer und heilig bleiben, dagegen wir doch mit Recht gleichgültig sind. Die Verbindlichkeit gegen ein Land, darin wir blos das Licht der Welt erblicket haben, und die allein

auf diesem Grunde beruhet, ist also blosse Chimäre und Einbildung. Nach der vernünftigen Bedeutung des Wortes Vaterland ist also der Patriotismus, oder die Vaterlandsliebe, ein lebhaftes Verlangen nach dem Wohl und Besten derjenigen Gesellschaft, mit welcher wir in Verbindung leben, welches mit einem Eifer gegen die Hindernisse des vaterländischen Wohlseyns verknüpfet ist.

§. 4.

Dieser Begriff wird wenig zu seiner Erklärung nöthig haben. Ein lebhaftes Verlangen nach des andern Wohlfahrt ist wahre Liebe. Ein solches Verlangen ist allemahl mit Eifer gegen seine Hindernisse vereinigt. Ein lebhaftes Verlangen wird gewiß Werke und Handlungen wirken, wodurch sein Zweck erreicht werden kann, und nicht im Herzen verschlossen, ruhig, und unwirksam bleiben, welches ich um derer Willen anmerke, die vielleicht den Patriotismus lieber in Thaten und Handlungen gesetzt sehen mögten. Ich schliesse sie nicht aus, sondern führe sie nur zu ihrer Quelle. Hiedurch wird einer Zweydeutigkeit des Begriffs vorgebeuget. Denn grosse Thaten, wodurch das Beste des Vaterlandes befördert worden, sind öfters aus nichts weniger als aus Patriotismus geflossen. Die Ehre, die

Begierde des Nachruhms und der Unsterblichkeit hat sie hervor gebracht. Wenn ich in der Folge um der Kürze oder Deutlichkeit willen die Redensarten **gemeines Bestes**, **öffentlicher Nutze**, **Beförderung desselben**, brauchen werde, und dadurch von dem fest gesetzten Begriffe abzugehen scheine; so hoffe, daß meine Leser durch diesen Schein sich nicht werden irre machen lassen. Denn alle diese und ähnliche Redensarten sind gleichgültig mit denen, welche ich im Hauptbegriffe gebraucht habe.

§. 5.

Wir sehen also, daß unser Vaterland da ist, wo wir in Bedienungen stehen, unsere Wohnung haben, uns Brodt erwerben, den Schutz der Obrigkeit geniessen. Alles dies habe ich unter der **gesellschaftlichen Verbindung** ausdrücken wollen. Und nun wird es Zeit seyn, daß ich, um vollkommener Deutlichkeit willen, den ganzen gegebenen Begriff zergliedere, und das Bild des Patrioten mit einzelnen kenntlichen Zügen unterscheidend ausmahle; nicht wie etwa ein Franzose, der alle Züge, wie zusammenfliessende Blattern zusammen laufen lassen, und eine unkenntliche Gestalt machen würde, wenn er nur hie und da Gelegenheit gehabt hätte, zu brilliren, und Spuren des Witzes, wie wohl auf Unkosten

der Gründlichkeit, zu zeigen. Es ist mir daran gelegen, daß jeder einzelne Zug wohl bemerkt werde. Denn der falsche Patriotismus hat vieles mit dem wahren gemein; und er wird am besten aus einzelnen Zügen von diesem unterschieden werden können.

§. 6.

1.) **Ein Patriot ist ein Mensch, in dessem Herzen eine wahre Liebe des Vaterlandes wohnet,** der also nach diesem Triebe redet, denket, und handelt, und ihn zum Grunde seiner Gesinnungen setzet.

Dieser erhabenen Würde sind demnach alle diejenigen unfähig, welche Unheil und Schaden über ihr Vaterland bringen, oder auch zu dessen Heil und Besten, weder im Grossen, noch Kleinen etwas beytragen. Selbst diejenigen, die dem Vaterlande wohl thun, aber aus einem fremden Bewegungsgrunde, sind noch keine Patrioten. Ein Curtius selbst muß nicht als Patriot betrachtet werden, wenn er sich deswegen in den giftigen Schlund der Erde gestürzet, um sich einen ewigen Nachruhm zu erwerben. Patriotische Handlungen müssen nothwendig den Zweck, die ausdrückliche Absicht haben, das Wohl des Vaterlandes zu befördern. Denn was sind Tugenden ohne Absicht? Ein Ohngefehr; ein

Etwas, das keiner Vergeltung, keines Ruhms, keiner Ehre würdig ist. O wie viele Helden, die fürs Vaterland zu kämpfen scheinen, fallen aus den Reihen der Patrioten aus, wenn man sie näher, und nach ihrem herrschenden Bewegungsgrunde prüft? Was bewog sie, Blut und Leben zu wagen? die Ehre, das Brodt, oder das Vaterland? Bey den ersten Bewegungsgründen können sie Helden seyn, aber keine Patrioten. Viele Bediente, auch die, so ihre Verpflichtungen erfüllen, und dem Lande nützlich werden, sind noch keine Patrioten, wenn etwas anders, als das Wohl des Landes, ihre Amtstreue wirket.

§. 7.

2.) Der Patriot ist ein Mensch, welcher sucht andern, besonders denen, die mit ihm in einer Gesellschaft leben, nützlich zu werden, welcher folglich erhaben genug denkt, anderer Nutzen zum Bewegungsgrunde seiner Handlungen zu machen.

In diesem Zuge des Patrioten finden wir das wahrhaftig Hohe und Göttliche seines Charakters. Was ist göttlicher, als sich mit Gedanken und Werken beschäftigen, die fremde Glückseeligkeit zum Zweck haben?

Hier unterscheidet sich der Patriot von dem grossen Haufen der niedrigen Seelen, die das

Bild

Bild der Gottheit so sehr aus den Augen setzen, daß sie auf nichts sehen, durch nichts gerühret werden, als was sie selbst, ihren eigenen Nutzen, Vortheil und Gewinn angeht; von den feilen Seelen, deren einziger, oder doch herrschender Bewegungsgrund Gewinn ist; von den schädlichen Menschen, die sich allein zum Mittelpunkte der Schöpfung setzen, und unbewegt alles um sich her zu Grunde gehen sehen würden, wenn sie nur dabey glücklich seyn könnten. So voll die Welt von Menschen ist, in deren Denkungsart Eigennutz und Gewinnsucht zum Grunde liegt; so klein ist die Zahl der wahren Patrioten, die nach Gründen wählen und verwerfen, die von dem allgemeinen Wohl hergenommen sind.

In diesem Zuge ist der Patriot in sich selbst groß, zugleich aber auch in aller Augen, die Verdienste kennen, liebenswürdig. Man setze ihn in Verbindungen, in welche man will; er wird allzeit unsere Liebe und Bewunderung an sich ziehen. Ist er Freund; was wird denn zuverlässiger seyn, als er, da er dem niedrigen Eigennutze und der ewigen Hinsicht auf sich selbst längst entwöhnt, und vermögend ist, das Wohl anderer zum Bewegungsgrunde seiner Handlungen zu machen? Wie groß, wie aufrichtig und wahr wird seine Dienstbegierde seyn, die ohne seine Denkungsart bey andern allemahl zweydeutig

und

und verdächtig bleibt? Man setze den Patrioten in ein öffentliches Amt. Er wird gewiß nicht seine Amtsverrichtungen nach den damit verknüpften Einkünften abmessen. Es bedarf keines Eides noch Fiskals, ihn im Amte treu zu machen. Der Bewegungsgrund, andern nützlich zu werden, ist ihm so natürlich, daß er nach demselben sein Amt um sein selbst willen verwalten wird. Man stelle sich den Patrioten im Privatstande, von Bedienungen und Aemtern entfernt, vor; auch hier bleibt er ehrwürdig. Nie wird er den Ordnungen und Einrichtungen des Landes entgegen handeln; nie sich weigern, des Landes Last zu tragen; nie so klein werden, daß er Unterschleif und Betrügereien öffentlicher Cassen übe, welches alle diejenigen thun, die als Unterthanen ihre Abgiften nicht entrichten. Man stelle sich den Patrioten auf dem Throne, oder nahe an demselben, vor, in der Macht, andern nützlich zu seyn; so erblickt man ihn in einem Lichte, dessen Glanz unsern schwachen Augen, wie das Licht der Sonne zu stark ist, dabey wir die Augen niederschlagen, aber desto mehr Bewunderung und Ehrfurcht in unserm Innersten empfinden, eine Bewunderung, welche derjenigen gleicht, womit wir die Asche eines unsterblichen Behrs zu frühe verehren.

§. 8.

Jede Tugend hat ihre Grenze oder Bestimmung. Was über dieselbe ins Wilde und Unbestimmte hinaus gehet, ist gemeiniglich Schwachheit, Fehl und Thorheit. Die Neigung des Patrioten, das gemeine Wohl zu befördern, muß daher auch ihre Grenzen und Bestimmung haben, und darf nicht über dieselbe ins Wilde hinaus gehen. Ich habe §. 2. angemerkt, daß es angeborne Grundtriebe gebe, die zur Anlage und Natur des Menschen gehören, und daher von vordringender Berechtigung und Verbindlichkeit sind. Dahin gehört der Trieb der Selbsterhaltung, mithin eine wahre und erleuchtete Selbstliebe, ein Verlangen nach eigener Vollkommenheit und Glückseeligkeit. Ich habe geglaubt, daß ich in meinem Gemählde Licht und Schatten gehörig anbringen würde, wenn ich die Vereinigung des Patriotismus mit diesem Grundtriebe der menschlichen Natur deutlich machen würde. Ich werde den Versuch hievon, der mir das Schwerste in dieser Abhandlung zu seyn scheint, wagen.

§. 9.

Wer die Selbsterhaltung nicht unter seine Endzwecke rechnen wollte, verdiente einen Platz in den Behältnissen der Wahnwitzigen und Thoren.

ren. Denn dieser Grundtrieb herrscht in der ganzen belebten Schöpfung. Der Patriot hört also nie auf ein Mensch zu seyn, und es ist kein Zweifel, daß er nicht berechtigt und verpflichtet seyn sollte, nach dem Triebe einer erleuchteten Selbstliebe zu handeln, und auch auf seinen eigenen wahren Nutzen und Vortheil zu sehen. Dieser eigene erlaubte Nutze ist die Bestimmung des Patriotismus.

Der Patriotismus bleibt Pflicht und Tugend, in dem Falle:

1) Wenn das gemeine Beste mit eigenem Nutzen verknüpft ist.

Gemeinnützige Anstalten und Einrichtungen in weislich beherrschten Ländern sind allemahl der Wunsch und das Verlangen des Patrioten. Wenn diese nicht auch seinen besondern Vortheil mit beförderten; so würde es ein Zeichen seyn, daß er Vortheile und Nutzungen auf anderer Kosten, und auf eine der Menschenliebe zuwider laufende Art begehre, davon er doch weit entfernt ist. Der Patriot verabscheuet es also, wenn öffentliches Weh und Privatnutze mit einander in Verbindung stehen. Nur den Nutzen liebt er, welcher mit dem gemeinen Besten verbunden ist.

Der Patriotismus bleibt ferner Pflicht, in dem Falle:

2) Wenn gemeiner Nutze, auch ohne eigenen Nutzen gestiftet werden kann, wie aus §. 7. erhellen wird.

Patriotismus ist Pflicht und Tugend, auch in dem Falle:

3) Wenn das gemeine Beste durch Aufopferung einiges Privatschadens befördert werden kann.

Dies ist wirklich der beständige Fall, darin gegenwärtig alle Länder, vermöge der jetzigen Regierungsart, stehen. So viel Abgiften der Unterthan geben muß, damit er den Schutz des Landesherrn geniessen könne; so viel Dienste er leistet; so viel Privatschaden übernimmt er, um des gemeinen Besten willen. Er setzt von den Auflagen, Abgiften und Diensten, die in seinem Lande hergebracht sind, zum voraus, daß sie nach dem Aufwande weislich abgemessen sind, welchen die Regierung und Beschützung des Landes erforderte, und dazu nützlich angewendet werden, und unterwirft sich denselben ohne Murren.

Was der Patriot als Unterthan beständig thut, daß er um des öffentlichen Besten willen Privat-

Privatschaden übernimmt; das thut er auch in einzelnen Fällen. Ein geringes oder mässiges Gut ist ihm nicht zu theuer, dadurch ein öffentliches und allgemeines Glück zu erkaufen.

Allein der Patriotismus hört auf Pflicht und Tugend zu seyn, wenn zu anderer Besten sein eigenes Verderben erfordert wird. Hier trit der Trieb der Selbsterhaltung ein. Mit Unrecht würde man von uns als patriotische Pflicht dasjenige erfordern, worüber wir selbst zu Grunde gehen müßten. Die Thaten einiger Römer und Griechen, welche sich dem gemeinen Wohl aufgeopfert haben, sind mehr glänzend, als wahr und vernünftig. Der Patriotismus fasset keine Verbindlichkeit in sich, uns selbst ins Unglück zu stürzen. Dies kann nur alsdenn geschehen, wenn er zum Enthusiasmus und zur Schwärmerey wird. Nur denjenigen Schaden kann der Patriot übernehmen, der noch nicht so groß ist, daß er nicht dabey sollte bestehen und glücklich seyn können. Wer weiter geht, geräth ins Wilde und über die Gränze der Tugend hinaus, und handelt wider den Trieb der Selbsterhaltung, der ohne Zweifel der verbindlichste in der Natur ist.

Hieraus liesse sich die glückliche oder unglückliche Verfassung der Länder beurtheilen, wenn ich so wohl eine Staats- als Moralabhandlung

schriebe. So viel kann ich nur anmerken, daß diejenige Landesverfassung die glücklichste sey, in welcher der Trieb der Selbsterhaltung am wenigsten braucht verläugnet zu werden, und daß manches heutiges Land selbst Schuld daran sey, wenn es nicht, wie Rom und Griechenland, Patrioten hat.

Ich habe vorher eines Gegensatzes erwehnt, den der Patriot verabscheuet, und der noch einige Erläuterung bedarf; wenn nämlich öffentliches Weh und Privatnutze mit einander im Widerspruche steht. Kein Patriot wird also z. E. zur Zeit der Theurung, da jedermann um Brodt seufzet, sein Korn auf höhere Preise liegen lassen, noch auch aus Gewinnsucht ausser Landes senden, was im Lande nicht entbehret werden kann. Dagegen wird aber auch kein Patriot häufige Zuschläge und Sperrungen der Länder ohne höchste Noth wünschen, weil sie eine gar starke Einschränkung seiner natürlichen Freiheit und des Eigenthumsrechts über seine Güter sind, die allemahl das Weh vieler Mitbürger begleitet.

§. 10.

3) Daß der Patriot ein wahrer Menschenfreund sey, folgt von selbst aus dem, was vorher beygebracht ist. Wer sich bemühet, das Wohl anderer zu befördern, und dasselbe zum uneigen=

uneigennützigen Endzwecke seiner Handlungen macht, darf mit Recht Ansprüche auf einen Titel machen, der unter die edelsten und erhabensten gehört, die ein Sterblicher sich zu eignen kann.

Die Menschenliebe eines Patrioten ist nicht in die engen Schranken eingeschlossen, welche das Vaterland bestimmen. Was hindert den Patrioten zu denken: die Welt ist mein Vaterland? Giebt es nicht ausser den engern Lokalverbindungen, darin wir leben, noch andere, die auch auf Menschen ausser unserm Vaterlande ausgedehnet werden können? Der Patriot, der sich als einen Weltbürger betrachtet, ist daher gewiß ein allgemeiner Menschenfreund. Jeder Hülfsbedürftige kann sicher seinen Beystand anflehen. Jeder Elende findet sein Herz offen. Er wünscht sich den Besitz vorzüglicher Macht und Gewalt, nicht, um Feinde stürzen zu können, sondern um Unglücklichen zu helfen. Begehrt er Reichthum; so wünscht er nicht darüber zu wachen, sondern durch dessen Besitz im Stande zu seyn, Hungrige zu speisen, Nackende zu kleiden, und wohl zu thun.

Ohne diese Erweiterung des Patriotismus würde sich uns an demselben eine schwache, ja gar schädliche Seite blos stellen. Ist die Menschenliebe desselben nur auf die eingeschränkt, die mit uns in einerley Lokalumständen leben; so können

wir in ihm eine Quelle beständiger Kriege mit den Nachbaren, und grosser Ungerechtigkeitsübungen gegen Auswärtige finden. Hat dies nicht die Erfahrung von denjenigen Republiken Italiens und Griechenlands bewiesen, in welchen am meisten eingeschränkter Patriotismus geherrschet hat? Nein, der Patriot gönnet auch seinen Nachbarn Gutes. Er genießt mit ihnen eines Himmels, einer Sonne. Er wünschet nicht, mit ihrem Blute sich zu mästen, noch sein Wohl auf ihren Untergang zu bauen. Wie schädlich wäre Patriotismus in Ansehung des Ganzen, wenn wir ihn ohne allgemeine Menschenliebe denken wollten? Wie sehr hätten Nachbaren Ursache, sich darüber zu beschweren, wenn die Hinsicht auf uns allein unser herrschender Trieb wäre?

§. 11.

4) Der Patriot besitzt Erleuchtung, gründliche Beurtheilung, und Einsicht, folglich wahre und gründliche Kenntnisse. Er muß wissen, was dem gemeinen Wohl gemäß und zuwider ist. Er muß die Beschaffenheit und Natur der Verbindungen kennen, darin er lebt, ja selbst die Hindernisse des gemeinen Besten. Was für Beurtheilung und Einsicht wird nicht dazu erfordert?

Hier kann ich meinen Lesern den Geburtsort des falschen Patriotismus zeigen. Er ist Mangel reifer Beurtheilungskraft und Einsicht, Dummheit, Unwissenheit oder Irrthum. Das Herz der falschen Patrioten ist gut. Der Fehler liegt blos am Verstande. Sie stellen sich etwas unter dem Scheine des Besten vor, und suchen es mit allen Kräften zu befördern. Oft aber ist dies eingebildete Beste ein wahres Uebel, alle Zeit ein Scheingut. Sie betrachten etwas als ein Hinderniß der vaterländischen Glückseeligkeit, das doch nicht selten ein wahres und unentbehrliches Gut ist, und ihr Eifer ist also aus falscher Beurtheilung gegen das Beste des Vaterlandes gewaffnet. Bald wird, nach ihrer Einbildung, Religion, bald Freiheit angegriffen. Der falsche Patriot erhebet ein Geschrey, macht Lerm, und blinder Eifer führt ihn weiter, als Recht und Gesetze zu gehn erlauben. Der Unparteyische hört den Lerm, merkt auf, und findet, daß der Ernst des Regiments nur gegen Frechheit und Mißbräuche gerichtet war.

Zur Classe des falschen Patriotismus zählen wir mit Recht den blinden Religionseifer, der solche Verfolgungen gestiftet hat, davon die blutigen Fußstapfen durch ganze Jahrhunderte in verwüsteten Ländern sichtbar gewesen sind. Man wird schwerlich den Schlüssel zu der unnatürlich

scheinenden Bosheit finden, die aus diesem Religionseifer hervor leuchtet, wenn man ihn aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Man siehet eine neue Religion aufkommen. Sie breitet sich in unserm Vaterlande aus. Man befürchtet, daß die alte Religion von der neuen möge verdrungen werden. Da nichts in der Welt stärker ist, als das Religionsvorurtheil; so siehet man die neue Religion als ein Hinderniß der allgemeinen Religion an. Was Wunder, daß sich der lebhafteste Eifer dagegen waffnet? Verfolgungen werden pflichtmässige Handlungen. Grausamkeiten werden als Mittel zur öffentlichen Wohlfahrt betrachtet.

Man siehet hieraus, wie gefährlich dem Staate falscher Patriotismus sey; wie gefährlich überhaupt der Irrthum in Dingen sey, die unser Thun und Lassen betreffen; wie verabscheuungswürdig man selbst bey einem guten Herzen werden könne, wenn es den Trieben desselben an erleuchteter Leitung fehlet. Zugleich erhellet, daß der Patriotismus nicht unter die leichten und gemeinen löblichen Eigenschaften gehöre, dazu nichts weiter als der Antrieb eines guten Herzens erfordert würde. Nein, der Patriot muß Einsichten und Verstandesfähigkeiten besitzen. Er muß vor Irrthümern seine Seele verwahren, und mit scharfen Blicken bis zur oft verborgenen Wahrheit

heit durchdringen können. Er muß bey seinen übrigen Vollkommenheiten auch ein Weiser seyn.

§. 12.

So wird der Patriotismus, könnte man denken, gewiß nicht unter vielen Classen der Menschen weit ausgebreitet werden; so wird der gemeine Mann, sonderlich bey uns, an dieser herrlichen Tugend keine Ansprüche machen können. — Allein hat denn der gemeine Mann keinen Verstand? Kann er nicht in seiner Sphäre die Wahrheit erkennen, und ein Weiser seyn? Freylich wird er in seinen Cirkeln bleiben müssen. Allein in denselben kann er so gut patriotisch denken, als andere in ihren weiter ausgebreiteten und höhern Sphären. Mögte nur das gemeine Volk durch bessere Exempel dahin erleuchtet werden, daß es begriffe: Gewinn und Eigennutz sey nicht der einzige Trieb des menschlichen Herzens! Die Beyspiele der Grossen, die ihm dies begreiflich machen sollten, sind so selten, daß es wirklich denjenigen mit sichtbarer Verwunderung angaffet, der nach andern Grundsätzen handelt.

§. 13.

Der Patriotismus wird gar oft von denen gemißbraucht, die uns gern zu gewissen Entschliessungen bringen mögten, die ihrem Eigennutze

gemäß

gemäß sind. Ohne Erleuchtung werden wir oft in Gefahr stehen, in die Netze dieser Eigennützigen zu gerathen, die den Patriotismus nur zur Maske gebrauchen, unter welcher sie ihren eigenen Vortheil zu stiften suchen. Der Coffee von Eichorien oder andern inländischen Früchten findet Beyfall. Der Coffeehändler hat geringern Absatz seiner ausländischen Waare. Er schreiet, und klagt über den Mangel der Patrioten. Ein ansehnlicher Zweig der Handlung, heißt es, liegt darnieder! Man hilft dem Commerz nicht auf! Man zerstöhret es vielmehr auf eine unpatriotische Art! — Gleich als ob es Patriotismus sey, den Gewinn einiger Krämer zu befördern, die solche Zweige der Handlung wählen, die dem Lande verderblich sind, und welche gleich im Anfange erstickt werden sollten. Denn der verdient gewiß schlechten Dank, der uns mit den Thorheiten fremder Völker bekannt macht, unsere Bedürfnisse vermehret, so wie unsere Sorgen, das Geld aus dem Lande bringet, und also dessen Uebelstand vermehret. Und gilt dies nicht von demjenigen Commerz, das uns fremde, entbehrliche, ja schädliche, den Luxus befördernde Sachen zuführet? Wenn jetzt ein angesehener Arzt sich einfallen liesse, wider den Eichorien- und inländischen Coffee zu predigen, nachdem derselbe uns von so vielen gründlichen Aerzten bereits als

gesund

gesund und unschädlich angepriesen worden; müßten wir denn nicht denken: daß derselbe von Coffeehändlern bestochen worden sey, um diese verderbliche und fallende Waare wieder in Ansehn zu bringen? — Es werden Fabriken im Lande errichtet. Mit Mühe gelangen sie zu einigem Grade der Vollkommenheit. Vergleichen wir ihre Waare mit der Waare der Ausländer, so finden wir sie am Werthe geringer, und am Preise theurer, als diese. Man hält sich also vor wie nach an die Waare der Ausländer. Dies wird Mangel des Patriotismus genennet. Gleich als ob es patriotische Pflicht der Unterthanen sey, die oft verschwenderischen und großthuenden Familien gewisser Fabrikanten zu bereichern oder zu ernähren; und als ob der Patriot nicht auch für sein eigenes Bestes Sorge zu tragen verpflichtet sey. Fabriken zu begünstigen wird billig der höhern und vermögendern Sorge dessen überlassen, der von ihrem Flor die größten Vortheile gewinnet, und Patriotismus, mit erlaubtem Eigennutze vereinigt, sey hiezu der Antrieb.

§. 14.

5) Der Patriot ist ein rechtschaffener und treuer Unterthan. Sein Haupttrieb ist die Beförderung des gemeinen Besten. Wird er sich wohl einem Gesetze, einer Verordnung ent-

ziehen, oder auch einer Last, die dasselbe zum Zweck hat? Er verabscheuet diejenigen Mitbürger, die ihre Pflichten von sich abschütteln. Er denkt: wenn das ein jeder thun wollte, wozu sich ein Bösewicht berechtigt zu seyn glaubt; wie könnte die Wohlfahrt des Landes bestehen? Er wird nie so wenig selbst gegen das gemeine Beste handeln, als ein Hehler derjenigen seyn, die solches thun.

§. 15.

6) Der Patriot ist der beste Fürst, wenn wir uns denselben im Purpur vorstellen. Nichts ist des Purpurs würdiger. Sein Thron wird von Wohlthaten triefen, wenn andere Fürsten an der Vergrösserung des Goldklumpens arbeiten, oder in theuren Wohllüsten zerfliessen, oder das Heil der Länder ihrem Stolze aufopfern. Ich darf diesen Zug nicht ausmahlen, da wir in unserm Zeitalter so glücklich sind, mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllet manchen Thron zu kennen, welchen patriotische Fürsten zieren. Man betrachte ihre Denkungsarten und daraus fliessenden Thaten; so wird man dasjenige finden, was man hier vermisset, und wodurch sie bey der Nachwelt die Grossen heissen werden.

§. 16.

7) Der Patriot empfindet einen erleuchteten Eifer gegen die Hindernisse der vaterländischen Wohlfahrt. Niemahls wird er gegen die Unordnungen, Mißbräuche, bösen Gewohnheiten, und andere Mängel gleichgültig seyn, welche die öffentliche Wohlfahrt stöhren. Niemahls wird er den überhandnehmenden Luxus, die Herrschaft der abwechselnden Moden, die Kleiderpracht billigen. Nie wird er wüste und ungenützte Gegenden, imgleichen gemißbrauchte Gemeinheiten im Vaterlande, gut heissen, noch öffentliche verdorbene Wege und unbrauchbare Heerstrassen ohne Empfindung innerliches Unwillens ansehen. Er wird gegen alle diese Hindernisse des gemeinen Besten kräftige, geschwinde, und weise Maaßregeln der Obern wünschen. Was er indeß als Unterthan nicht ändern kann, das trägt er mit Gedult. — Er hat gut tragen, sagt man; das thut wohl ein jeder, dem sonst nichts übrig ist. — Nein, das thut nicht ein jeder, sondern nur der Weise. Der größte Hause murret mit ewiger Unzufriedenheit über seine Uebel. Er ist dem gleich, der eine Mauer mit dem Kopfe zersprengen will, und davon blutige Wunden empfängt. Der Weise sucht ein unvermeidliches Uebel gewohnt zu werden, und so gut er kann sich in dasselbe zu schikken.

ken. Wenn daher im Lande heilsame Gesetze fehlen, oder über dieselben nicht gewachet wird, und sie gar bald in Vergessenheit gerathen, wenn es an Polizey, an Geschicklichkeit, Eifer und Treue in den Landesbedienten fehlt; so wird der Patriot vielleicht bey sich selbst, oder in den Schoos eines Freundes, sein Urtheil über diese Hindernisse der vaterländischen Glückseeligkeit fällen. Dies können die Grossen in der Welt nicht verhindern. Daß man in der Stille ihre Schwäche einsehe und beurtheile, dies müssen sie zulassen, und, wenn sie wollen, fürchten. Der Patriot wird ferner vielleicht über die erkannten Mängel in sich selbst mit innerer Mißbilligung seufzen. Auch dies gehört unter die Berechtigungen eines Weisen, dem die Herrscher sich nicht scheuen ihre Fehler sehen und empfinden zu lassen. Er wird so gar vielleicht fehlenden Obern mehr Weisheit, Erleuchtung und Patriotismus wünschen. Allein er wird bey alle dem nie aus den Schranken der äusserlichen Ehrerbietung und der Unterthänigkeit treten, die er dem Haupte der Gesellschaft, deren Glied er ist, schuldig zu seyn überzeugt ist. Er wird nie öffentlich murren, meistern, oder tadeln. Denn dies ist kein Mittel zu seinem Endzwecke. Noch weniger wird er Complots, oder allgemeine Unzufriedenheit und Aufruhr stiften. Jesuitische Grundsätze sind in

seinen

seinen Augen Abscheulichkeit. — Sind indessen die Fehler der Landesverfassung gar zu drückend und unausstehlich; kann Bitten und Flehen keine Milderung bewirken; so wird er gleuben, daß es noch heutiges Tages einen eben so gerechten Ruf gebe, als derjenige war, welchen Gott selbst Gen. 12, v. 1. ertheilete: **Gehe aus deinem Vaterlande, und von deiner Freundschaft, und aus deines Vaters Hause, in ein Land, daß ich dir zeigen will!** Er wird, wenn er kann, ein ander Vaterland erwählen, in welchem der angestammte Grundtrieb der Selbsterhaltung nicht ganz verläugnet werden darf. In diesem Falle wird er der freien Denkungsart derer beypflichten, die da sagen: ubi bene, ibi patria!

§. 17.

Daß der Patriotismus selbst in der heiligen Religion, die wir bekennen, geprediget werde, folglich eben so eine christliche, evangelische, als bürgerliche Tugend sey; solches kann ich unangemerkt nicht lassen. Der ganze Lebenslauf des erhabenen Stifters unserer Religion, der zugleich uns eine Verbindlichkeit zur Nachfolge auf legt, was ist er anders, als reiner wahrer Patriotismus, mit der größten Entfernung von eigenem Nutzen verbunden? Wie herrlich schildert Petrus

diesen patriotischen Charakter Act. 10, 38? Er zog im Lande umher, um wohl zu thun, und die Menschen von Plagen aller Art zu befreien. Was für patriotischer Eifer belebt den Sanftmüthigsten unter allen Menschen gegen den eigennützigen Rath eines Peters: Herr schone dein selbst, das widerfahre dir nur nicht! Matth. 16, 22. Tief präge sich seine Antwort in jedes Herz, das nach Art der Welt ohne warmes Gefühl gegen das Wohl anderer, nur allein auf sich selbst, seine Ruhe, Bequemlichkeit und Glückseeligkeit siehet: Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist! Bezeugt nicht die Lebhaftigkeit dieses Eifers die Grösse des Patriotismus in der göttlichen Seele, die uns zum Vorbilde himmlischer Gesinnungen vorgestellet ist, nach Phil. 2, 5? Und predigen nicht die Gleichnißreden des Erlösers von den vertrauten Pfunden, die Ermahnungen seiner Boten zum rechten Gebrauch der empfangenen Gaben, den wahren Patriotismus? Schildert nicht das Christenthum einen Menschen, der in der Welt niemand nützlich zu werden gesucht hat, der nur sich selbst lebte, als einen solchen ab, der sein Tagewerk auf Erden nicht vollbracht hat, der folglich nicht freudig sterben, nicht getrost vor seinem Richter erscheinen, keine Hof-

nung des verheissenen Gnadenlohns hegen darf, und auf das Himmelreich Verzicht thun muß? Vielleicht könnte ich darthun, wenn es der Ort gestattete, daß der Mangel des Patriotismus eben so gewiß eine Ursache der Verdammniß sey, als der Mangel des Glaubens. Die merkwürdige Stelle Matth. 25, 41 — 46 würde mir allein hinlänglichen Stoff zu diesem Beweise geben.

§. 18.

Beym Schlusse dieser Anno 1772 geschriebenen Abhandlung kann ich nicht unangezeigt lassen, wie meine Seele von patriotischer Zufriedenheit überfliesse. Ich betrachte aus dem dunkeln Winkel meiner Einsamkeit, was in unserm Publiko zu einer Zeit vorgeht, da allgemeine Calamität theils drohet, theils drücket. Vorzüglich bemerke ich einen edlen Jüngling, ein gefühlvolles sanftes Kind, wie es seinen Spahrtopf zu milden Gaben öffnet, da es höret, daß Nackende bey Frost und Blösse zittern, und bey Hunger und Theurung leiden. O ihr guten Engel eurer armen Mitbrüder, wie würdig seyd ihr, nach allem genossenen Glück der Erde dereinst den Engeln des Himmels zugezählt zu werden! Man scheidet sich von grossen Geldsummen, um sie unter Nothleidende zu werfen. Zu was für Thorhei-

ten könnten 50 Thaler gemißbraucht werden? Glückliches Publikum, das solche edle Glieder hat, die das Vermögen wohl zu thun für ein höheres Glück erkennen, als den Dienst der Eitelkeit! Wenn es Damen giebt, die dem Putze abbrechen, und diesen Abbruch zu Gaben der Dürftigen anwenden können; wenn es Dienstmägdchen giebt, die ihre Heiligechristgeschenke mit Armen theilen; wenn gefundene oft kostbare Sachen von Personen aus der niedrigsten Classe des Volks mit Redlichkeit und Gewissen dem Eigenthümer öffentlich wieder angeboten werden, da sie ohne Furcht einiger Strafe hätten behalten werden können; *) wenn es solche erhabene Gemüther in unserm Publiko giebt, wie aus öffentlichen Blättern und Nachrichten ohne Widerspruch am Tage liegt; so ist das menschliche Geschlecht so verderbt nicht, als mancher schwermüthiger Tadler es schildert; so giebt es unter dem grossen Haufen noch immer edle Seelen, die ohne Amt und besondern Beruf willig sind Gutes zu thun. Und Preis sey dem Schöpfer der Patrioten!

*) Man sehe von diesem allen das hannöverische Intelligenzblatt von Ao. 1772, unter dem Artikel: Milder Gaben.

IX.

IX.

Von dem Daseyn Gottes.

Wer sich rühmen will, der rühme sich des, daß er mich kenne, und wisse, daß ich der Herr bin. Jerem. 9, 24.

☆ ☆ ☆

§. 1.

Unser angelegentlichstes Wissen ist wohl unstreitig die Erkenntniß Gottes. Wie sehr sind nicht diejenigen zu bedauren, in deren Seelen aus dieser Quelle kein Trost, keine Freudigkeit, keine Hofnung im Leben, Leiden und Tode fliessen kann! Und was ist ein Leben ohne diese Güter, dadurch es uns allein schätzbar werden muß? Es ist gewiß ein Glück für uns, daß die grosse Wahrheit: es ist ein Gott, sich so leicht unsern Herzen mit unauslöschlichen Zügen einprägt, daß sie nicht nur den rohesten und einfältig-

fältigsten Völkern entgegen leuchtet, sondern man auch gar in den Schulen der Gelehrten behauptet hat, sie werde den Menschen angeboren, und es habe noch nie in der Welt einen theoretischen Gottesverläugner gegeben. Es braucht daher gar keines mühsamen Beweises, um das Daseyn Gottes zu erkennen, und einen Unwissenden davon zu überzeugen. Man darf nur die Hindernisse in seiner Seele aufräumen, ihn auf die Spur führen, ja nur den richtigen Begriff von Gott ihm geben; und er wird mit eben der Ueberzeugung glauben, daß ein Gott sey, mit welcher er glaubt, daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse.

Ich wundere mich daher, warum die Weltweisen so wohl als die Gottesgelehrten sich so viel Mühe gegeben haben, das Daseyn Gottes zu beweisen, da ein einziger mit Ueberlegung geschehener Anblick des Himmels, eine vernünftige Betrachtung der Welt, hinlänglich ist, einen jeden davon zu überzeugen. Hat man es gethan, Ungläubige zu überzeugen? Sollte man diese nicht vielmehr als Unsinnige mit Mitleid betrachtet haben? Was helfen vernünftige Vorstellungen bey Menschen, welche den Gebrauch der Vernunft verläugnen? Wird sich auch wohl ein Wahnsinniger durch Vernunft und Gründe heilen lassen? Und verdient ein Mensch widerlegt

zu werden, der den Glanz der Sonne, die Gegenwart des Tages, läugnen, und behaupten wollte: er habe keinen Vater und keine Mutter gehabt?

Indeß haben die Gelehrten viel Wege erwählt, die Einsicht in die Wahrheit: es ist ein Gott, recht klar und deutlich zu machen. Einige darunter sind so beschaffen, daß sie mehr zum Zweifel als zur Ueberzeugung führen würden, wenn man ihnen allein folgen wollte. Andere sind so weitläuftig und gelehrt, daß sie den Ungelehrten, und dem größten Haufen, ganz unnütz sind. Dies hat mich bewogen, da doch eine an sich einleuchtende Wahrheit absolut bewiesen werden soll und muß, eine solche Betrachtung darüber anzustellen, die der größte Haufe fassen könne, die gemeinnützig sey, und die Fehler vermeide, welche ich bey andern glaube bemerket zu haben.

§. 2.

Alles, wovon wir eines Erkenntnisses fähig sind, und von dessen Daseyn und Wirklichkeit wir uns überzeugen können, lässet sich in eine dreyfache Classe der Dinge bringen. Es sind entweder Dinge, die zur Geschichte gehören (facta); oder Wesen, die nahe oder entfernt auf uns wirken (entia); oder Sätze, die der

Verstand gebildet hat, die zu den Künsten und Wissenschaften gehören, dogmata und judicia. Nach diesem Unterscheide der zu erkennen möglichen Dinge, ist auch die Art unsers Erkenntnisses selbst unterschieden, und wird durch verschiedene Mittel erlangt. Wir wollen die Erkenntniß der Dinge zur Geschichte gehörig, die historische, der Wesen, die physische, der Lehren und Sätze, die vernünftige oder gelehrte, im strengsten Verstande, nennen.

§. 3.

Die historische Erkenntniß und Wahrheit beruht auf den Zeugnissen anderer. Daß Rom, Wien, Constantinopel, die ich nie gesehen habe, in der Welt sind, daß ein zwölfter Carl in Schweden gelebt und geherrscht hat, wissen wir aus Zeugnissen anderer. Die Ueberzeugung und Gewißheit in historischen Wahrheiten beruht auf unserm Urtheile von der Glaubwürdigkeit und Wahrheit dieser Zeugnisse. Wir können also in dieser Art Wahrheiten überzeugt seyn,

1) Wenn zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Orten her einerley Sache bezeugt wird.

2) Wenn ehrliche und kluge Leute etwas bezeugen.

3) Wenn viele, oder gar alle, etwas einstimmig bezeugen, und niemand widerspricht.

4) Wenn diejenigen, die etwas bezeugen, es aus den sichersten Quellen geschöpft, und es z. E. selbst gesehen oder erfahren haben.

5) Wenn die bezeugte Sache von uns selbst erfahren werden kann.

Wenn demnach eine historische Wahrheit zweifelhaft ist, oder gemacht wird; so kann vorbenanntes zu einer Probe dienen, wodurch Wahrheit und Irrthum unterschieden werden kann.

§. 4.

Die physische Erkenntniß von existirenden Dingen und ihren Eigenschaften beruht auf den Sinnen, Empfindungen, und Erfahrungen. Wenn wir hiebey in zweifelhaften Fällen die Vermuthung von uns ablehnen können, daß unsere Empfindungen keine Einbildungen noch Erdichtungen gewesen sind, sondern sich auf Wirklichkeiten bezogen haben, wenn also zu den Empfindungen das Bewußtseyn derselben, und das Urtheil des Verstandes hinzu kömmt; so haben wir die lebhafteste Ueberzeugung, und — in unserer Art — beynahe Unfehlbarkeit. Folgender

Schluß liegt also hier zum Grunde der Wahrheit:

1) Was mit gesunden Sinnen wirklich empfunden wird, und keine Einbildung ist;

2) Was mehr als einmahl, und also wiederholt und oft empfunden wird;

3) Was mit mehr als einem Sinne empfunden wird und werden kann, ohne sich zu widersprechen;

4) Was von vielen zugleich empfunden und für Einerley gehalten wird;

Das ist in verschiedenen Graden gewiß, und muß uns Ueberzeugung geben.

Auf unsere Sinne und Empfindungen bauen wir Tod und Leben. Sie geben uns also die lebhafteste und größte Gewißheit. Nur in zweifelhaften Fällen haben wir die angezeigte Hülfe nöthig. Wenn jemand unter freiem Himmel naß wird, und Tropfen aus den Wolken auf sich fallen sieht; der wird ohne Verrückung wohl nicht zweifeln, daß es regne. Wir wählen und verwerfen in den angelegentlichsten Dingen blos nach dem Zeugnisse unserer Sinnen. Der Schulstreit ist bey Klugen längst entschieden: ob die Sinne uns

uns täuschen oder betriegen können. Nein, das können sie im gesunden Zustande nicht. Sie liefern der Seele das getreue Bild des empfundenen Gegenstandes. Und wenn nur unser Urtheil, unsere Vorstellung und Einbildung dasselbe nicht verdirbt, und verstellet; so haben wir bey dem Zeugnisse der Sinne die stärkste und lebhafteste Ueberzeugung, deren menschliches Wissen fähig zu seyn scheinet, und die der Unfehlbarkeit nahe kömmt. Diese grosse Gewißheit beruht auf dem Schlusse, dem keine gesunde Vernunft, auch nicht in einem wilden Amerikaner, widersprechen kann: eine Wirkung muß eine Ursache haben. Wenn daher etwas unsere Sinne rührt, und dadurch Empfindungen in uns erweckt; so schliessen wir von dieser erfahrnen Wirkung mit der größten Zuverlässigkeit auf die davon vorhandene Ursache, auf die Existenz, Kraft und Eigenschaft desjenigen, was uns Empfindungen verursacht hat.

§. 5.

Die vernünftige oder gelehrte Erkenntniß der Wahrheit ist nicht weniger der Gewißheit und Ueberzeugung fähig, als die übrigen Arten menschliches Wissens.

Hier muß ich einen Unterscheid der hieher gehörigen Wahrheiten bemerken.

Es giebt Wahrheiten, die zum Grunde alles menschlichen Wissens liegen, welche wir als die ersten und unmittelbaren Ausflüsse der Vernunft ansehen können, ohne welche kein System einiger Kunst oder Wissenschaft, kein Zusammenhang der Gedanken statt finden kann. Diese nimmt die Seele mit Beyfall an, so bald sie zur Erkenntniß derselben geleitet wird; ja sie drängen sich derselben von selbst auf, und sie kann ihnen nicht widerstehen. Es ist bey dieser Art von Wahrheiten zur Ueberzeugung weiter nichts nöthig, als daß wir uns derselben bloß bewußt sind, daß aus der Seele bloß die Hindernisse weggeschaffet werden, die das Erkenntniß und Bewußtseyn derselben etwa verhinderten; alsdan werden sie wegen des natürlichen Hangs der Seele zu ihnen auch den Einfältigsten von selbst einleuchten. Unter solche Grundwahrheiten gehört z. E. der Satz des zureichenden Grundes, der Satz des Widerspruchs. Der Einfältigste nimmt ohne Beweis mit Ueberzeugung an: daß weiß nicht schwarz, Finsterniß nicht Licht sey, daß nichts sich selbst hervor bringen könne, daß alles eine Ursache haben müsse, daß eine Wirkung den Kräften der wirkenden Ursache gemäß seyn müsse. Und welche menschliche Kunst oder Wissenschaft könnte wohl ohne die Voraussetzung dieser und ähnlicher Wahrheiten bestehen?

Es giebt eine zweyte Classe vernünftiger Wahrheiten, welche in denjenigen besteht, die wir als Folgen der Grundwahrheiten ansehen, und aus diesen herleiten können. Gleich wie nun beweisen oder demonstriren, so viel heißt, als einen Satz oder Gedanken auf dasjenige zurück führen, worin er seinen Grund hat; so ist die Demonstration das Mittel der Ueberzeugung und Gewißheit in dieser letzten Art der Wahrheiten. Es findet demnach die Demonstration oder der Beweis, im eigentlichen Verstande, nicht bey allen Wahrheiten statt, am wenigsten bey Grundwahrheiten. Denn da diese selbst den Grund von andern in sich fassen; so können sie auf keinen andern Grund zurück geleitet werden. Grundwahrheiten beweisen wollen, würde ein Widerspruch seyn: denn wir würden damit zu erkennen geben, daß sie zu gleicher Zeit Grundwahrheiten wären und nicht wären. Hier würde es also ein offenbarer Mißbrauch der Demonstration seyn, wenn sie bey Grundwahrheiten angewendet werden sollte.

§. 6.

Nach dieser Voraussetzung von dem dreyfachen Unterscheide der Wahrheit, und folglich der dreyfachen Art sie zu erkennen, wende ich mich nun näher zu meiner Hauptsache. Das

Daseyn Gottes kann als eine Sache betrachtet werden, die zur Geschichte gehört, und macht also in diesem Betrachte eine historische Wahrheit aus. Denn sie wird uns von unserer Kindheit an bey unserer Erziehung erzählet und beygebracht. Man sagt: Gott sey dasjenige Wesen, welches der Urheber und Schöpfer aller Dinge ist, und alle die hohen Eigenschaften und Vollkommenheiten besitzt, die es als der Urquell und Grund aller Dinge haben muß. Man nennt es daher das allervollkommenste Wesen, über welches sich nichts Höhers denken lässet. Wir mögen unter Christen oder Juden, oder Türken, oder Heiden geboren werden und leben; so wird uns der Begriff einer Gottheit beygebracht, der in der Hauptsache bey allen einerley ist, und Gott als den Urheber aller Dinge, als das höchste Wesen darstellt. Das Daseyn Gottes ist also zu allen Zeiten behauptet worden, so wohl in den alten als neuern.

§. 7.

Nun wollen wir untersuchen, ob diese Behauptung als eine Wahrheit, die zur Geschichte aller Zeiten gehört, Glauben verdiene. Die §. 3. angeführte Probe wird uns hier Dienste leisten können.

Nach

Nach No. 1. hat das Daseyn Gottes Zeugnisse vor sich, vom Anfange der Welt, und von Menschen und Völkern, die nahe daran gelebt haben, und von da durch alle Zeitalter hindurch, ohne Unterbrechung bis auf unsere Zeiten; Zeugnisse aus allen Himmelsgegenden und Welttheilen, vom rauhesten Nordpol an, bis an die südlichsten Gegenden der Erde; Zeugnisse, die so allgemein sind, daß man schwerlich ihres gleichen in der Welt finden wird.

Wenn man bey diesen Umständen ungewiß bleiben muß; so darf man schlechterdings nichts glauben, was zur Geschichte gehört. Wie oft aber, und wie allgemein glaubt man nicht um weit unbeträchtlicherer Zeugnisse willen? Wer zweifelt wohl, ob ein China, ein Persien in der Welt sey, ungeachtet die Zeugnisse davon unendlich geringer sind, als diejenigen, darauf das Daseyn Gottes beruht? Wie oft glauben wir einen Artikel einer Zeitung, eine gelieferte Schlacht, ein Erdbeben, eine hohe Geburt, einen Sterbfall, aus geringen Zeugnissen? Und an dem Daseyn Gottes sollte man zweifeln können, das doch zu allen Zeiten, und an allen Orten so allgemein bezeuget worden ist?

No. 2. ist hier gleichfalls zutreffend. Denn wer will den Zeugnissen ganzer Nationen und aller Zeiten den Charakter der Redlichkeit absprechen?

sprechen? Dies könnte nur ein Menschenfeind und Verleumder des ganzen menschlichen Geschlechts thun. Und unter diesen Zeugen des Daseyns Gottes, wie viel Weise und Philosophen sind darunter gewesen? Wie viele kluge Leute haben dieser Sache mit aller Schärfe und Aufmerksamkeit nachgedacht, und am Ende gestanden: wahrlich ja, es ist ein Gott!

No. 3. trift zu, als welche Probe den höchsten Grad der Glaubwürdigkeit hat. Es ist nicht ein Volk, nicht eine Nation, die eine Gottheit glaubt; sondern unzählige, ja alle. Denn mir ist kein Volk, so wild und viehisch es auch lebt, bekannt, daß nicht einiges Erkenntniß der Gottheit haben sollte, und wäre es auch nur dunkel. Und gesetzt es wäre gegründet, was man uns von den Einwohnern der neulich entdeckten Inseln im Nordarchipel gemeldet hat, daß man bey ihnen keine Spur der Religion entdeckt habe; so hat doch wohl schwerlich mit Zuverlässigkeit können, bey der ersten Bekanntschaft mit ihnen, und bey der Unwissenheit ihrer Sprache, und folglich dem Mangel des Umgangs, ausgemacht werden, daß sie gar keinen Begriff von einer Gottheit haben sollten. Gesetzt aber auch, es gebe auf dem Erdboden ein so viehisches Volk, so wird doch dasselbe gewiß nicht widersprechen, wenn ihm diese Gottheit gehörig bekannt gemacht

worden

worden ist. Hoffentlich wird hier wohl niemand einen Einwurf von dem Widerspruch eines oder des andern Atheisten hernehmen. Denn was ist ein solches Individuum gegen alle Nationen des ganzen Erdbodens?

No. 4. ist zutreffend. Weil die Wahrheit des Daseyns Gottes zu allen Zeiten geglaubet worden ist, so weit wir in das graue Alterthum hinein Nachrichten haben; so muß sie auch im ersten Anfange aller Dinge erkannt und geglaubet seyn. Und hier war Gott selbst, und die von ihm durch die Schöpfung erlangte Existenz der ersten Menschen die unfehlbare Quelle, daraus diese durch alle Zeiten auf uns fortgepflanzte Wahrheit hat fliessen können und müssen. Ihre ersten Zeugen haben sie also aus eigener Empfindung und Erfahrung gehabt, die so gewiß als ihr erlangtes Daseyn waren. Das Daseyn Gottes ist also eine durch die That geoffenbarte Wahrheit. Aus diesem Grunde hat auch ihr Erkenntniß so allgemein werden können. Man hat es von denen überliefert bekommen, die es aus ihrer eigenen Schöpfung erlangt haben, und denen es also auf die thätigste Art, und zugleich mit Unfehlbarkeit, im strengsten Verstande göttlich geoffenbart worden ist. Mit Ehrfurcht betrachte ich daher selbst die schwachen, dunkeln und unzulänglichen Begriffe von Gott, die wir bey einigen wilden und den

Thieren ähnlichen Völkern antreffen, und die unzureichenden Handlungen des Gottesdienstes, die daraus herfliessen, und wären sie auch nur eine Stellung eines wilden Leibes und Gesichts gegen Morgen, oder ein Blick funkelnder Augen in die gestirnte Höhe. Es sind Ueberbleibsel einer vollkommenern Erkenntniß! Und was Wunder, daß eine Wahrheit bey einem Volke nach so langer Zeit, als von der Schöpfung an verflossen ist, verdunkelt worden ist? Die frühern Vorfahren dieser armen wenigen Völker haben sie gewiß deutlicher und vollständiger gehabt. Ich sage: wenigen; denn die Anzahl derer ist die größte, welche die Wahrheit: es ist ein Gott, durch Jahrtausende unter sich deutlich erhalten haben.

Von der 5ten Probe will ich hier nur einen Augenblick annehmen, daß sie gleichfalls zutreffe. Der Beweis davon wird in der Folge anzutreffen seyn.

Und so ist denn das Daseyn Gottes eine Wahrheit, welche den höchsten Grad historischer Glaubwürdigkeit hat, und auch alsdan, wenn sie bezweifelt, und in die strengste Prüfung gezogen wird, die Probe hält. Eher wollte ich an Allem in der Welt zweifeln, als daran, daß ein Gott sey. Eher wollte ich zweifeln, daß ich einen Vater und eine Mutter gehabt habe, daß

diese wieder Voreltern gehabt haben, als daran, daß ein Gott sey. Denn die Zeugnisse von allem, was zur Geschichte gehört, sind so stark und glaubwürdig nicht, als von dem Daseyn der Gottheit. Man muß also entweder allen Glauben der Geschichte fallen lassen, und ein Thor werden, oder glauben, daß ein Gott sey.

§. 8.

Das Daseyn Gottes kann ferner als eine physische Wahrheit betrachtet werden, wenn man Gott als ein Wesen ansieht, das existiret und wirket. Auch aus diesem Gesichtspunkte wollen wir auf das Wesen aller Wesen hinschauen.

Hier können wir nun von Gott im allerstrengsten Verstande freilich keine Empfindungen haben, das ist, ihn nicht sehen, hören, fühlen. Allein dies wird uns kein Hinderniß in seiner Erkenntniß seyn. Es ist eine von jedermann eingestandene Wahrheit: **daß die Wirkung eine Ursache habe, folglich jene von dieser Zeuge sey.** Ein Schluß, der demnach von der Wirkung auf die Ursache gemacht wird, ist sehr gültig, und von Unfehlbarkeit nicht unterschieden. vid. §. 4. Wenn wir ein Wesen selbst nicht empfinden können, wir empfinden aber seine Wirkungen; so sind wir um dieser willen berechtigt zu sagen: daß wir dies Wesen aus Empfindungen

und Erfahrungen kennen. Wenn z. E. jemand in einem Zimmer verborgen wäre, und er liesse nur seine Stimme hören, oder uns durch eine andere Wirkung seine Gegenwart bemerken; so würden wir an seinem Daseyn nicht zweifeln, ob wir ihn selbst gleich weder sehen noch empfinden könnten. Dies erläutert die Art, wie wir physice Gott erkennen können, ob er gleich seiner Natur nach weder gesehen noch empfunden werden kann. In seinen Wirkungen können wir dies alles. Diese können wir sehen, hören, fühlen. Und so gewiß wir hiebey sind und seyn müssen; so gewiß ist Gott selbst. Denn die Wirkung zeuget von der Ursache. Wir wollen also die §. 4. angeführten Mittel zur Ueberzeugung in physischen Wahrheiten hier anwenden.

Mit gesunden Sinnen sehen und empfinden wir Himmel und Erde, Sterne, Luft, Wind, Regen, und alle Werke Gottes. Alle Menschen sehen und empfinden dies. Hier fällt also die Vermuthung weg, daß es Selbstbetrug oder Einbildung sey, wenn wir glauben, eine Welt, eine Menge von Dingen zu empfinden. Unter so viel tausenden, welche die Wirkungen Gottes empfinden, werden doch auch solche seyn, die gesunde Sinne haben, und Empfindungen von Einbildungen zu unterscheiden wissen. Es kann also wohl keine Einbildung seyn, wenn wir glau-

ben in der Welt zu seyn, und dieselbe um uns zu haben. Wir empfinden in der Welt Wirkungen der höchsten Macht, Weisheit und Güte, also Wirkungen der Gottheit, oder solche Wirkungen, die über alle bekannte natürliche Kräfte gehen. Wir nennen daher das Wesen, das sie wirket, Gott. Wir könnten dies, als eine blosse Voraussetzung annehmen, ohne den Fehler zu begehen, den man in den Schulen der Gelehrten petitio principii nennet. So aber sind wir schon aus den Zeugnissen der Geschichte berechtiget, uns den Begriff von Gott zu machen, daß er das höchste Wesen, und der Urheber aller Dinge sey. Wenn man aber uns dies Recht auch nicht einräumen wollte; so ist es dennoch keine Voraussetzung einer erst zu beweisenden Sache, wenn wir von dem, was wir in der Welt physisch erkennen, behaupten, es sey Gottes Werk und Wirkung. Denn wer könnte wohl die Hervorbringung des Himmels und der Erde, der Kräfte des Donners und Blitzes, der Sturmwinde, einem andern Urheber zuschreiben, als Gott? Bey Empfindung dieser Wirkungen empfinden wir zugleich den Mangel eigener, und anderer natürlicher Kräfte, die zu ihrem Daseyn nöthig waren. Die Welt, darin wir sind, ist doch gewiß die Wirkung irgend eines Wesens. Denn sie muß eine Ursache haben. Man nenne

dies Wesen, wie man will; genug es ist dasjenige, welches die höchsten Kräfte hat, welches der Ursprung aller Dinge ist, welches von allen andern mit der Welt entstandenen Wesen unterschieden ist; es ist Gott.

§. 9.

So erfahren wir denn das Daseyn Gottes mit der größten Zuverlässigkeit, die in physischen Kenntnissen möglich ist. Die Offenbarung selbst wählet diesen Weg, den Menschen die lebhafteste Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes zu geben; und setzt voraus: daß wir aus Empfindungen eine lebhaftere und überzeuglichere Gewißheit erlangen, als aus Offenbarung. Denn aus Offenbarung etwas glauben, ist eine Art eines Vorurtheils, ob gleich eines sehr gegründeten, nöthigen und statthaften. Hingegen aus eigenen Empfindungen etwas glauben, ist Ueberzeugung, die aus uns selbst herrühret. Die Schrift selbst will nicht, daß wir die grosse Wahrheit: es ist ein Gott, aus einem blossen, ob gleich gerechten Vorurtheile, glauben, oder sie auf das Ansehen des Offenbarers bauen sollen; sonst hätte Gott, wie beym Vortrage seiner Einigkeit, und bey andern Gelegenheiten befehlsweise sagen können: Höre Israel, du sollst es glauben, es ist ein Gott! Sonst hätte Gott schlecht weg auf sein

Ansehen

Ansehen Glauben von uns gefordert. So aber verweiset selbst der, welcher Offenbarung geben, und aus Offenbarung von uns Glauben fordern und erwarten konnte, auf das Zeugniß der Sinne, auf Empfindung, auf Schlüsse von der erfahrnen Wirkung auf die wirkende Ursache, wie wir aus Act. 17, und Röm. 1. sehen. In Gott, heißt es, leben, weben und sind wir. Er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns. Wir können und sollen ihn daher suchen, fühlen und finden. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, wird wahrgenommen — welch prædicat, und welch subject! — wird ersehen, wird wahrgenommen, an den Werken, an den Wirkungen. Aus der Wirkung glauben wir, daß es schneiet, regnet, Winter oder Sommer ist, und unzählige andere Dinge, die an sich selbst nicht gesehen noch empfunden werden können. Denn wer hat jemahls einen Winter, oder Sommer, oder eine Zeit gesehen, oder andere dergleichen Dinge, die bloß abgezogene Begriffe der Seele sind, und nicht anders als in ihren Theilen und Wirkungen wirklich existiren? Eben so können und sollen wir aus Wirkungen, und aus Empfindungen dieser Wirkungen, den Gott glauben, von dem sie herrühren. Das heißt ihn, den Unsichtbaren, sehen,

 fühlen,

fühlen, wahrnehmen, finden. So gewiß wir demnach beym eigenen Gefühl und Sehen sind; so gewiß sollen wir auch vom Daseyn Gottes seyn.

§. 10.

Was ich mir von einem Gotteslåugner vor eine Vorstellung machen soll, um ihn der Menschheit würdig zu finden, die wenigstens der Erkenntniß der deutlichsten Wahrheiten fähig seyn muß, weiß ich in der That nicht. Ich sehe diese Leute als eine Art der Unglücklichen an, die mehr Mitleid als Unwillen verdienen. Ohne sie daher beleidigen zu wollen, muß ich gestehen, daß ich sie, ungeachtet ihrer Systeme des Unglaubens, dennoch für sehr thierisch dumm und einfältig halte. Wenn auch ihre Systeme durch Witz und Einbildungskraft noch so sehr geschmückt sind; so fehlt ihnen doch allemahl der Grund, sie sind in die Luft gebauet, und ihre Baumeister handeln in der Ausführung derselben gegen alle Analogie des philosophischen Glaubens. Welcher Mensch hat jemahls bey dem Anblick eines schönen Gebäudes gezweifelt, daß dasselbe einen verständigen Baumeister gehabt habe? Wer hat jemahls geläugnet, wenn er den Schall einer Glocke gehöret, daß es eine Glocke gebe? Und auf dieselbe Art muß ein Atheist låugnen und zweifeln, wenn er keine Gottheit annimmt, und gleichwohl eine

Welt glaubt. Wir könnten aus eben den Gründen seine eigene Existenz läugnen. Womit will doch ein Atheist beweisen, daß er selbst ein Daseyn habe, wenn er die Folge nicht zuläßet, die wir von der Wirkung auf ihre Ursache ziehen?

Ich will hier einen der Beweise berühren, auf welchen der mitleidenswürdigste Unglaube sich gründet, dadurch der Mensch sich selbst des höchsten Gutes beraubt.

Wir können physice, heißt es, gar keine Erkenntniß der Welt haben, auf welche doch die Erkenntniß der Gottheit gebauet wird. Denn die Welt ist bloß ein Begriff, kein existirendes Ding. Was wir erkennen, sehen, empfinden, sind lauter Einheiten, einzelne Dinge, die wir in Gedanken mit einander verbinden, und sie so dann die Welt nennen. Von diesen Individuis nun, die wir allein empfinden und als Wirklichkeiten erkennen können, lehret die Erfahrung, daß sie stets mit einander abwechseln. Keines derselben dauret immer, sondern es vergeht, und ein anderes trit an seine Stelle. So finden wir, daß die Materie in einem beständigen Kreislauf herum getrieben wird. Nicht das kleinste Theilchen derselben kann umkommen, und gänzlich verloren gehen. Es wird nur, nachdem es aus seiner vorigen Verbindung aufgelöset worden, anders wieder verbunden, geordnet, gestellet.

Wenn z. E. ein Mensch stirbt; so werden durch die Auflösung die bisherigen Theile seines Körpers zerstreuet, Theile der Luft, der Erde, des Wassers, der Kräuter, der Thiere. So geht es mit allen andern materiellen Wesen. Es ist im Ganzen das nicht vorhanden, was man Untergang im wahren und strengsten Verstande nennet. Der kleinste Theil der Materie muß nach seiner Auflösung irgend wo bleiben, und kann nicht umkommen. Was wir Untergang nennen, ist in der That nur Wechsel, den die Erfahrung täglich bezeugt. Selbst dasjenige, was wir als eine Einheit ansehen, ist in der That eine Mannigfaltigkeit, dabey keine Dauer, auch nur eines Augenblicks vorhanden ist. Die Erde z. E. der Leib eines Menschen, oder Thieres. Man siehet die Erde als einen Körper an, der bereits viel tausend Jahr gedauret habe. Wie falsch ist diese Vorstellung? Sie ist nicht eine Minute dasjenige, was sie vor derselben war. Wie viel Veränderungen gehen stündlich und augenblicklich durch Luft, Gewässer, Untergang vieler Dinge, Ursprung anderer, Versetzung dieser Theile, Transmutation anderer rc. bey ihr vor? Eben so ist es mit den thierischen Leibern beschaffen. Nichts ist in der so genannten Welt Beständigkeit und Einfalt; alles Mannigfaltigkeit und Wechsel. Nun — um zur Hauptsache zu kommen —

nun

nun ist hieraus klar, daß dasjenige, was wir Welt nennen, und Ewigkeit, sich im geringsten einander nicht widersprechen. Wir können uns zwar keinen ewig daurenden Körper, den wir als eine materielle Einheit betrachten, ohne Widerspruch gedenken; wohl aber einen ewigen Wechsel, eine ewige Dauer der Abwechselung, vermöge welcher ein Mensch stirbt, der andere wieder geboren wird, eine Materie hier aufhört, dort wieder in veränderter Gestalt erscheinet. Wie lange können wir nicht schon angeben, daß dieser beständige Wechsel gedauret habe, zumahl wenn wir auf die Rechnung der Chineser und anderer Völker achten? Und wie lange kann er nicht ferner dauren? Was ists wohl, daß gegen seine Ewigkeit eingewendet werden könnte? Brauchen wir zur Erklärung dieses ewigen Wechsels nichts als die eigenthümlichen Kräfte der Materie, und die Zerstörungen, Versetzungen, neuen Geburten, Veränderungen, zu verstehen, deren ewigen Wechsel wir die Welt nennen müssen; so ist klar, daß wir aus der wahren Erkenntniß der Welt nicht auf eine Gottheit zu schliessen berechtiget sind.

Es fassen diese Gedanken viel Schein, viel Wahres, aber auch viel Falsches und Unrichtiges, in Ansehung der Hauptsache, in sich. Es ist wahr, daß die Welt im Ganzen nicht so wohl

ein Wesen, als vielmehr ein Begriff sey, der nur in seinen Theilen wirklich existirt; wahr, daß wir die Welt mehr wie eine Reihe und Folge und Abwechselung der Dinge, als wie eine beständige Fortdauer der Einheit ansehen müssen; wahr, daß wir uns eine Folge der Dinge von sehr langer Zeit, ja undenklich und unaufhörlich vorstellen können; wahr, daß wir den Grund dieses Wechsels, der größtentheils anscheinender Untergang und neue Geburt ist, in den Kräften und Eigenschaften der natürlichen Dinge selbst antreffen. Aber falsch, sehr falsch, daß alles in der Welt Wechsel, und nichts Dauer seyn sollte. Denn wir finden doch in der Welt dasjenige dauerhaft, wovon der Wechsel der Dinge herrühret. Dahin gehören die Kräfte der Materie, die Regeln, nach welchen sich jeder Körper in seinem Kreislaufe beweget, die Elemente, in welche jede Materie aufgelöset werden kann. Wenn alles zerfliegt, zerstäubt, in Trümmer zerfällt; so behält doch die Luft ihre Schnellkraft, das Wasser seine Schwere, jeder Körper seine Neigung gegen den Mittelpunkt, jede Materie ihre Elemente. Können wir nun aus diesen beständig daurenden Kräften der Materie alle Veränderungen in der Welt erklären; so fragt sichs doch gleichwohl immer: woher sind diese Kräfte entstanden, deren Wirkungen wir vor Augen sehen?

sehen? Woraus sollen wir sie erklären? Haben sie keinen Urheber? Wer ist ihr Urheber? Hiebey bleibt also alles in seiner Kraft, was ich vorher von der physischen Erkenntniß Gottes beygebracht. Ist nicht überdas, der Kreislauf der Materie, den man lieber Welt nennen will, eine beständige Bewegung? Kann man sich aber eine Bewegung ohne ersten und ursprünglichen Antrieb vorstellen? Ist demnach eine ewige Bewegung unsere Welt; so muß ihr primus motor unser Gott seyn; ohne welchen sie eben so wohl ein Widerspruch bliebe, als wenn wir sie aus festen und dauerhaften Diamanten bauen wollten.

§. 11.

Die Erkenntniß Gottes aus den von ihm vor Augen stehenden Wirkungen ist um so viel lebhafter und überzeugender, da hiebey nicht, wie in andern Fällen, der Selbstbetrug vorgehen kann, welchen die Philosophen fallacia causæ nennen, und der im gemeinen Leben der Stifter unzähliger Irrthümer, Vorurtheile und irriger Meinungen worden ist. Denn wer könnte doch wohl die Werke Gottes mit andern Werken verwechseln? Unsere eigene Erfahrung überzeugt uns gar zu deutlich, daß wir nicht das allermindeste erschaffen können, nicht einmahl einen Wassertropfen, noch ein Senfkorn, noch ein kleines Sonnen-

stäub-

stäubchen. Diese Erfahrung bürget uns dafür, daß die ungeheuren Meere, die grossen Gebirge, der unausmeßliche Luftkreis mit den darin befindlichen Sternen, die Werke eines Wesens seyn müssen, das eine Macht ohne Grenzen besitzet, und das wir Gott nennen.

§. 12.

Das Daseyn Gottes kann endlich auch als ein dogma, als ein Satz betrachtet werden, der zur vernünftigen und gelehrten Erkenntniß gehört. Ich weise hier meine Leser auf dasjenige zurück, was ich von dem Unterscheide der Wahrheiten vorher beygebracht habe. Die Wahrheit: es ist ein Gott, gehöret nun unter die vorhin beschriebenen Grundwahrheiten. Sie dringet sich der Seele auf, so bald man sie erkennet, und wird Ueberzeugung. Man kann ihr nicht widerstehen. Man denkt nicht daran, Beweis zu fordern; man glaubt sie ohne Beweis. Wird denn mein Leser wohl Beweis von mir erwarten? Wird er verlangen, daß ich eine Wahrheit, die in keiner andern gegründet ist, die vielmehr der Grund aller andern ist, auf ihren Grund zurück führen, und einen Widerspruch begehen soll? Nein, ich bin vielmehr schon nahe am Ende meines Plans. Ich brauche nur noch die Ueberzeugung des Lesers davon: daß das Daseyn Gottes eine Grundwahrheit

heit sey. Und welche Wahrheit wäre uns wohl ohne dieselbe begreiflich? Ist nicht ohne sie die ganze Welt, und was sie in sich fasset, uns ein unauflösliches Räthsel, voll von Verwirrung und Ungrund? Wird nicht alles sonst Dunkele und Verwirrte in diesem Lichte hell und aufgelöset? Können wir auch wohl eine einige Kraft der Materie, eine einzige Regel der Bewegung, eine einige Wirkung einer Ursache verstehen, ohne unsere Zuflucht zu dieser ersten von allen Wahrheiten zu nehmen? Alles, was wir sehen und erkennen, ist, ohne die Voraussetzung der Gottheit, ohne Grund, blinder Zufall, Ohngefehr, und wie die Widersprüche mehr heissen, dabey keine gesunde Vernunft sich beruhigen kann. Was ist, ohne diese Grundwahrheit, der Mensch? Ein Sohn ohne Vater. Was sein Leib? Eine Wirkung ohne Ursache. Was seine Seele? Ein endliches Wesen ohne Ursprung. Was ist Vernunft? was Wahrheit? Ja was ist die ganze Welt? Alles Widerspruch! Alles Unmöglichkeit! So lange uns die Erkenntniß des Daseyns Gottes fehlet; so lange fehlet uns der Grund von allem, was wir denken, sehen und empfinden. Und so wird denn kein Zweifel übrig seyn, daß die Erkenntniß des Daseyns Gottes unter die Grundkenntnisse der

Menschen

Menschen gehöre, ohne welche keine vernünftige Erkenntniß möglich ist.

§. 13.

Wir haben also alle Arten der Gewisheit bey der grossen Wahrheit, die ich erläutern wollte: es ist ein Gott! Wir können sie historisch, physisch und vernünftig erkennen, und zwar nach allen stärksten Kennzeichen und Proben menschlicher Gewißheit. Eine einzige Classe dieser Ueberzeugungen wäre genug zu unserer Beruhigung, und wir können sie alle drey zur Verstärkung und Befestigung derselben mit einander verbinden. Wie viele Dinge glauben wir bloß auf das Zeugniß eines Menschen, aus Empfindung eines Sinnes, um eines einzigen Vernunftschlusses willen? Und wir wollten hier mit einigem Scheine der Vernunft zweifeln können, wo sich alles vereinigt, wodurch je die Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit gelanget sind? Mögte nur die Verehrung der Menschen gegen die unendlich grosse Gottheit so groß seyn, als gewiß ihr Daseyn ist! Mögte nur ihr Trost und ihre Freude an Gott in ihrem Herzen so überfliessen, als in der ganzen Natur die Zeugnisse, die seine Erkenntniß in unsere Seele bringen! Mögte nur die Erkenntniß unserer Abhängigkeit von Gott so tief in unsere Seelen geprägt seyn, als die Ueberzeugung von seinem

nem Daseyn. Denn ohne das erste wird uns das letzte zur Missethat. Gott erkennen, und ihn nicht gehorchen, ehren, lieben, fürchten, ist eben so unnatürlich, als Gott verläugnen.

X.

An seine Kinder.

Daß ich euch liebe, daß wisset ihr ohne Zweifel, und haltet es für eine euch angenehme Wahrheit. Nach dieser väterlichen Liebe wünsche ich euer Bestes, und eure Glückseeligkeit.

Ihr würdet aber nie, weder hier in der Welt, noch dereinst in einem bessern Leben, wahrhaftig glücklich seyn können, wenn ihr nicht Tugend und Rechtschaffenheit in euren Gesinnungen besässet, und in euren Handlungen zum Grunde legtet.

Diese Quellen wahrhafter Glückseeligkeit in euer Herz zu legen, und euch fromm, tugendhaft und rechtschaffen zu machen, die gegenseitigen Laster von euch entfernt zu halten, ist der Zweck derjenigen Erziehung, welche ihr bisher geniesset. Und in eben der Absicht gebe ich euch hiemit einige Betrachtungen und Regeln, die ihr euch zu dem Ende bekannt zu machen habt, damit ihr sie bey allen Gelegenheiten ausüben, und euer Herz darnach bilden möget.

Glaubet, daß ich euch in diesen Blättern ein wichtiges Geschenk ertheile, welches werth ist, von euch sorgfältig bewahrt zu werden. Wenn ich euch die köstlichsten Juwelen schenken könnte; so würden sie meine Liebe gegen euch nicht so deutlich bezeugen, als es diese Blätter thun. Denn ihr Inhalt ist euch nützlicher als grosse Schätze.

Ihr könnet natürlicher Weise nicht immer unter den Augen und in den Armen eurer Eltern bleiben. Es kömmt eine Zeit, da ihr von uns entfernet werdet. Ja es kömmt eine Zeit, da ihr an uns die Pflicht werdet üben müssen, uns zu begraben. Alsdan, wenn ihr meine Stimme nicht mehr hören könnet, euch zu unterrichten, zu leiten, zu warnen; wenn ihr durch eine grosse Kluft von mir entfernet seyn werdet; alsdan, könnet ihr meinen Rath, meine Lehren, meinen Unterricht zu eurer Glückseeligkeit noch in diesen

Blättern finden; alsdan, wenn ich aus den seeligen Höhen des Himmels, ohne euch zu vergessen, seegnend zu euch herab sehe, könnet ihr bey diesen Lehren gleichfalls meiner noch gedenken. Doch ich hoffe noch hier das Vergnügen zu haben, euch darnach einher gehen zu sehen, wie ihr bisher nach meinen mündlichen Lehren gewandelt habt, ein Vergnügen, welches Vätern eben so reizend ist, als empfindlich für sie der Schmerz über die Unart der Kinder ist. Dieser rührende Kummer hat schon manchen Vater früher zur Gruft gebracht, als ihn die Natur dazu bestimmt hatte.

Von der Religion.

Mit Recht fange ich damit an, euch, liebe Kinder, zu unterhalten, was für jeden sterblichen Menschen das Angelegentlichste, Nützlichste und Nothwendigste ist, ohne welches selbst die Kronen, die Schätze, die Freuden der größten Fürsten nichts als ein prächtiges Elend sind. Was nützte uns die ganze Welt, wenn wir nicht durch Religion für unsere unsterbliche Seelen sorgten? Wie kurz und flüchtig ist dies sterbliche Leben? Und wie unglücklich wäre es, wenn es nicht ein ewiges zur Folge hätte? Kein Mensch kann ohne Religion wahrhaftig glücklich seyn, auch nicht einmahl in diesem Leben; und es ist eine

ausgemachte Wahrheit, daß sie auch das Wohl dieser Tage befördere, so wie ihre Hintansetzung, Reue, Schmerz, Verwirrung, tausend Beschwerden, in dem Gefolge der Laster über uns verbreitet. Wenn aber auch die Religion dem Menschen nicht den geringsten Vortheil stiftete; so würde sie dennoch unter seinen wesentlichsten Pflichten gehören. Denn die Grösse des Schöpfers und himmlischen Wohlthäters, die wir so deutlich erkennen, muß bewundert und verehret werden; sonst wäre das überzeugendste Erkenntniß vergeblich; die Vollkommenheiten der unendlichen Gottheit müssen in den Gemüthern derer, die sie erkennen, diejenigen Empfindungen und Gesinnungen hervor bringen, die ihnen gemäß sind.

Ich werde auch hier nicht alles sagen, was man von der Religion Nützliches sagen kann. Noch weniger werde ich euch das ganze Gebäude derselben erklären. Mein Vortrag soll nur einzelne Bemerkungen in sich fassen, die ihr in andern Schriften von der Religion nicht so gewöhnlich und bey einander finden werdet, und wovon ich wünsche, daß sie tief zu Herzen gefasset werden.

Der wahre Begriff der Religion.

Es ist nicht zu glauben, wie wenig Menschen denselben besitzen, und wie viele sich durch einen falschen Begriff täuschen. Und wie unseelig ist ein Selbstbetrug in so angelegentlichen Sachen, damit es die Religion zu thun hat, in Sachen der Seeligkeit und Verdammniß?

Religion bestehet nicht in bloß äusserlichen und zufälligen Dingen und Handlungen; nicht darin, daß man zur Kirche gehe, darin Gott diene, bete, Gottes Wort höre oder lese, zur Beichte, zum heil. Abendmahl gehe. Dies alles, weder einzeln noch zusammen genommen, ist noch nicht Religion; sondern es sind Handlungen, die aus der Religion entstehen, und sie zum Grunde haben sollen, und die ohne diesen Grund nichts sind. Denn es kann jemand, wie die Erfahrung bezeugt, alle diese Handlungen ausüben, und doch dabey rachgierig, ungerecht, unbarmherzig, unmässig, geizig, wohllüstig seyn, den Nächsten betrügen, verrathen, verleumden. Wenn ein solcher Mensch den ganzen Tag betete, und ihn mit Singen und Andachtsübungen feierte; so müßte man dennoch von ihm sagen: er hat keine Religion! Wenn man einen abgerichteten Vogel einen Gesang pfeifen höret; wenn man einen Hund oder ein anderes Hausthier

von ohngefehr in eine offene Kirche laufen siehet; wird man diesen wohl Religion zu schreiben? Eben so wenig kann man geistliche Handlungen eines fleischlichen Menschen Religion nennen. Das wäre höchstens das Christenthum eines Heiden. Ich betrachte jeden Christen, an dem ich wissentliche Abweichung von seinen Pflichten wahrnehme, bey allen seinen äusserlichen gottesdienstlichen Werken, nicht anders, als einen wahren Heiden. Von der Unzulänglichkeit äusserlicher Handlungen leset unter andern nach Amos 5, 21. seq.

Wahre Religion und Christenthum bestehen darin: **wenn unsere ganze Gesinnung, Gemüths- und Denkungsart gegen Gott und Menschen, nebst unserm ganzen äusserlichen Wandel, so gebildet und beschaffen sind, als es das Wort und die Offenbarung des Höchsten vorschreiben und fordern, daß sie beschaffen seyn sollen.** Wer den Willen Gottes als sein erstes und heiligstes Gesetz im ganzen Leben stets vor Augen hat, niemahls mit Wissen und Vorsatz dagegen handelt, in allen Fällen nach Vorschrift der Tugend wählet und verwirft, und nie wissentlich den Reizungen des Lasters folget; wer redlich, aufrichtig, barmherzig, gerecht, gehorsam, unterwürfig, demüthig, voll Danks und heisser Verehrung gegen Gott ist;

der

der hat allein Religion, und bey dem sind Beten, Singen, Gottesdienst, Beichte und Abendmahl Werke, heilige Werke der Religion, die bey ungeheiligten Menschen Mißbräuche und Gräuel vor Gott sind.

Religion ist also nicht bloß dasjenige, was in Kirchen und gottesdienstlichen Versammlungen geübt wird. Dies sind nur öffentliche Handlungen, die aus der Religion im Herzen fliessen, und sie an den Tag legen sollen, und folglich das allerwenigste von dem, was zur Religion gehört, dabey sich also niemand allein beruhigen muß. Die Religion selbst wohnt nicht in Tempeln, sondern in menschlichen Herzen. Sie regieret nicht allein unsere gottesdienstliche Handlungen, sondern auch unser ganzes übrige Leben und Verhalten gegen jedermann. Sie lehret uns nicht allein beten und singen; sondern auch mit Menschen umgehen, handeln und wandeln. Sie wohnt nicht allein an Sonn- und Feiertagen in unserm Herzen; sondern an allen Tagen unsers Lebens, mitten in unserm Berufe und täglichen Geschäften. Wer sie hier nicht hat, bildet sich vergeblich ein, daß sie am gottesdienstlichen Tage sein Herz erfülle. Wenn sie des Menschen Herz gebildet und erfüllet hat; so verläßt sie ihn eben so wenig, als die Natur. Er denket, redet, wählet, verwirft nach ihrem Triebe und nach ihrer

Vorschrift, und mässiget selbst den Trieb der Natur nach ihren weisen Regeln. Sie geht also gar über die Natur. Sie ist dem Menschen das Würdigste, Vorzüglichste und Heiligste im ganzen Leben. Dies alles könnet ihr zusammengekürzt lesen 1 Cor. 6, 4 — 10, wenn ihr nur dabey voraus setzt, daß **sich als einen Diener Gottes beweisen,** so viel heisse: **als die von Gott geoffenbarte Religion üben.**

Lernet in der Religion zwey Dinge wohl von einander unterscheiden, nämlich: **Mittel** und **Absichten.** Das ganze Gebäude derselben ist damit durchflochten. Alles, was darin angetroffen wird, gehöret zu einem von beyden, und ist entweder ein Mittel, oder eine Absicht. Das Ganze aber ist nicht eher vollkommen, bis beydes bey einander ist. Wer sie trennet, und von einander absondert, der betriegt sich, wenn er glaubt, er habe Religion; er hat nur ein Stück davon, welches von dem andern abgerissen ihm zu nichts nützet.

Hieraus entsteht eine Regel, zu Vermeidung alles Selbstbetruges in so wichtigen Sachen, davon ich wünsche, daß sie jedermann wohl zu Herzen nehme:

Hüte dich, daß du in Religionssachen ja nicht dabey stehen bleibest, und dich damit

mit beruhigest, was nur ein Mittel zu einer Absicht ist.

Hier versehen es die mehresten Christen. Sie übertreten die gegebene Regel. Sie beruhigen sich bey dem Gebrauche der Mittel, und sind unbekümmert, ob ihre Absicht erreicht werde, oder nicht. Man frage tausend: warum hoffest du seelig zu werden? Und sie werden antworten: weil ich getauft bin, gebetet, Gott gedienet, gebeichtet, das Abendmahl empfangen, und geglaubet habe, was Gott geoffenbaret. Man denkt nicht, daß alles dies gerühmte Gute nur zu den Mitteln gehöret, die unnütz sind, wenn ihre Absicht nicht erreicht wird. Wenn sie antworteten: weil ich durch diese Mittel fromm, heilig, gerecht, liebreich worden, von Sünden zur Tugend bekehret bin; alsdan erst wäre ihre Hofnung der Seeligkeit auf festem Grund gebauet. Die Taufe ist das Mittel, den in Sünden gebornen Menschen in die Gnadengemeinschaft Gottes zu versetzen; und es ist vergeblich, wenn der Mensch durch Sünde und Untugend sich selbst muthwillig von Gott und seiner Gnade trennet. Beten ist das Mittel, unser Gemüth zu Gott zu lenken, und ist unnütz, wenn unsere Seele nicht zu Gott geführet wird. Gott dienen ist ein Mittel, dem Höchsten unsere schuldige Pflicht abzustatten, und uns selbst zu erleuchten und zu heiligen; wenn

wir aber dabey keine Pflicht im Herzen hegen, weder Liebe noch Dankbarkeit gegen Gott empfinden, auch dadurch nicht erleuchtet noch in der Treue und dem Gehorsam gegen Gott befestigt werden; so ist auch unser Gottesdienst eitel. Beichten ist ein Mittel, sich in der Verabscheuung alles Bösen und Sündlichen zu stärken, in guten Entschliessungen zu befestigen, in der Erniedrigung vor der göttlichen Majestät uns zu üben; wer aber nach seiner Beichte nicht besser, frömmer und heiliger wird, als er vorher war, nicht in künftigen Versuchungen der Sünde fester steht, als in den vergangenen; der hat ein Mittel, ohne die Absicht zu erreichen, gebraucht, und das hilft ihm eben so wenig, als wenn wir pflügten, und nicht erndten wollten. Das Abendmahl geniessen ist ein Mittel, in allem Guten, im ganzen Christenthume gestärket, der Vergebung der Sünde, und der seeligen Vereinigung mit Jesu, versichert zu werden; wer nach dessen Genuß nicht stärker gegen die Sünde kämpfet, treuer und sorgfältiger alle seine Pflichten übet, seinem Heilande ähnlicher wird; der hat ein Mittel gebraucht, ohne den Endzweck zu erreichen, dem hilft es eben so viel, als eine Arzeney, deren guter Wirkung man mit Fleisse widerstehet. Glauben ist ein Mittel, starke Bewegungsgründe zur Pflicht und Tugend durch die erkannte Wahrheit

in

in seine Seele zu bringen, und das ganze Leben zu heiligen, wie auch seine Seele der Versöhnung mit Gott zu versichern, wenn wir uns in die Gemeinschaft Christi versetzet wissen, und den Sinn dieses unsers Hauptes an uns finden. Wenn jemand bey Unheiligkeit im Dienste der Sünden und Laster glaubet, oder vielmehr zu glauben vorgiebt, und verdammende Urtheile des Gewissens über sich selbst fühlet; so ist es ein Beweis, daß das Mittel die Absicht nicht erreicht habe. Und ist alsdan nicht sein Glaube vergeblich? Viele sind zu dumm und zu einfältig, nicht so zu glauben, wie die mehresten glauben. Was für ein Verdienst kann ihnen ihr Glaube machen? Wie wenig kostet es zu sagen: ich glaube? Jemand braucht nur träg und dumm zu seyn, und sich keinen Zweifel zu machen; so glaubt er, wie die meisten glauben. Und dafür sollte Gott den Menschen seinen Himmel geben? Und wenn Gott das ungeschadet seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit wollte und könnte; wie würde sich der ungeheiligte und lasterhafte Mensch zur reinen Gesellschaft des Himmels schicken? Der Glaube, der ein Mittel zur Seeligkeit ist, und seinen Zweck erreicht, ist ganz etwas anders, als was ungeheiligte Christen im Munde führen. Alles demnach, was als ein Mittel zur Religion gehört, muß uns nicht eher beruhigen, bis wir

gewiß wissen, daß die Absicht davon bey uns erreicht ist. Hievor warnet Paulus, und lehret durch sein eigen Exempel, daß wir den Lauf des Christenthums nicht aufs Ungewisse verrichten, noch den Kämpfern gleich seyn sollen, die nur Streiche in die Luft führen, und ihren Endzweck nicht erreichen, 1 Cor. 9, 26. 27.

Eine andere Regel, die ich euch, meine Kinder, zu empfehlen habe, ist diese:

Hütet euch, daß ihr nicht in Religionssachen eine Absicht begehret, ohne die Mittel recht ernstlich zu wollen und anzuwenden, die dazu führen.

Würde man nicht denjenigen Landmann für einen Thoren halten, der eine Erndte hoffen wollte, wo er nicht gesäet und das Land bearbeitet hätte? Der Nahrung, Essen, Trinken haben, und doch nicht arbeiten wollte? Eben solche Thoren sind diejenigen, die da hoffen und wünschen, vor Gott gerecht zu seyn, und seelig zu werden, und die doch die gehörigen Mittel dazu nicht ernstlich anwenden, noch an sich selbst und in ihren Wandel heilig und gerecht werden, und von Sünden abstehen wollen. Wie viele Thoren findet man in der Religion, die widersprechende Dinge an sich häufen, und nur darin von andern Thoren unterschieden sind, daß sie elender und mehr zu beklagen sind? Sie eignen sich mit

begierigster Seele alle Verheissungen Gottes und seines herrlichen Evangelii zu, und denken nicht an das, was ihnen dabey zu thun gelassen ist, und an die nothwendigen Bedingungen, unter welchen uns Gott solche Verheissungen gegeben hat. Sie wollen Kinder Gottes seyn, und doch die kindliche Art nicht annehmen. Sie wollen Frieden mit dem Allmächtigen haben, der Leib und Seele tödten und verderben kann, und doch nicht von der Ausübung dessen ablassen, was eine Feindschaft gegen Gott ist. Sie wünschen Seegen und Wohlthat von Gott; und verhalten sich doch nicht so, daß sie vom Fluche frey, und des Seegens fähig werden können. Sie wollen seelig werden, und doch die Freiheit behalten, sich täglich der Verdammniß würdig zu machen. O meine Kinder! wenn ihr in Sachen der Seeligkeit die Absicht wollet; so könnet ihr, ohne sichtbare Thorheit und Verführung eurer selbst, euch nicht entziehen, auch die Mittel zu diesen Absichten, und die damit verknüpften nothwendigen Bedingungen ernstlich zu wollen und anzuwenden.

Von der Verführung in Religionssachen, und der Treue und Beständigkeit bey der erkannten Wahrheit.

Meine Kinder! Es giebt, besonders in unsern Zeiten, unter denen, die man zur grossen

Welt zählet, gar viele, welche nicht allein für sich das sanfte Joch Jesu und seiner heilbringenden Lehre ablegen, und ungläubig sind, sondern auch andere zu Mitgenossen ihres Unglaubens zu machen und zu verführen suchen. Ich würde euch nichts von diesen anstössigen Leuten sagen, wenn es möglich wäre, daß sie euch in der Folge der Zeit unbekannt bleiben könnten. Allein die Welt ist davon so voll, daß dies unmöglich ist. Man findet sie vornämlich in den Classen derer, die vom gemeinen Volke unterschieden sind, deren Zustand glänzend ist. Ihre Verführungen und Exempel sind der Unschuld um so viel gefährlicher, je mehr der Schimmer ihres äusserlichen Glücks, Standes und Reichthums blendet. Ihre verführerische Lehren sind mit Witz, Scherz, Lachen, oft mit Scharfsinn und Bemerkung manches wahren in die Sinne leuchtenden Fehlers, den die Vorsteher unserer heiligen Religion leider nicht achten, und dulden, gewürzet, und finden um so viel leichter den Eingang in jugendliche Herzen, da sie dabey den Genuß der Welt und der Freuden dieses Lebens mit lauter und einladender Stimme predigen.

Man nennet sie Freigeister, das ist Menschen, welche die christliche Offenbarung läugnen, und statt der daraus fliessenden Pflichten eine völlige Freiheit des Fleisches, und der menschlichen

Begier-

Begierden einführen. Einige unter ihnen führen daher ein völlig thierisches Leben, ohne Gesetz, Gewissen und Zwang. Andere, welche die viehische Art eines vernünftigen Geschöpfes für unwürdig halten, bilden sich selbst eine Religion nach ihrer Denkungsart, welche die Vernunft zum Grunde haben soll, und nennen sie die natürliche Religion. Diese, welche noch die erträglichsten unter dem Schwarm der Ungläubigen sind, nennet man Naturalisten.

Die Ursache, warum sie sämmtlich die Offenbarung verwerfen, besteht nicht in ihrer Ueberzeugung von der Falschheit, der Ungöttlichkeit oder den Fehlern derselben; denn sie haben nicht so viel Verstand und Einsichten, als nöthig wären, davon gründlich zu urtheilen. Sondern die Ursache ihres Unglaubens liegt vielmehr in ihrem Willen und verderbten Begierden. Sie wollen der Welt und aller ihrer Lust auf alle mögliche Art geniessen. Sie wollen weder der Unmässigkeit im Genusse angenehmer Getränke, noch der übrigen eingeführten Lebensart unserer Zeit, darin Pracht, Verschwendung, Uebermuth, Falschheit, Betrug und Begierde nach Wohllust herrschen, entsagen. Und da sie alles dies nicht mit den Forderungen Jesu und seiner Lehre vereinigen können; so entsagen sie derselben, und bilden sich eine Religion, die mit allen Eingebun-

gen eines bösen und ausgearteten Herzens beste-hen kann.

Um euch gegen die Verführungen dieser Elenden zu wafnen, und in der Treue und Beständigkeit in der erkannten Wahrheit zu befestigen, finde ich für nöthig, euch folgendes zu Gemüthe zu führen.

Der Charakter der christlichen Religion.

Der Charakter der christlichen Religion ist so schön und liebenswürdig, daß nur diejenigen in Unglauben verfallen können, die ihn nicht kennen.

Alles, was zur christlichen Religion gehöret, stimmt dahin überein, den Menschen, der sie bekennet, in den Stand dauerhafter Ruhe, Freudigkeit und Glückseeligkeit zu versezen, und sie ist also eine nachdrückliche Zeuginn von der Gnade, Liebe und Vorsorge Gottes über die Menschen.

Erweget nur, wie sehr die christliche Religion den Menschen aus dem Staube hervor ziehe, und ehre, und was für einen hohen Werth sie ihm beylege. Gott offenbaret sich über denselben als Vater, und nimmt den Staub, die lebende Erde, zu seinem Kinde an, dem er die theuersten Wohlthaten, Güter und Verheissungen, ja den Himmel und ewige Seeligkeiten schenket.

ket. Um des Menschen willen verläßt Gottes Sohn den Himmel, kömmt als Mensch ins Elend dieser Welt, leidet, vergießt sein theures Blut, und stirbt am Kreuze. Geht nicht dies alles über die Erwartung aller Menschen, was uns die christliche Religion von unserer Erlösung offenbaret?

Jesus verheisset seinen Verehrern nicht nur Seeligkeiten während dieses ganzen Lebens; sondern auch unaussprechliche Seeligkeiten nach dieser Zeit, in einer folgenden unvergänglichen Ewigkeit. O was für grosser Güter beraubt sich der Freigeist, der Christi Lehre verwirft! Worauf muß er Verzicht thun, um der Fahne des Unglaubens zu folgen! Was für ein grosses Opfer muß er der Freiheit zu sündigen bringen! Gott selbst, dessen Gnade, Seegen und Wohlthaten, den Frieden einer mit Gott versöhnten Seele, die Hofnung, die trostvolle Hofnung, ewig zu leben; dies alles muß er hintan setzen, und dagegen diese Welt zu seinem einigen Theile erwählen, und mit dem Tode ein völliges Ende. Ist es möglich, daß es Menschen geben kann, die den Unglauben mit dem Christenthume haben vertauschen können? Was für Fehls hat man doch an den Verheissungen und seeligen Hofnungen und Beruhigungen desselben gefunden? Kann wohl der sich im höchsten Grad selbst liebende Mensch mehr begehren

und wünschen, und hoffen, als Jesu Lehre ihm anbietet? Und dennoch glaubt man ausser ihr glücklicher zu seyn.

Der Charakter unserer Religion ist ferner anbetenswürdige Heiligkeit. Was ist verehrungswürdiger, als eine Lehre, die in Gott die unbefleckteste Heiligkeit zu Tage legt, und bezeugt, wie unmöglich er Böses dulden und genehmigen könne, und die auch an denen, die Gott gefallen wollen, die reineste Heiligkeit und Tugend fordert, und zugleich solche zu erlangen, die unfehlbarsten Mittel anzeigt? Betrachtet alle andere Religionen der Welt; ihr werdet einen grossen Unterschied unter ihnen und derjenigen finden, die ihr bekennet. Selbst die natürliche ist nicht so heilig. Denn sie muß voraus setzen, daß ein Mensch Gott gefallen könne, dessen Seele voll Fehler, Mängel und Schwachheiten ist, und der keine Mittel weiß, sie davon zu reinigen. Und was für Unreinigkeiten, Fehler und Mängel dulden andere bekannte Religionen.

Glaubet es nicht, wenn ihr dereinst hören werdet: die Forderungen der christlichen Religion sind für ordentliche Menschen, die mit der Welt in allerhand Verbindungen stehen, und nicht als Einsiedler leben können, zu schwer! Glaubet mir vielmehr, daß es zum Charakter der christlichen Religion gehöre: daß sie sanft und leicht

ist.

ist. Sagt dies nicht der Heiland selbst? Versichern es nicht alle seine Zeugen?

Es ist weit leichter, ein frommer tugendhafter Christ, und rechtschaffener Mann zu seyn, als ein Unchrist und Bösewicht. Wer fromm und rechtschaffen handelt, hat Wahrheit, Gewissen, und Gott auf seiner Seite. Wer boshaft handeln will, muß zuvor Wahrheit, Gewissen und die Erinnerung der Gottheit in seiner Seele dämpfen. Ist dies nicht unendlich schwerer und unnatürlicher, als wenn ein Mensch das natürliche Bewußtseyn der Gottheit, das Erkenntniß der Wahrheit, das Gefühl des Gewissens in der Seele behält, und sich deren sanften Leitungen überlässet? Wer rechtschaffen handelt, hat dabey nicht das Mindeste zu wagen, noch zu verlieren, sondern den allergrössesten Gewinn dieses und des zukünftigen Lebens. Wer gottlos handelt, muß nicht allein auf Himmel und Seeligkeit Verzicht thun; sondern auch hier auf Erden, Schmerz, Verwirrung, Strafe, Reue, und in jener Welt die ewige Verdammniß zu seinem Theile erwählen. Ist dies wohl so leicht, als in beständiger Hofnung der Seeligkeit ruhig vor sich hinwandeln? Wer tugendhaft ist, erspart sich unzählige Arten des Elendes und der Noth, in welche sich ein Lasterhafter nothwendig verstricken muß, wenn er seinen bösen Trieben genug thun

will. Man sehe nur einen stolzen oder geizigen Menschen an. Entsagt er nicht aller Ruhe und Zufriedenheit? Macht er sich nicht alle Welt zum Feinde? Wenn er seine Absichten ausführen will, muß er denn nicht die beschwerlichsten Dinge übernehmen, den Grossen und Mächtigen, die ihn empor heben können, schmeicheln, und sich vor ihnen knechtisch bücken, die Einfältigen Tag und Nacht mit List zu belauren suchen, um sich durch sie zu bereichern? Man kann mit Wahrheit sagen, daß das Verhalten, welches den Menschen die ewige Verdammniß zu ziehet, mit solcher Mühe, Beschwerde, Verläugnung und Elende verknüpft ist, die ein Gottseeliger auf seinem Wege zum Himmel nicht kennet. Es sind ganz falsche und irrige Vorstellungen, meine Kinder! wenn man diesen Weg mit Dornen besetzt, und voll Hindernisse denkt. Er ist vielmehr eben, und mit Rosen und Blumen bestreuet. Das Christenthum hat nur dan und wan in Zeiten der Verfolgung Märtyrer gehabt; die Sünde hat sie beständig und alle Tage. Was ist ein Unmässiger, der durch Ausschweifungen sich Auszehrungen und frühen Tod zuziehet, ein Dieb und Mörder unter dem Schwert und Rade des Henkers, ein Stolzer unter den Anfeindungen und Verachtungen aller Bekannten, und unter der Erwartung ewiger Strafen des Himmels,

 was

was sind diese, nebst allen übrigen Gottlosen, anders, als Märtyrer der Sünde?

Ein böser Mensch hat überdas nicht die geringste Entschuldigung für seine Ausschweifung zu hoffen. Es giebt nach der christlichen Religion unzählige Handlungen, Freiheiten und Berechtigungen, die keine Sünde sind, die in der Wahl des Menschen stehen. Der Mensch kann jeden natürlichen (nicht verwöhnten ausgearteten) Trieb ohne Sünde befriedigen, welchen der Gottlose nur durch Missethaten stillet. Wir haben so viel angenehme Speisen und Getränke, darin wir abwechseln, und sie also in völliger Unschuld geniessen können, daß der Unmässige sich unmöglich entschuldigen kann, wenn er um des Wohlschmacks willen sündiget. Wir haben so viel reizende unschuldige Ergötzungen, die uns zur Erquickung auf Arbeiten, und zur Stärkung und Erhaltung unserer Lebenskräfte dienen können, daß ein Ausschweifender mit Recht getadelt wird, den die Liebe zu Ergötzungen in Missethaten, übertriebene sündliche Wohllüste und Mißbräuche dahin reißt. Kurz, wir müssen zum Preis der göttlichen Weisheit gestehen, daß sie in die Natur eine solche Mannigfaltigkeit von Gaben und Gütern geleget habe, die hinlänglich sind, jeden natürlichen und unverwöhnten Trieb des Weisen zu befriedigen. Daher bleibt der gewiß

ein Thor, welcher seine Triebe zu befriedigen sich in sündliche Ausschweifungen dahin giebt, und hat bey bösen Thaten niemahls die geringste Entschuldigung.

Ihr erkennet hieraus, meine Kinder, was näher zum wahren Charakter der christlichen Religion gehört. Sie ist der menschlichen Natur nicht so zuwider, als ihre Feinde, ja selbst einige ihrer unvorsichtigen Lehrer und Bekenner, sie beschuldigen. Sie ist vielmehr der wahren menschlichen Natur recht angemessen. Sie lehret und fordert keine einzige Pflicht, die nicht der wahren Menschheit zur Ehre, Glückseeligkeit und Würde gereichen sollte, wenn wir sie nur recht verstehen, und uns deutliche Begriffe davon machen. Die Beschuldigungen der Ungläubigen, damit leider die Forderungen einiger unserer unbedachtsamen Lehrer überein stimmen, und sie bestärken, sind höchst falsch und ungegründet, wenn sie sagen: ein wahrer Christ müsse der Welt entsagen, seine Tage in Schwermuth und Traurigkeit zubringen; die Vollkommenheit, darnach das Christenthum zu streben befehle, sey zu hoch, schicke sich nicht für irrdische Menschen, schicke sich eher für Engel. Alles dies ist, sage ich, dem Charakter des Christenthums zuwider. Niemand ist mehr berechtigt, der Welt und der Güter dieses Lebens mit rechter Freudigkeit zu gebrauchen und zu genieſſen,

niessen, als eben der Christ, den kein Bewußtseyn der Schuld, keine Erinnerung der Gottheit, solchen frohen Genuß vergället. Gott selbst verheißt seinen Freunden Reichthümer, langes Leben, Ehren, zeitliches Glück zur Belohnung ihrer Tugend. Warum sollten sie denn alles dies Gute nicht freudig geniessen dürfen? Alles, was einem Feinde des Glaubens erlaubt ist; dazu hat ein Christ gewiß die größten Berechtigungen. Er ist nicht zur Schwermuth, zur Kopfhängerey berufen. Diese Gesinnungen sind vielmehr dem Charakter der christlichen Religion zuwider, als welcher eine freudige Munterkeit erfordert, so wohl zum Lobe Gottes, als zu allen übrigen Pflichten. Die christliche Religion fordert auch keines weges von ihren Bekennern eine so hohe Vollkommenheit, die über die Grenzen der niedrigen Menschheit gienge. Sie fordert nicht einmahl die höchste dem Menschen mögliche Vollkommenheit. Betrachtet nur die Lehren, von der Gerechtigkeit Christi, von ihrer Ergreifung durch den Glauben, von der göttlichen Zurechnung derselben, die den Gläubigen widerfähret. Dies macht unsere vor Gott geltende Vollkommenheit aus. In dieser Gerechtigkeit Christi können wir bey vielen eigenen Schwachheiten und Fehlern dennoch sagen: es ist nichts verdammliches an uns! Würde Gott diesen leichten

und angenehmen Weg zur Gerechtigkeit wohl angewiesen haben, wenn er von Christen die höchste Vollkommenheit in eigenem Thun, in eigenen Eigenschaften forderte? Die den Feinden des Glaubens so anstössige Vollkommenheit und Heiligkeit des Christenthums ist also mehr ein Bestreben, als eine wirkliche That, und besteht mehr in dem Willen, als in der Ausübung. Und kann dies ernstliche Bestreben wohl getadelt werden? Ist es nicht einer der ruhmwürdigsten Endzwecke der Christen? Ist es nicht unendlich edler und rühmlicher, dahin zu trachten, daß man in seinen Gesinnungen und Handlungen dem Allervollkommensten immer ähnlicher zu werden suche, als wenn man sich zum Viehe in thierischen Lüsten erniedriget? Fordert nicht jenes Bestreben nach der Vollkommenheit unser grosser Endzweck, ewig mit Gott vereinigt zu seyn? Wie würde sich der wilde rohe freche Sünder in die Gesellschaft des Allerheiligsten schicken? Und wie leicht macht uns Gott alle Arbeiten an unserer eigenen Vollkommenheit? Nur demjenigen müssen sie schwer und abschreckend vorkommen, der das grosse Maaß der Gnadenkräfte nicht erweget, in dessen treuer Anwendung der Christ saget: ich vermag alles durch den, der mich mächtig machet, Christum! Gott selbst ist es, der in uns wirket, das Wollen, und das Vollbringen,

nach

nach seinem Wohlgefallen. Sehet, wie bey reifer Ueberlegung der Sachen, die flüchtigen und abschreckenden Beschuldigungen weg fallen, womit die Feinde unsere heilige, sanfte, beruhigende, leichte, der Menschheit angemessene, glücklich machende Religion belegen!

Ich muß euch noch einige Regeln geben, die den Charakter unserer vortreflichen Religion betreffen, daraus fliessen, und dem Gifte der Verführung und des Anstosses widerstehen können, das der Unschuld vorgeleget werden könnte.

Machet in euren Gedanken nichts zur Sünde, was Gott nicht selbst dazu gemacht hat.

Es hat zu allen Zeiten in der Kirche unbedachtsame und milzsüchtige Lehrer gegeben, welche verbieten, wo Gott nicht verboten hat, welche unschuldige Dinge als Werke der Hölle ausschreien und verdammen, das Register der Sünde vergrössern, und vom Christenthume diejenigen abschrecken, die da einsehen, daß nach ihren Forderungen es unmöglich sey, sich für Sünden zu hüten. Das Register wahrer Sünden ist so groß und gefährlich nicht, daß nicht ein jeder Mensch, in jedem Berufe und Stande, sich dafür sollte hüten, und davon unbefleckt erhalten können. Und doch haben wir auch wahre Sünden genug, um nicht genöthigt zu seyn, aus eigener

gener Willkür noch mehrere zu erschaffen. Sollten wir daher wohl Spiel, Lachen, Scherz, Tanz, muntere Gesellschaften, Freudensbezeugungen, Kleidungen, und andere äusserliche Dinge zu Sünden machen, wir, die wir wissen, was Haß, Mord, Diebstal, Lügen, Verleumden, Betrug, Ehebruch und andere Uebertretungen unserer Pflichten sind? Der gütige Gott hat unzählige Dinge unserer Freiheit überlassen. Sein Gebot schränket uns nur in denjenigen Handlungen ein, welche unsere eigene Wohlfahrt oder die Glückseeligkeit des Nächsten stöhren und und zernichten können. Wer jene uns frey gelassene Dinge schwermüthig als lauter Sünden verdammen wollte, würde dadurch zu erkennen geben, daß er noch nicht gelernet habe, sich für wahrhaften Sünden zu hüten. Denn dies kostet so viel Fleiß und Vorsichtigkeit, daß ein wahrer Christ gewiß nicht daran denket, mehr Sünden zu erschaffen, als wirklich vorhanden sind. Und wenn man dies auch, ohne dem höchsten Gesetzgeber ins Amt zu greifen, aus guter Meinung thun könnte; so wäre es doch nichts, als ein elender Aberglaube, und die Religion, die ganz göttlich seyn soll, würde zur Hälfte ein menschlich Joch. Leset hievon nach Col. 2, 16. bis zum Ende des Capitels.

Hütet euch, daß ihr nichts zur Tugend machet, was Gott nicht selbst dazu gemacht hat.

Das göttliche Gesetz ist vollkommen genug. Es ist darin nichts ausgelassen noch vergessen, was den Menschen in den Stand setzen kann, durch wahre Tugend Gott zu gefallen. Wir sind nicht im Stande, es durch menschliche Zusätze zu verbessern. Wenn wir das nur thun, was Gott ausdrücklich geboten hat; so brauchen wir nicht noch überher auf das zu sinnen, wodurch wir ihm gefällig werden mögten. Oder meinet man, daß die Vorschriften der Religion so gering und leicht wären, daß man noch wohl die Bürde willkürlicher Gesetze dem Joche Jesu überher legen könne und müsse? Viele Einwürfe der Spötter und Verführer liegen dem in ihrer Blösse vor Augen, der diese Regel beobachtet. Sie sind nicht gegen die christliche Religion, wie sie in der Bibel vorgetragen wird; sondern wie sie in mancher Kirche, unter mancherley menschlichen Zusätzen, mit Hintansetzung ihrer göttlichen Einfalt und Lauterkeit geübet wird. Wie glücklich wären die überlasteten Gewissen im Pabstthum, wenn man daselbst keine andere Tugend und Pflicht kennete, als was Gott selbst dazu gemacht hat!

Hütet euch, daß ihr nichts für unschul-

dig haltet, was Gott ausdrücklich verdammet hat!

Seyd vornämlich gegen eure Schooß- und Gewohnheitsfehler und Schwachheiten auf eurer Hut. Unser Herz spielet uns, in Ansehung ihrer, den schädlichsten Betrug. Wo habt ihr jemahls einen Geizhals gesehen, der es gestehet, daß er diesen Namen verdiene? Wo einen Unmässigen, der ein Trunkenbold heissen will? Alle Sünden, die wir lieben, nennet unser Herz unschuldige Sachen. Dies denkt der Wohllüstige, der Frauen und Töchter verführt. Dies denkt der Betrüger, und rühmt sich noch wohl seiner Klugheit, die nur der Hölle würdig ist. Wahrheit muß uns also mehr gelten, als alle Blendwerke einer verkehrten Selbstliebe; und ihre Quelle müssen wir in Religionssachen, in Gottes Worte suchen, nicht in unsern Herzen und Einbildungen.

Hütet euch, daß, so wie ihr zur Tugend nichts hinzu thut, ihr auch nichts von ihr wegnehmet!

Die in euren Augen kleineste Tugend ist so nöthig, als die, welche ihr für die größte haltet. Es ist keine einzige, bey deren Uebertretung ihr denken könntet: es kömmt nicht darauf an; es ist nichts daran gelegen! Die Unterlassung dessen, was Gott befohlen hat, ist eben so wohl

Sünde

Sünde und Beleidigung des Gesetzgebers, als die Ausübung dessen, was er verboten hat. Könnt ihr euch wohl vernünftig vorstellen, daß ein Gebot des Höchsten nicht eben die Kraft, das Ansehen, die Gültigkeit haben sollte, als ein Verbot desselben? Im Guten demnach, und in den Uebungen der Pflicht zu wenig thun, ist Unrecht gegen Gott; darin zu viel thun wollen, ist Thorheit und Unrecht gegen uns selbst.

Habet die Gebote Gottes lieb!

Sie fassen den Willen desjenigen in sich, der euer liebreicher Vater und Wohlthäter ist. Sie sind weit unterschieden von Menschengeboten. Gott schrieb sie vor, nicht, weil er Vortheil davon haben könnte, daß wir sie erfülleten; sondern weil sie uns selbst heilsam waren. Alles, was Gott geboten hat, das ist seiner innern Natur, und seinem Verhältniß gegen die Menschen nach, schön, gut und vortreflich. Alles, was er verboten hat, ist, seiner innern Beschaffenheit nach, häßlich, schädlich und verabscheuungswürdig. Denket nicht, daß etwas dadurch gut und zu einer Tugend werde, weil es Gott geboten hat, und betrachtet Gott in seiner Gesetzgebung nicht als einen Tirannen, der Willkür statt der Gründe und der Weisheit übet. Nein! vielmehr gebot und verbot Gott deswegen, weil etwas gut und böse war. Denket nicht, daß es beschwerlich

lich und eine Last sey, dem Gesetze unterworfen, und daran gebunden zu seyn. Es ist vielmehr eine wahrhafte Glückseeligkeit, durch das göttliche Gesetz zur Erkenntniß alles dessen erleuchtet zu seyn, was uns nützlich und schädlich seyn kann. Lasset euch diese Wahrheit nichts in der Welt verdunkeln. Glaubet festiglich: es sey unmöglich, daß mit Sünden ein Gewinn und Vortheil verknüpft, und Elend und Verderben davon abgesondert seyn könne, so groß auch der Anschein dazu in manchen Fällen seyn mag. Will euer Fleisch und Blut, oder die Welt und äusserliche Reizung, Einwendungen gegen manches Gebot Gottes machen; so denket: wie? wenn Gott das Gegentheil geboten hätte? Dies wird euch die Weisheit seiner Gebote im lebhaften Lichte zu erkennen geben. Wie? wenn Gott geboten hätte: du sollst hassen, morden, stehlen, lügen, triegen; du sollst deinen Gott nicht lieben, ihm nicht vertrauen, nicht zu ihm beten! Himmel, was für Elend und Verwirrung würde auf Erden wohnen! Brauchten wir denn zu fragen, wo die Hölle ist?

Von der Trägheit und Nachlässigkeit in Betrachtung der Natur.

Was wir täglich vor Augen sehen, dessen werden wir so gewohnt, daß wir es kaum bemer-

ken

ken und beachten. Dies ist ein grosser Fehler der Menschen, welcher ihrer Glückseeligkeit, oder vielmehr den Empfindungen derselben im Wege stehet, welchen aber die mehresten sich hinreissen lassen, daß sie das halbe Glück ihres Lebens verlieren. Denn welchen nichts reizt, als das Neue und Seltene, der schickt sich nicht zu dem Berufe, eine gewisse Gegend beständig zu bewohnen, sondern zu dem, ein ewiger Wanderer und Landstreicher zu seyn. Durch Nachdenken, Betrachtungen und Ueberlegungen macht man diesen Fehler gut. Denn es ist bloß die Sinnlichkeit, welche ihn gebieret. Wo Vernunft und Nachdenken wacht, und über dasjenige nachdenkend und betrachtend ist, was die Sinne rühret; da hat der Fehler der Gleichgültigkeit und gesättigten Gewohnheit keine statt.

Uns Bewohnern des Landes stellt sich die Natur in ihrem Glanze, in ihrer Schönheit und in ihren Wirkungen freier dar, als Menschen, die in Städten wohnen. Wir sehen aus unsern Hütten die Sonne auf und untergehen. Wir empfinden alle abwechselnde Witterungen. Uns sind alle Jahrszeiten, in dem, was sie Eigenthümliches haben, bemerklich. Der stolze May schenkt uns den Glanz und Balsamduft der Blüten, und der heitere Sommerabend den Schatten der Bäume vor unsern Thüren. Bald sehen wir das

nahe Feld im grünen Schmuck der Hofnung, bald macht es die Reife der Aehren gelb, und verkündigt uns die Nähe einer Zeit, da der Landmann mit Lust und Jauchzen seine Nerven zur Arbeit anstrenget, fauler Ruhe entsagt, und erndtet. In Städten sind Strassen und Gebäude im Winter und Sommer ein ewiges Einerley. Da geht die Sonne weder auf noch unter. Da machen Mauren, Thürme und Gebäude Schatten gegen das, was in der Natur das Schönste ist, gegen eine freie Aussicht in eine bildervolle Ferne.

Seyd aufmerksam auf die Schönheiten der Natur, die sie euch vor Augen legt. Ist sie nicht unstreitig das Werk, die Tochter der Gottheit? Ist Gott nicht ihr Schöpfer und Stifter? Wo können wir gewisser, untrüglicher, unmittelbarer und lebhafter Gott finden und spüren, als in den Werken der Natur? Welche Offenbarung wird so leicht, so überzeuglich für göttlich erkannt, als die natürliche? Wenn Gott seine Sonne aufgehen, die Sterne auf ihre Wache treten, den Regen vom Himmel treufeln, die Winde brausen, den Donner in den Wolken rollen läßt; offenbaret er sich denn weniger, als wenn er Propheten und Apostel an uns schreiben, oder zu uns reden lässet? Ihr leset mit Andacht diese Schriften; ihr höret mit Ehrfurcht die göttliche Rede seiner Knechte; könnet ihr denn taub

und blind und fühllos seyn gegen die übrigen Offenbarungen seiner Grösse, Stärke, Weisheit und Güte? Wie ein Mensch verwildert und ausartet, der Gottes Wort nicht achtet, seine Tempel meidet, und kein Gefühl der Gottheit in seine Seele bringt; so trägt es auch zu dieser Verwilderung bey, wenn der Mensch auf die Natur nicht achtet, die voll ist von Zeugnissen der Gottheit. Täglich und stündlich könnt ihr Gott dienen, auch ausser seinem Tempel, wenn ihr auf das achtet, was um und neben euch in der Natur vorgehet, und ihren grossen Werkmeister bewundert. Höret; die Nachtigal singet in jenem belaubten Busche. Sie zeugt von Gott, der ihr Stimme und Töne gab, euer Ohr zu vergnügen. Seht, wie die Heerden weiden. Wer gab ihnen die Triebe, dadurch sie sich selbst zu erhalten suchen, und uns unzählige Vortheile verschaffen müssen? Seht, wie die Früchte wachsen. Wind, Regen, Sonnenschein und deren Abwechselung gehörten dazu, daß wir glückliche Erndten hoffen konnten. Und von wem ist dieses alles? Sehet einmahl von jenem Hügel um euch her! Da ein Fluß; dort grüne Aenger voll Thiere; hie fette Felder; daneben einzelne Wohnungen im Schatten hoher Bäume; weiter hin eine blaue Ferne. Dies ist ein Gemählde Gottes! Wie viel reizender ist es meinen Augen,

als alles, was der künstlichste Mahler auf einen Raum von zwey oder vier Ellen bringen kann? Ich lasse gern einem jeden über, für theures Geld Gemählde fremder Künstler zu sammlen. Ich und ihr haben die Originale umsonst. Die Traube an meinem Weinstocke, daran die Sperlinge fressen, sehe ich mit grösserm Vergnügen, als diejenige, die Apelles, oder wer es ist, gemahlet hat, wodurch die Vögel gleichfalls zum Raube sollen gereizt worden seyn. Die hohen Gedanken, die bey Betrachtung des Originals meine Seele erfüllen, kann ich bey der künstlichsten Kopey nicht empfinden, als dabey die Seele leer bleibet.

Ich erwehne hohe Gedanken, welche uns die Betrachtung der Natur einflösset. Um euch davon zu überzeugen; muß ich euch sagen: daß ich den höchsten und würdigsten Begriff von Gott nicht aus der Bibel, sondern aus der Natur habe. Unstreitig ist der Begriff von Gott grösser, den wir uns von ihm aus der Natur machen, da wir ihn als Herrn, Schöpfer und Vater so vieler Welten betrachten, als es Himmelskörper giebt, und so vieler Wesen, als dieselben bewohnen. Die Offenbarung hatte zum Zweck, das Verhältniß zwischen Gott und dem menschlichen Geschlechte anzuzeigen, und beschreibt uns Gott bloß als einen Vater der Menschen. Sie will

nicht

nicht, daß wir hiebey stehen bleiben sollen. Dies wäre klein von Gott gedacht. Denn was ist der Mensch gegen die unnennbare Mannigfaltigkeit lebendiger Geschöpfe, die den Raum über uns bis zur Gottheit stuffenweis ausfüllen? Und was ist unsere unbeträchtliche Erde, gegen die übrigen davon entfernten weit herrlichern Wohnstädten edlerer Geschöpfe? Die heilige Schrift setzet daher voraus, daß wir uns den höchsten Begriff, den wir von der Gottheit haben können, aus Betrachtung der Natur gemacht haben, als wohin sie uns selbst mit grossem Nachdrucke verweiset. Alsdan zeigt sie, ihrem besondern Endzwecke nach: wie der Schöpfer vieler Welten, der Herr und Vater und Versorger unzähliger herrlicherer Geschöpfe, gleichwohl auch Vater und Versorger der Menschen sey. So angelegentlich dies für uns ist; so unvollständig und mangelhaft würde gleichwohl unser Erkenntniß von Gott seyn, wenn wir die Betrachtung der Natur hintan gesetzet, und uns bloß auf die Offenbarung gegründet hätten. Denn die Offenbarung ist zur Natur hinzu gekommen, und ihr Befehl und Wille ist, daß wir zuförderst aus der Natur dasjenige Erkenntniß Gottes suchen sollen, das wir daraus erlangen können, ehe wir zur Offenbarung nahen, und das nähere Verhältniß Gottes gegen die Menschen insbesondere erkennen

wollen. Es kann daher der heiligen Schrift nicht zum Vorwurfe gereichen, daß sie uns nicht den höchsten Begriff von Gott giebt, als welchen sie in der Natur voraus sezt; sondern es würde dem Menschen zum gerechten Vorwurfe gereichen, wenn er in Betrachtung derselben träg und nachlässig seyn wollte.

Wie fromm, wie tugendhaft, wie fröhlich, wie sicher werdet ihr, meine Kinder, wandeln, wenn ihr die reiche Natur mehr Eindrücke in eurem Herzen machen lasset, als viele träge und verwöhnte Seelen zu thun pflegen! Nimmermehr werde euch die Morgenröthe, der gestirnte Himmel, der heitere Sommerabend, der Schatten der Bäume alt! Wenn ihr eure Ruhe verlasset; so gehe euer Blick, ehe ihr betet, erst in die Natur, erst gen Himmel, und so bringt erst die lebhafte Erinnerung der Gottheit in euer Herz. Dann betet; dann danket, daß ihr lebt, gesund und glücklich seyd. Ehe ihr das Lager suchet, schauet das Heer der Sterne. Was für ein unbeträchtlicher Theil von der ganzen Schöpfung ist diese Erde! Wie klein ist vor dem Herrn die Hütte, darin ihr schlaft! Denket dies, und der Menschenhüter wird sie beschützen; Ruhe und Sicherheit wird darin eure Augen schliessen, und euch in sanften Schlaf einwiegen.

Vom Umgange mit andern Menschen.

Es ist eine güldene Regel, die werth ist, uns stets vor Augen zu stehen: Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch! Eine andere ist derselben gleich: alles, was ihr nicht wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch nicht!

Will man in allen vorkommenden Fällen des Lebens wissen, wie man sich pflichtmässig gegen andere zu verhalten habe; so prüfe man sich nur nach diesen beyden Regeln, und frage sich: was wollte ich wohl, daß man mir thun oder nicht thun mögte? Unser eigener Wille wird uns sodann der Gesetzgeber in dem Verhalten gegen andere. Und ist dies nicht sehr angenehm, seine Pflicht vom eigenen Willen ableiten zu können? Ein Nothleidender ruft uns um Hülfe an. Geschwind stelle dich in seinen Platz, und denke: Wenn ich in Wasserfluthen der Gefahr eines nahen Todes ausgesetzt wäre, wenn mich Hunger, Durst und Mangel quälten, wenn mich ein wildes Thier zerreissen wollte; wünschte ich alsdann wohl, daß man mich ohne Mitleid und Hülfe versaufen, verhungern und von Thieren zerreissen liesse? Oder wünschte ich nicht viel-

mehr, daß eine hülfreiche Hand mich aus den Fluthen errette, mir Brodt und Trank reiche, und ein Menschenfreund für mich sein Leben wage, mich aus dem Rachen der Thiere zu retten? Was du wünschest, das thue an andern, und achte es für deine Pflicht. So bald du das Wünschen deines Herzens gehört hast, so frage weiter nichts. Schreite so fort zur Handlung, und sie wird dir niemahls gereuen. Wünschest du nicht ungestöhrt in dem Besitze und Genusse deines Eigenthums zu bleiben; oder siehest du es gern, daß Neider, Mißgünstige, Diebe und Betrieger dir Stricke legen? Dein Verlangen sey die Regel deiner Pflicht gegen den Nächsten. Wünschest du, daß man dich belüge, oder verleumde? O thue ja an andern nicht, was dir an dir ein Abscheu ist.

Diese beyde Regeln werden euch, meine Kinder, barmherzig, gerecht, fromm, großmüthig, edel machen. Gewöhnet euch, beständig darnach zu handeln. Lernet bey aller Gelegenheit darnach urtheilen. Lernet frühe, euch in die Stelle anderer setzen, und ihr werdet nie eine Handlung der Bosheit und Ungerechtigkeit vollbringen.

Von dem, was aus Noth geschiehet.

Das Sprichwort: Noth lehrt beten, ist die größte Lüge, die je die Menschen getäuschet hat. Noth lehrt nicht beten, sondern plappern und unerhört schreien. Noth kann nie etwas Gutes stiften. Dies hasset den Zwang, und Freiwilligkeit ist seine erste Eigenschaft. Zum Gebet gehören solche Eigenschaften, die uns die Noth nicht augenblicklich geben kann. Wenn man nicht vorher in guten Tagen Gott erkennen, und gegen ihn Andacht, Demuth und Vertrauen zu üben gelernt hat; so wird man gewiß in der Noth nicht beten können.

Eben so wenig kann die Noth böse Handlungen rechtfertigen und entschuldigen. Umsonst denket jemand: wer im Froste Holz stehle, und im Hunger Brodt, der sündige nicht. Die Noth kann uns zwingen, daß wir frieren und hungern, aber nicht, daß wir stehlen.

Worauf es bey dem ankomme, was bös ist.

Auf das Gemüth und die Gesinnung, nicht auf die Handlung und That! Man kann Schaden thun, tödten, eine Feuersbrunst über ein ganzes Dorf bringen, und dabey weniger sün-

digen, als wenn man seinen Nächsten einen Narren nennte, oder ihm eine Nadel entwendete. Denn wenn das letzte mit Vorsatz geschiehet, und das erste aus Unvorsichtigkeit und blosser Uebereilung; so ist unstreitig die geraubte Nadel und das Scheltwort eine grössere Missethat, als die Ermordung und Feuersbrunst. Der Vorsatz und die Entschliessung macht Sünde und Tugend, nicht die That selbst, noch ihre Folgen. O hütet euch, je mit Wissen und Vorsatz etwas zu thun, das bös ist!

Von Vorurtheilen.

Ein Vorurtheil nenne ich eine ungeprüfte Meinung, die wir angenommen haben, ohne daß wir ihre Wahrheit und Gewißheit erkannt haben, die wir entweder gewohnt geworden sind, oder von unsern Eltern und Voreltern geerbt, oder auch von andern gehört und angenommen haben; die bey uns in Achtung und Ansehen stehen. Solche Meinungen sind gemeiniglich falsch und irrig, wenigstens können sie allemahl falsch und irrig seyn, weil wir dabey gar keinen Grund der Wahrheit wissen. Je weniger der Mensch vermögend ist vernünftige und weise Prüfungen der Wahrheit anzustellen, desto mehr ist seine Seele mit Vorurtheilen erfüllet. Alle Vorurtheile sind eine Schande für vernünftige Menschen.

schen. Es giebt aber darunter verschiedene, welche der Ruhe und Glückseeligkeit der Menschen im Wege stehen. Ich werde deren einige erwehnen, und euch dafür warnen.

Vom Schicksale.

Es glauben viele: was einem begegnen solle, das widerfahre ihm ohne sein Zuthun, dem könne er nicht entgehen. Ein Kranker, der wieder gesund werden solle, werde gesund; der sterben solle, sterbe. Wer in der Welt zu Glück und Ehren kommen solle, der komme dazu, ohne seine Wahl und Bemühung.

Dies Vorurtheil vom Schicksale ist höchst falsch, und zugleich der wahren Glückseeligkeit höchst gefährlich, weil es die Menschen behindert, und behindern muß, die dienlichsten Mittel zu ihren Absichten zu suchen, und anzuwenden; ja weil es sie zu Mördern an ihnen selbst machen kann. Denn wer in Krankheiten den Gebrauch natürlicher Mittel hintan setzen wollte, würde ein Mörder an seinem eigenen Leibe genennet zu werden verdienen.

Dieser Irrthum und Glaube vom Schicksale entsteht zwar aus einer guten Quelle, und ist mit einer Art der Frömmigkeit verknüpft. Denn man denket: Gott ist Regierer, und Herr der Schicksale; wer kann Gott widerstehen? In-

dessen ist es gleichwohl ein Irrthum; und man kann ohne ihn eben so fromm seyn, als wenn man ihn heget.

Merket nur, wie Gott regiere, und zwar über Geschöpfe, denen er Vernunft, Freiheit, Wahl und Triebe gegeben hat.

1) Gott regieret über die Menschen nicht unmittelbar durch Wunder, sondern mittelbar durch die Natur. Wenn nun ein Kranker ohne Gebrauch dienlicher Arzeneien Hülfe und Besserung von Gott hoffen wollte; so verlangte er ein Wunder, und versuchte Gott. Wer aber dienliche und natürliche Mittel braucht, der kann eine Wirkung Gottes zu seinem Besten erwarten, weil Gott durch die Natur wirkt. So wenig unser Brodt, wie in der Wüste das Manna, vom Himmel fällt; so wenig kömmt auch Leben, Gesundheit und Genesung unmittelbar vom Himmel. So gewiß wir um unser Brodt arbeiten müssen; so gewiß müssen wir auch die in der Natur verordneten Mittel versuchen, unsere Gesundheit zu erhalten, wieder herzustellen, unser Glück in der Welt zu machen, und zu Ehren zu gelangen. Und was also mittelbarer Weise von Gott kömmt, das haben wir ihm nicht weniger zu verdanken, als wenn er es uns unmittelbar schenkte.

2) Die

2) Die Regierungen Gottes, wodurch er die Menschen zu ihren Pflichten anhält, sie vom Verderben und Unglück abhält, und zu ihrem Berufe und Glücke führet, sind ferner nicht gewaltsam und unwiderstehlich; sondern so beschaffen, daß sie mit ihrer Freiheit bestehen können. Gott setzet in allen Menschen Vernunft voraus, in allen Thieren Triebe, in allen übrigen Kreaturen Kräfte. Denn dies sind seine Schöpfungsgaben an dieselben. Hiernach regieret er sie. So wie ihr der gesunden Vernunft widerstehet, und ihre Vorschriften verachtet, so widerstehet ihr der Regierung Gottes, so betäubet ihr eure Ohren gegen seine Stimme. Der Mensch sollte kein Klotz seyn, den man mit Gewalt von einer Stelle zur andern hinwerfen muß. Deswegen braucht Gott in seinen Regierungen über ihn nicht unwiderstehliche Gewalt, sondern Bewegungsgründe und sanfte Triebe, die er seiner vernünftigen Seele durch das Erkenntniß der Wahrheit einflösset. Ihr wisset, wie mancher Mensch sich den Hals abschneidet, ins Wasser stürzet, oder Handlungen verrichtet, die ihm den Strang oder das Schwert zu ziehen. Dies alles hätte ja der Mensch eben so gut lassen können. Es steht daher offenbar die Verkürzung und Verlängerung seines Lebens in seiner Macht. Ihr braucht nur unmässig zu leben, übermässig zu arbeiten, vom

Vertrauen auf Gott abzulassen, und euch ängstlichen Sorgen zu übergeben; so werdet ihr aus eigener Erfahrung finden, wie ihr nach und nach Kräfte und Gesundheit verlieret, und euer Leben verkürzet. Und so muß eben die Erfahrung euch überzeugen, daß Gott nicht mit unwiderstehlicher Gewalt über die Menschen regiere, und es folglich solche blinde Schicksale nicht gebe, als viele glauben. Wo uns demnach Vernunft, Wahl und Kraft einen Weg und ein Auskommen zeigen, da versuchen wir Gott, wenn wir von ihm ein besonderes Schicksal erwarten wollen. Wo aber unsere Einsicht und unser Rath aufhören; da erst treten Fügungen ein, die der Allmächtige durch andere Dinge wirkt, die zwar uns, nicht aber andern Wesen, dadurch sie gewirket wurden, unwiderstehlich sind.

Wir müssen diejenigen göttlichen Entschliessungen und Fügungen, die zur Schöpfung gehören, nicht in die Vorsehung hinein bringen, noch hiermit vermischen. Jene allein fliessen aus unwiderstehlicher Macht. Gott sprach: es werde, und es ward. Eine Welt sollte da seyn, und sie stund da. Wir sollten gezeuget und geboren werden, und es geschahe. Der Schöpfer machte es, daß Menschen Prinzen, oder Tagelöhners Söhne sind, daß sie vor der Sündfluth, oder am Ende der Tage leben. Die unwiderstehlichen

lichen Schicksale des Schöpfers gehen vor unserm Daseyn vorher. Mit unserm Daseyn wird der Schöpfer über uns erst Regierer. Und hier fangen seine Schicksale über uns an sanfte Leitungen zu werden, von welchen alle Gewalt und alles Unmittelbare entfernt ist.

Wir müssen uns der Meinung von blinden Schicksalen schämen, wenn wir bedenken, daß sie ein Glaubensartikel der blinden Türken ist. Diese unerleuchtete Nation braucht keine Vorsicht gegen Pest und Seuchen, und denkt, wer sterben soll, der stirbt, wer leben soll, der lebt. Nach eben den Grundsätzen müßten wir auf den Winter keine Feurung anschaffen, nicht pflügen, säen, aderlassen, keinen Zahn, der uns unleidliche Schmerzen macht, ausziehen lassen. Ich könnte sagen: Wer frieren soll, der frieret, wer nichts zu essen haben soll, der hungert, wer zu viel Blut haben soll, der hat es, wer zu Schmerzen bestimmt ist, den quälen sie! So irrig und lächerlich ihr dies findet; so irrig müsset ihr auch das Vorurtheil vom blinden Schicksal nennen.

Von Sympathien.

Der Pöbel glaubt, es könne etwas dem Menschen Schaden oder Vortheil bringen, ohne auf einige Art auf ihn zu wirken, durch die blosse Gegenwart, durch das blosse Anschauen, oder

Coexistenz.

Coexistenz. Diese Wirkung ohne wirkende Ursache, folglich diesen wahrhaften Widerspruch, nennet man Sympathie. Und es giebt derselben, nach dem Aberglauben des Pöbels, unzählige. Man meint z. E. ein Kind, oder ein Vieh, könne erkranken und sterben, bloß durch die Gegenwart gewisser Leute, und weil sie von denselben sind angesehen worden; eine Sache könne zur Gesundheit oder Krankheit helfen, die kein Vermögen hat in den Körper zu wirken. Man findet in der ganzen Natur nicht, daß etwas ohne wirkende Ursache geschehe, daß eine Wirkung erfolge, wenn die angebliche Ursache keine Kraft zu wirken hat. Es ist daher die gröbste Thorheit, Sympathien oder Wirkungen zu glauben, davon keine wirkende Ursache vorhanden ist. Ich will euch zeigen, durch was für einen Selbstbetrug die Einfalt auf diesen weit ausgebreiteten Aberglauben gefallen ist.

Von dem Selbstbetruge, der aus einer unrecht angegebenen Ursache entsteht.

Eine alte Frau fällt beym Mondenscheine. Was dünket euch, ist der Mondenschein wohl die Ursache ihres Falles, oder rührt der Fall beym Mondenscheine nicht vielmehr von den gewöhnlichen Ursachen her, die einen Menschen zu Falle brin=

bringen? Eine Eule schreiet, und ein Mensch stirbt. Ist eins wohl die Ursache des andern? Könnet ihr dies glauben? Ein Hund heulet, und jemand erkranket oder stirbt. Haben diese beyde Begebenheiten wohl etwas mit einander gemein, als daß sie, jedoch jede aus ganz unterschiedenen Ursachen, zu gleicher Zeit eintraten, oder kurz auf einander folgten? Eine Nachbarinn besuchet eine Frau in Wochen, und diese befindet sich darauf sehr übel. Gehet von diesen beyden Begebenheiten wohl eine der andern etwas an? Ein Stück Vieh wird krank, da ein gewisser Mensch vor dem Stalle vorüber geht. Ist es möglich, daß man dies Vorübergehen eines Menschen als die Ursache von der Krankheit des Viehes ansehen kann? Es steht ein Komet am Himmel, und es entsteht ein Krieg. Ein starkes Nordlicht leuchtet, und das Jahr giebt eine abschlägige Erndte, oder es herrschen viel Krankheiten, oder es entsteht anderes Unglück. Ich schäme mich fast euch zu sagen, daß der Fall und Mondschein, das Geschrey der Eule und der Tod eines Menschen, der Komet und der Krieg, das Nordlicht und die Theurung, Dinge sind, die in keiner Verbindung mit einander stehen, davon nicht eines die Ursache des andern ist, die nur von ungefehr zu gleicher Zeit entstehen, davon aber jedes ausser dem andern seine besondere Ur-

sache

sache hat. Ihr würdet also den Betrug begehen, den ich euch deutlich zu machen suche, wenn ihr das Eulengeschrey als die Ursache des erfolgten Todesfalles ansehen wolltet. Wenn solche verkehrte Urtheile gelten könnten; so könnte ich gar leicht alles in der Welt zu Propheten, Unglücks- oder Glückszeichen und Ursachen machen. Höret nur! Glaubt ihrs? Die Glocke schallet. Es kann nicht fehlen, daß nicht irgendwo in der Welt zu dieser Zeit jemand sterben oder erkranken sollte. Ich schliesse daher: der Glockenschlag hat ihn getödtet! Meine Immen schwärmen; die Türken sind im Archipel auf diesen Tag geschlagen; das machten meine Immen! Meine Küche raucht; der Vesuv speit Feuer; das macht meine Küche! Ich breche ab: denn mir ekelt zu sehr für diesen Thorheiten. Glaubet ja nicht, daß etwas die Ursache des andern sey, bis ihr es aus ungezweifelten Ursachen, aus Gründen der Vernunft und Erfahrung wissen könnet.

Ich muß euch die Ursache entdecken, warum ich diesen Wahn von Sympathie unter euch verbannet wissen mögte. Es macht nicht nur dieser Wahn das Leben furchtsam und unsicher, sondern er ist auch mit Uebertretung unserer Christenpflichten verbunden, und machet uns zu Missethätern. Man machet dadurch in seinen Gedanken viele Menschen, die Christi Blut erlöset und gereiniget

hat,

hat, zu höchstschuldigen, abscheulichen Kreaturen, ja wohl gar zu Werkzeugen und Genossen des Satans. Man flösset seinem eigenen Herzen gegen diejenigen Verdacht und Abscheu ein, gegen welche man mit Liebe und Vertrauen erfüllet seyn sollte. Kein frommer, unschuldiger, gerechter Mann ist unter Abergläubigen einen Augenblick seines guten Namens und seiner Ehre sicher. Ich selbst hatte einsmahls eine Gemeine, in welcher diese Art des Aberglaubens herrschte; und ich fürchtete mich für diesen Menschen, als für Räubern und Mördern. Gesetzt ich käme in eine Wohnung, und es fügte sich, daß zur selben Zeit sie ein Unglück heimsuchte, oder ein Vieh erkrankte; stünde ich denn nicht in Gefahr, daß man von mir dächte: auch ich hätte böse Augen, auch ich sey andern Verderben und Unglück? Versündigt euch also nicht an eurem Nebenmenschen durch solchen unchristlichen Verdacht. Glaubet, daß die Augen und die blosse Gegenwart des bösesten Menschen, selbst eines Mörders und Strassenräubers, an dem Unglück, das euch widerfähret, unschuldig sind, und daß ihr vor ihm in völliger Sicherheit leben könnet, wenn ihr euch nur vor seinen Händen hütet.

Von Gespenstern.

Der Pöbel fürchtet sich für Gespenstern und Geistererscheinungen. Jedwede Furcht raubt uns einen Theil der größten Glückseeligkeit dieses Lebens, nämlich der Ruhe und Sicherheit. Daher bedaure ich einen jeden, der sich fürchten muß; und ich bedaure ihn so vielmehr, je weniger er bey einem guten Gewissen Ursache hatte, seinen Aus- und Eingang unsicher zu machen. Ziehet nur eure Vernunft etwas zu Rathe; so werdet ihr leicht erkennen, daß Gespenster nichts sind, als falsche täuschende Einbildungen, und derjenige, welcher dafür erschrickt, thörichter sey, als der, welcher sich für seinem eigenen Schatten fürchtet. Denn der Schatten hat mehr Wirklichkeit als ein Gespenst.

Geister sind ihrer Natur nach unsichtbare Wesen. Könnt ihr das sehen, was von Natur nicht gesehen werden kann? Wer glaubt, daß Geister erscheinen können, legt der nicht die Verrückung seines Verstandes an den Tag? Eben so wenig können Geister auch reden, poltern, oder auf andere Weise körperlich handeln, weil sie keine Materie, und nichts körperliches an sich haben. Und was für eine Art von Geistern könnte es wohl seyn, die wir Gespenster nennen? Wir müßten sie entweder für die Seelen der Ver-

storbenen halten, oder für Teufel aus der Hölle. Denn von andern Geistern wissen wir nichts; und von Gott und den heiligen Engeln werden wir doch wohl den sie beleidigenden Verdacht nicht hegen, daß sie aufs Spücken auf die Erde im Mondscheine ausgehen sollten. Von den Seelen der Verstorbenen wissen wir, daß sie nicht ihre eigene Herren sind, die thun könnten, was sie wollten. Sie stehen unter der Herrschaft Gottes. Sie können den Himmel so wenig als die Hölle verlassen, und wiederum auf die Erde kommen. Es fehlet so gar nicht an Menschen, die einen Bund mit einander gemacht haben, daß derjenige, welcher von ihnen am ersten sterben würde, den andern besuchen, und ihm erscheinen solle. Allein noch kein Sterblicher hat sich eines solchen Besuches erfreuen können. Die Thoren, welche diesen Bund machten, setzten darin voraus: daß die abgeschiedenen Seelen ihre eigene Herren wären, und thun und lassen könnten, was sie wollten. Und gesetzt sie dürften aus dem Himmel oder aus der Hölle wieder auf die Erde kommen; so sind sie doch Geister, die weder gesehen, noch gehöret werden können. Wollten wir die Gespenster für Teufel halten; so wissen wir aus der Offenbarung, daß auch diese nach den Zeiten Christi die Macht nicht mehr haben, sichtbarlich und unmittelbar die Menschen zu quälen. Christus hat

ja die Werke des Teufels zerstöhret. Er ist ja mit Ketten der Finsterniß gebunden. Liegt er in Ketten gefangen, wie können wir denn, ohne die Bibel Lügen zu strafen, glauben, daß er auf Erden erscheinen, und die Menschen täuschen und erschrecken könne?

Ja, sagt man, die Erfahrung und Geschichte lehrt es doch. Meine Großmutter, und Stax, und andere glaubwürdige Leute haben oft erzählet, daß sie einstmahls ein Gespenst gesehen. Sie betheuren es, und sind gewiß keine Lügner. — Höret, Kinder, ich will euch das ganze Geheimniß dieses Aberglaubens entdecken. Ihr werdet gestehen, daß es falsche Erfahrungen sind, auf welche man die Gespenster vorlade, und was sonst zu dieser Art des einfältigen Aberglaubens gehört, bauet. Jemand siehet, entweder beym Mondenscheine, oder bey finsterer Nacht, eine weisse, oder helle, oder brennende, oder dunkele und schattigte Gestalt; die Gestalt siehet so und so aus, sie ist einem Menschen, oder einem Hunde, oder sonst einer bekannten Sache ähnlich. Bis hieher ist die Erfahrung wahr und richtig. Ich selbst habe vielmahl dergleichen Gestalten gesehen. Nun aber geht der Selbstbetrug und Irrthum an. Man denket: das ist ein Gespenst! Dies Urtheil ist falsch und unnatürlich. Wer etwas siehet und höret, davon er

nicht

nicht weiß, was es ist; was soll der denken? Vernünftiger Weise dieses: Ich sehe etwas; ich weis nicht, was es ist; ich will also mein Urtheil zurück halten; ich will näher hinzu treten; ich will es genauer untersuchen, um mich in meinem Urtheile nicht zu betriegen; kann ich es alsdann noch nicht erfahren; so will und muß ich denken: es kann vieles seyn, das ich nicht weiß; was ich nicht kenne, muß das eben ein Gespenst seyn? Kann es nicht sonst etwas seyn? Ist das nicht ein sehr falscher und lächerlicher Schluß: Ich weiß nicht, was es ist; daher ist es ein Gespenst? Eben deswegen, weil ich es nicht weiß, würde es ein Widerspruch seyn, wenn ich gleichwohl behaupten wollte, was es sey. Dieser thörigte, unbefugte, sich selbst widersprechende Schluß, liegt bey allen Gespenstergeschichten zum Grunde. Man setzt mit Gewißheit voraus, was man nicht weiß. Wer etwas siehet, das ihm Verdacht macht, der prüfe es nur alle Zeit genau und ohne Furcht; und er wird das Vergnügen haben, zu finden, daß dasjenige eine sehr natürliche Sache war, die ein anderer für ein Gespenst würde ausgeschrien haben, wenn er, nach dem ersten Anblicke, ohne nähere Untersuchung, davon gelaufen wäre. Der wahre Begriff von Gespenstern ist also zuverlässig dieser: Gespenster sind die Einbildungen betrogener Leute, die we-

der Muth noch Geschicklichkeit hätten, das, was sie sahen und hörten, genauer zu prüfen.

Vom Zaubern und Hexen.

Einfältige und zugleich boshafte Leute belegen oft unschuldige Christen mit dem Verdachte der Zauberey. Dies ist ungemein lieblos. Dieser Verdacht breitet sich oft sehr aus, und macht eine ganze Familie verhaßt und verabscheuet. Der Aberglaube vom Zaubern und Hexen ist also höchst verdammlich, weil er Erlösete des Herrn zu Satansgenossen macht, den guten Ruf unschuldiger Leute zernichtet, und also auch der irrdischen Glückseeligkeit derselben schadet. Denn wer will mit einer Familie umgehen, oder in Verbindung stehen, die man für zauberisch hält?

Was ich vorher von der zerstöhrten Macht des Satans gesagt habe, das muß also Verehrer der Bibel und Vernunft überzeugen, daß Bündnisse der Menschen mit dem Teufel, folglich Hexen und Zaubern, unter die unmöglichen Dinge gehören. Nur Einfältigen und Unwissenden läßt man es über, solche abgeschmackte Dinge zu glauben. Bedenket nur einmahl, eine alte einfältige Frau, die nicht einmahl Rath für ihre rothen triefenden Augen weiß, die sich nicht einmahl Brodt und Kleider und Nahrung schaffen kann,

sollte

sollte vermögend seyn, solche geheime Künste und so grosse Macht zu üben, als man den Zauberern im betrogenen Sinne beylegt? Und sie sollte so thörigt seyn, für die bitterste Armuth lebenslang dem Teufel zu dienen, und nachher ihre Seele der Hölle zu übergeben? Nein, eine solche Gefahr, wenn sie möglich wäre, müßte bessern Lohn davon tragen.

Todesbetrachtungen.

Es ist euch heilsam, meine Kinder, daß ihr oft daran denket, daß ihr sterben müsset. Sehet, das Gras verwelket; die Blume fället ab; die Sonne gehet unter! Lauter Bilder eures Todes um euch her. Denket hiebey: so wird auch mir eine Zeit kommen, da ich nicht mehr bin.

Denket dies, aber ohne euch zu ängstigen. Angst hilft zu nichts, und kann niemahls etwas Gutes stiften. Gedenket an euren Tod, damit ihr den Vorsatz fassen lernet, das Leben recht zu gebrauchen, keinen Tag unnütz vorbey streichen zu lassen, was euch Gott gönnet, recht zu geniessen, was ihr zu thun schuldig seyd, recht und ohne Aufschub zu erfüllen. Diese Entschliessungen sollen die Frucht aller Todesbetrachtungen seyn. Ohne dieselben ist die Erinnerung an deinen Tod nicht besser, als wenn du einen Sperling

ling sterben siehest. Betrachte dein gewisses Ende, damit du erkennest, wie hohe Zeit es sey, die dir noch anklebenden Fehler abzulegen, und das Gute auszurichten, das dir der Herr zu deinem Tagewerke aufgelegt hat. Wie bald vergeht ein Tag, eine Woche, ein Monat nach dem andern? Und wie vielen sind dies Sterbenszeiten?

Von der Unmässigkeit.

Du bist ein Mensch. Dies ist dein wahrer Adel, darauf du Ursache hast, mit Dankbarkeit gegen deinen Schöpfer, stolz zu seyn. Denn durch die Menschheit bist du so gut über die ganze sichtbare Schöpfung, über das grosse Thierreich erhaben, als dein Fürst, dein König, dein Kaiser. Sauf und friß, und überlade dich bis zur Völlerey; was bist du denn? Geringer, niedriger als dein Vieh. Denn du kannst alsdann weder vernünftig denken, noch reden, noch handeln. Ist es nicht eine Schande für dich, den einzigen Adel deiner Natur durch Berauschung und Unmässigkeit freiwillig verlieren, und dich zu deinem Viehe erniedrigen? O hasse und verabscheue die Völlerey, und nimm den Vorsatz mit zu jedem Gastmahle: für keinen Wohlgeschmack die Würde der Menschheit zu vertauschen! Bedenke, wie nöthig und angenehm dir Leben

und

und Gesundheit sind. Wisse aber, und glaube es sicherlich, eine jede Unmässigkeit ist dir für diese theuren Güter ein Gift.

Von der wahren Ehre.

Niemand ist sorgfältiger, als diejenigen, so keine wahre Ehre besitzen, zu fragen: was werden die Leute denken, oder sagen? Allein nicht was die Leute denken oder sagen, kann uns Ehre oder Schande zu ziehen. Sonst stünde unsere Ehre in der Gewalt eines jeden Boshaften und Lügners. Nein, die wahre Ehre ist unser gewisses Eigenthum. Sie steht in keines andern Menschen Gewalt. Nur was wir selbst thun und reden, kann uns entweder ehren oder schänden. Bekümmert euch also nicht so ängstlich darum, was andere von euch sagen oder denken können. Thut vielmehr Recht, und scheuet niemand. Ihr könnt eure Ehre durch niemand als durch euch selbst verlieren. Wenn ihr Unrecht thut, wider Pflicht und Gewissen handelt; so werdet ihr geschändet; aber nicht, wenn ihr Unrecht leidet, belogen, verleumdet, oder gerichtet und getadelt werdet. Denn die wahre Ehre besteht darin, wenn wir wahre Verdienste, Gutes, Vollkommenheit und Rechtschaffenheit besitzen, und darnach handeln.

Vom Neide.

Es ist kein abscheulicher Laster in der ganzen Natur, als der Neid. Er kehret die ganze Gesinnung eines Menschen und eines Christen um, und macht aus ihm das Gegentheil von dem, was er seyn sollte. Der Christ sollte sich im Danke zu Gott freuen, wenn es dem Nächsten wohl geht; und ein neidischer Mensch betrübt sich darüber. Der Christ sollte sich betrüben, wenn er den Nächsten im Elende sieht; und ein Neidischer freuet sich alsdann. Macht diese Freude nicht den Menschen zum Ebenbilde des Satans? Dieser höllische Feind brachte die Menschen zum Falle, und freuete sich. Wenn wir keine Teufel auf Erden haben; so brauchen wir nur Neider zu haben, um durch diese die Stelle der Höllengeister ersetzet zu sehen. Lernet euch über ein jedes Gutes theilnehmend freuen, das andern widerfähret. Gott wollte durch seine Wohlthat an Nebenmenschen, die eure Brüder sind, auch euren Dank verdienen. Gewöhnet euch zu dieser Gesinnung, wenn ihr sehet, daß eurem Geschwister von den Eltern etwas Gutes zufließt. Durch eure Freude darüber nehmet ihr selbst Theil daran, auch wenn ihr davon ausgeschlossen bleibt, und werdet Engel.

Von

Von der Dankbarkeit.

Uebet diese Tugend zuförderst gegen euren Gott. Täglich seyd ihr dazu verpflichtet, auch selbst am Tage des Leidens. Denn hätte dir nicht ein grösseres Uebel begegnen können, als das, worüber du weinest?

Du denkst: mir begegnet kein besonder Glück; ich werde nicht reich; ich erbe nicht. — Versündige dich nicht durch solche unzufriedene Gedanken. Höre, ich will dir den Grund zur Dankbarkeit gegen Gott verkündigen. Er liegt allein in der göttlichen Bewahrung; und er wird verstärkt, wenn hiezu noch ausserordentliche Wohlthaten der Vorsehung hinzu kommen. Du kannst sehen, hören, gehen, arbeiten. Ist dies allein nicht Ursache genug zur beständigen Dankbarkeit? Stelle dir vor: du wärest taub oder blind geboren, und hättest noch nie einen Strahl des Lichts gesehen, noch die süsse Stimme der Mutter gehöret, wenn sie dich ihr geliebtes Kind nennet. Stelle dir ferner vor: eine himmlische Stimme rufe dir zu: Unglücklicher, sey glücklich, siehe und höre! Und nun könntest du mit einemmahle sehen und hören. Was meinest du, würdest du für die wunderbar erlangte Befreiung von Blindheit und Taubheit, für das neuerlangte Vermögen zu sehen und zu hören,

Gott nicht mit herzlicher Freude danken? Ich glaube es. Nun denke nach: jetzt kannst du sehen und hören, und bist niemahls taub und blind gewesen. Gott hat dir deine Sinne, Leibes- und Seelenkräfte stets erhalten, daß du nie eine davon verloren hast. Ist das nicht mehr, als wenn dir Gott eine verlorne wieder gegeben hätte? Ist man nicht glücklicher, wenn man nie ein Gut verliert, als wenn man ein verlornes wiederfindet?

Seyd dankbar auch gegen irrdische Wohlthäter. Dankbar gegen sie seyn, heißt eben nicht, ihnen Geschenke bringen, und ihre Wohlthaten gleichsam bezahlen. Ein edler Wohlthäter wird dies nicht erwarten. Wer es aber erwartet, hört auf ein Wohlthäter zu seyn, und ist nur ein eigennütziger Verkäufer seiner Dienste. Dankbar seyn, heißt, seine Wohlthäter lieben, ihnen alles Gute gönnen, wo wir können, Schädliches von ihnen abwenden, nie etwas thun, wodurch sie berechtigt werden, uns als solche anzusehen, die ihre Verachtung verdienen.

Vom Nutzen.

Ein jeder Mensch hat ein natürliches Verlangen seinen Zustand glückseeliger und vollkommener zu machen. Dies ist gerecht und dem Willen Gottes gemäß. Und dasjenige, was unsern

Zustand

Zustand vollkommener machen kann, ist von wahrem Nutzen.

Soll der wahre Nutze nicht zum Scheinnutzen werden; so müssen wir hier ein Paar Regeln wohl merken.

1) Was uns ein wahrer Nutze seyn soll, muß keinem andern Menschen zum Schaden gereichen.

Ist dasjenige also wohl ein Nutze, was man durch Betrug, List oder Gewalt von andern Menschen gewinnet? Ein Fluch, ein Unseegen ist es. Ungerechtes Gut wird auf der Seele des Bösen zu Centnern werden, die ihr Angst und Verzweiflung verursachen. Selbst ein Judas erkennet dies. Er wirft das Silber weg, das dem Gerechten zum Schaden gereicht hatte; ob gleich zu spät, da es ihn schon mit dem Tode vergiftet hatte.

Bauet daher niemahls euer Glück auf den Untergang oder Schaden des andern! Suchet nicht, durch anderer Armuth reich zu werden! Dies wäre eben das, als wenn man sich mit dem Blute des Nächsten mästen wollte.

2) Was ein wahrer Nutze ist, muß dem gemeinen Besten nicht zuwider seyn.

Ein Mensch, der, wie wir alle heutiges Tages, in den Banden der Gesellschaft lebt, muß nicht allein auf sich sehen, sondern vornämlich

und zuerst auf das, was dem gemeinen Besten gemäß ist. Keine Regierung, keine Gemeinheit, keine Verbindung mehrerer Menschen zu gewissen Endzwecken kann bestehen, wofern wir anders denken.

Es ist betrübt, meine Kinder, daß man in unsern Zeiten unter den Menschen so wenig Sorgfalt für das gemeine Beste antrift. Der Eigennutz beherrscht alles. Als die Menschen noch edler gesinnet, und vom niedrigen Eigennutz entfernter waren; da blüheten Staaten und gemeine Wesen, und breiteten ihren Ruhm in der ganzen Welt aus, wie ihr an Rom und verschiedenen Griechischen alten Staaten sehen könnet. Die so denken, wie unsere heutige Welt, und ihren besondern Nutzen dem gemeinen Besten vorziehen, wären werth, daß die übrigen Menschen sie von sich entfernten, sie aus jeder Gesellschaft ausschlössen, auf einsame und wüste Inseln verbanneten. Da hätte der Eigennützige Zeit, allein seinen Nutzen zu suchen, wo er das Glück nicht haben kann, für das Beste mit ihm verbundener Nebengeschöpfe zu sorgen.

Ich beurtheile, meine Kinder, den Adel und die Würde eines jeden Standes und Berufs in der Welt, nach dem Maasse seiner Entfernung vom Eigennutze, und seines Beytrags zum gemeinen Besten. Der Stand, dessen höchstes

Gesetz gewinnen heißt, und dabey andere Stände verlieren; ist unstreitig der niedrigste unter allen; und der gar durch Dinge gewinnet, die uns schädlich sind, verdient über die Geringschätzung, die wir ihm widmen, noch Verachtung.

Von der Redlichkeit und Aufrichtigkeit.

Dies sind Gesinnungen, dazu Gott den Menschen bestimmt hat. Sie erfordern eine Uebereinstimmung eurer Gedanken, Worte und Handlungen. Falschheit und Verstellung sind Fehler, welche die Menschheit schänden, und insonderheit alsdann, wenn ihr Endzweck Schade und Nachtheil des Nächsten ist.

Ihr werdet oft sagen hören: Wenn alle andere Menschen, damit wir umgehen, ehrliche Leute wären, so könnten wir es selbst seyn. Aber die mehresten Menschen sind verderbt und boshaft; wie sehr würden wir durch Redlichkeit bey ihnen zu kurz kommen. Allein lernet diese Denkungsart verachten. Redlichkeit ist eine Tugend, die sehr wohl mit Klugheit bestehen kann; und ehrlich seyn, heißt gewiß nicht, einfältig seyn. Die Welt mag also verderbt oder tugendhaft seyn; dies muß in unsere Redlichkeit keinen Einfluß haben; es sey dann, daß wir eben so verderbt seyn

wollten,

wollten, als andere, und daß wir das üben wollten, was wir an andern verdammen. Ehrlichkeit ist weder Einfalt, noch eine sträfliche Offenherzigkeit und Verrätherey aller heimlichen Gedanken. Ein redlicher Mann kann verschwiegen seyn, Neugierige und Schadenfrohe unbefriedigt abweisen, durch Klugheit sich für schädlicher List hüten, eine vollkommene Kenntniß der Welt haben, seinen wahren Nutzen und Vortheil ohne Vernachlässigung befördern. Und wer vorgiebt: Redlichkeit finde in einer verderbten Welt keine statt, der legt damit ein Bekenntniß ab, daß er eine vorzügliche Neigung habe, ein falscher und betrieglicher Mensch zu seyn.

Vom unnöthigen und verschwenderischen Aufwande.

Es gab eine Zeit in der Welt, darin die Menschen so lebten, wie es die Natur erforderte. Das war eine glückliche Zeit. Die Menschen waren mit Wenigem, wie die Natur, zufrieden. Und da sie dies Wenige sich leicht erwerben konnten; so kannten sie keine Sorgen, keine ängstliche Bestrebungen, keinen fressenden Kummer, der jetzt bey unsern vermehrten Bedürfnissen von einem Tage zum andern an unserm Herzen naget.

Betrachtet, meine Kinder, den unnöthigen und kostbaren Aufwand, den unsere Lebensart erfordert, die Moden, und ihre Veränderungen, und Herrschaft, als einen unfehlbaren Zeugen von der Thorheit, Ausartung und Verderbniß unserer Welt, und lernet dagegen Verachtung hegen. Ihr sehet zum Beyspiel, wie wunderlich sich die Menschen kleiden, und oft das zum Schmucke und zur Zierde wählen, was sie in der That verunstaltet und lächerlich machen würde, wenn man es mit Vernunft prüfen und untersuchen würde. Ich wünsche, daß ihr hiebey richtig denken möget, und gebe euch daher folgende Regeln und Anmerkungen.

1) Glaubet ja nicht, daß Kleider, Putz und Schmuck dem Menschen einen Vorzug oder ein Verdienst vor andern geben; glaubet vielmehr, daß Tadel und Verachtung das gerechte Loos aller derer sind, die sich durch dergleichen hervor zu thun trachten. Der wahre Werth des Menschen besteht in Vernunft, Geschicklichkeit, Tugend, Gesundheit und natürlicher Schönheit und Gestalt. Dieser Werth bleibt, der Mensch mag mit neuen oder alten Kleidern bedeckt seyn; und wer ihn nicht hat, erlangt ihn gewiß durch keinen äusserlichen Schmuck und Putz.

2) Beurtheilet oft mit Vernunft das Thörigte, was sich in den so genannten Moden zu

Tage leget; z. E. in den Kappen, die jetzt bey allen Frauenskleidern auf dem Rücken hängen, und dessen geraden Wuchs verbergen, in denen Kleidungsstücken, die gar keinen Zweck haben, und also zum Ueberflusse gehören. Bedenkt, wie weit der Mensch durch Moden von den Bedürfnissen der Natur abweiche; wie sehr also ein Vernünftiger in seinem Herzen sie mißbilligen müsse.

3) Wenn eine Mode herrschend und allgemein ist; so beklaget es in euch, daß es nicht in eurer Macht stehet, euch derselben zu entziehen. Die Thoren würden über euch lachen. Ihr seyd daher gezwungen, ihrem Spotte zu entgehen, eine herrschende Mode mit zu machen. Seyd aber ja nicht die ersten, die sich nach neuen Moden sehnen. Bleibet bey dem Alten, so lange ihr, ohne lächerlich zu werden, könnet.

4) Müsset ihr euch zu neuen Moden, dem gewissesten Zeugnisse menschlicher Thorheit, bequemen; so sucht dennoch, daß die Vernunft dabey nicht gänzlich ausgeschlossen bleibe. Wählet das, was dem Zwecke am nächsten kommet. Suchet die höchsten Grade der Thorheit zu vermeiden. Denn ganz ohne Thorheit kann kein Mensch seyn, der aus Herrschaft der Moden Aenderungen in seinen Kleidern macht.

Was einmahl gut kleidet, und den Zweck erfüllet, das bleibet alle Zeit eben so. Wenn ein

erha=

erhabener Kopfputz und ein Aufsatz auf dem Kopfe zieret, wie wir jetzt zu glauben scheinen; so muß ein niedriger Kopfschmuck verunstalten. Es kann daher unmöglich von augenscheinlicher Thorheit frey gesprochen werden, wenn man von einem Entgegengesetzten zum andern übergehet.

5) Fraget euch in Ansehung des Aufwands und der Moden nicht so wohl: was muß ich haben? als vielmehr: was kann ich entbehren?

6) Behaltet in eurem Herzen allzeit den Wunsch: daß euch eine den Bedürfnissen der Natur angemessenere Lebensart erlaubt seyn möge!

7) Kleidet euch, nicht um der Mode willen, sondern um euch den Thoren gleich zu stellen, mit welchen ihr leben müsset.

Der Ausgang aus der Welt.

Ein Kranker, voll von Angst und Schmerzen, sahe mit langsamen Schritten den Tod zu seinem Bette nahen. Denn geflogen kommt er nur zu denen, welche im Glücke und Reichthümern leben; denen kömmt er immer zu früh und zu geschwind. Willkommen lieber Tod! sagte der Kranke; willt du mich endlich einmahl erlösen? Wie lange bleibst du aus?

Tod. Weißt du auch, wohin ich dich führen soll?

Der Kranke. Ins Paradies.

Tod. Dies sagen mir unzählige, die ich der Hölle zu bringen befehligt war. Aber worauf gründest du deine Hofnung?

Der Kranke. Hörtest du mich nicht beten, als du herein tratest?

Tod. Damit dientest du dir selbst: und dafür soll dich Gott noch so wichtig belohnen? Hast du keine andere Hofnung?

Der Kranke. O ja! ich habe niemand Böses gethan.

Tod. Das hat das Sonnenstäubchen auch nicht gethan, das zwischen dir und mir schwebt.

Der Kranke. Ich glaube.

Tod. Das kostet nicht viel zu sagen: ich glaube; vielleicht bist du zu dumm und zu träg, nicht zu glauben.

Der Kranke. Ich habe mich zu meinem Ende bereitet.

Tod. Wenn fingst du dieses an?

Der Kranke. Schon vor vierzehn Tagen.

Tod. So schenktest du Gott deine letzten Stunden? Ein wichtiges Geschenk! Und dafür soll dir Gott seinen Himmel schenken? Das ist zu viel begehrt, für Schwachheit und Unvermögen Gutes zu thun. Fort zur Gesellschaft derer, die nicht bedacht haben, daß das zeitliche Leben und die Ewigkeit nur eine einzige Reihe der

Dinge

Dinge sind, darin ein Glied aus dem andern entstehen muß! Vermehre die Zahl derer, die da glauben seelig zu werden, ohne den Endzweck und die Bestimmung ihres Lebens in der Welt erfüllet zu haben!

Der Kranke. Und worin besteht die?

Tod. Fragst du das noch jetzo, wornach du bey dem ersten Anfange deines Lebens hättest fragen sollen; so erklärest du dich selbst der Seeligkeit unwürdig. Fort nur! Ich erlöse die Welt von einem unnütz zugebrachten Leben, die Erde von einer Last; aber dich nicht von Schmerz und Qual. Fort!

Von der grossen Geschicklichkeit nach Gründen zu handeln.

Hiemit empfehle ich euch, meine Kinder, eine Geschicklichkeit, eine Weisheit, wodurch ihr eure Jugend in das reifste Alter verwandeln könnet. Und ihr müsset euch diese grosse Eigenschaft nothwendig in der Jugend erwerben, wenn ihr sie jemahls, und auch im Alter, besitzen wollet. Gewöhnet ihr euch jetzt nach blossen Neigungen zu handeln, und vernünftige Gründe hintan zu setzen; so ist die nöthigste und edelste Weisheit, die gewisseste Führerinn zu wahrer Glückseeligkeit, für euch auf ewig verloren.

Es ist die Ordnung der Natur, die Gott, als Schöpfer der Menschen, selbst fest gesetzet hat: daß unser Verstand Gutes und Böses unterscheiden und vernünftig prüfen, und darauf erst der Wille seine Wahl und Entschliessung treffen soll. Diese Ordnung muß durchaus nicht umgekehrt werden. Ohne vorhergängige Prüfung und Beurtheilung des Verstandes müsset ihr nie wählen oder verwerfen. Sonst handelt ihr niedrig, wie Thiere, nach blossen Trieben ohne Vernunft. Wäre das nicht eine Schande für vernünftige Menschen? Verleugneten sie nicht also die theureste Gabe, wodurch sie über das ganze Thierreich erhaben sind?

Es ist nicht schwer, meine Kinder, die grosse Geschicklichkeit zu erlangen, daß man beständig nach Gründen handele, wenn man nicht in der ersten Jugend schon verwöhnt worden ist. Denn es ist dies ja die Ordnung der Natur, und man kann sie durch Gewohnheit und erlangte Fertigkeit so stärken, daß sie uns selbst zur andern Natur wird.

Denket nicht: auf diese Art muß ich meinen Neigungen sehr oft entsagen, und zuwider handeln. Nein; wenn ihr euch zu dieser Ordnung bequemet habt; so entsteht in euch eher keine Neigung, bis Verstand und Ueberlegung ihr Geschäfte ausgerichtet haben; folglich werdet ihr

auch durch Handlungen nach Gründen keinen natürlichen Neigungen entsagen dürfen, sondern vielmehr denselben gemäß handeln, weil sie durch die erkannten Gründe des Verstandes waren erweckt und hervor gebracht worden.

Nichts ist im ganzen Tugendreiche wahr und edel, was nicht aus der grossen Gabe nach Gründen zu handeln herfliesset. Alles übrige ist Schein und Blendwerk. Wenn ein Verschwender andern von seinen Reichthümern etwas zukommen lässet; wenn ein harter wilder Mensch ungescheuet sich in Gefahren stürzt; wenn ein Geiziger nicht prasset, noch durch Pracht und unnützen Aufwand nicht ausschweifet; könnte man das wohl Tugend nennen? So wohnte die Tugend sehr in der Nähe des Lasters, mitten unter Schwachheiten. So wären auch die Thiere derselben fähig. So könnte man auch dem wilden Schweine Heldenmuth zuschreiben, wenn es ungescheuet auf das Spieß des Jägers, und in den Tod läuft. Wo der richtige Bewegungsgrund fehlet, da fehlet auch die Tugend. Jener ist die Seele der Handlung, und dasjenige, was das Gemüth dazu beyträgt. Ohne denselben ist die beste Handlung blos körperlich, mechanisch, thierisch. Ihr Kinder liebt z. E. eure Eltern. Wenn ihr dies aus blosser Gewohnheit thätet, ohne Erkenntniß unsers Werthes und eurer Pflicht; worin

wäret ihr denn besser, als das Küchlein, das so gern sich unter die Flügel der Henne verkriecht, und sich nicht beruhigt, wenn es von der Mutter entfernt ist? Durch Handlungen nach Gründen ist also der Mensch allein geschickt, Pflicht und Tugend zu üben, und sich über die Thiere zu erheben, die nach blossen Trieben ohne Bewußtseyn der Gründe handeln.

Gewöhnet euch daher frühzeitig, bey allen euren Handlungen, das Nachdenken und die Ueberlegung zu üben, und euch der Führung des Verstandes zu überlassen; und sehet blinde Neigungen ohne Gründe als eine Schande der Menschheit an, ja zugleich als ein Hinderniß der wahren Glückseeligkeit. Denn es ist ganz unmöglich, daß ein Mensch in der Welt glücklich werden könnte, der sich gewöhnet nach blinden Neigungen zu handeln. Gott hat seine Welt nicht nach blinden Neigungen der Thoren eingerichtet; sondern nach den Wünschen der Vernünftigen und Weisen. Seyd daher in euren Handlungen vernünftig, das ist, handelt nach Gründen, und nicht nach blossen Trieben, und ihr werdet glücklich seyn. Ich will euch dies noch deutlicher erklären.

Von

Von der wahren Glückseeligkeit.

Die wahre Glückseeligkeit besteht in dem Zustande eines Menschen, da alles, oder doch das mehreste von dem, was zu seinen Umständen gehört, mit seinen Neigungen und Wünschen überein stimmt. Ihr könnet das, was zur Erläuterung dieses Begriffes gehört, in einer weitläuftigern Ausführung nach lesen, die ich über diese angelegentliche Sache ehemahls im hannöverschen Magazin bekannt gemacht habe.

Schweifet ihr nun in euren Neigungen wild und unnatürlich aus; so werdet ihr in der Welt allenthalben Hindernisse derselben, folglich Ursachen zur Unzufriedenheit, antreffen. Jemand von euch könnte z. E. wünschen, eine Prinzessinn zu seyn; so würde sie gewiß in ihrem Zustande, der sie zu meiner Tochter macht, unglücklich seyn. Jemand von euch könnte begehren, täglich Freiheit zu haben, sich zu belustigen, müssig zu gehen, und zu spielen; und er würde bey dieser Neigung unfehlbar bey Arbeit, Geschäften und Fleisse sich für unglücklich halten. Was ist daher zu thun, wenn man in der Welt, die kein Tollhaus, und keine verkehrte Welt seyn sollte, glücklich seyn will? Nichts anders, als daß man sich für blinden ausschweifenden Neigungen hütet, sie durch richtige Bewegungsgründe früh-

zeitig bildet, im Zaume hält, und unter die Herrschaft des Verstandes zwinget. Hiezu habe ich euch von Kindheit an angeführet, und ihr werdet mir durch jede Handlung werther und theurer, die da bezeugt, daß bey euch Verstand und Nachdenken mehr gelten, als blinde Neigung. Denn hiedurch bestätigt ihr die angenehmen Aussichten, die ich mir von eurer künftigen Glückseeligkeit mache.

Nicht schaden, wo man nutzen könnte, ist der erste Grad der Feindschaft.

Es giebt, meine Kinder, in der Welt Menschen, die im Wohlwollen und in der Freundschaft so kaltblütig, träg und unwirksam sind, daß sie ihr Verhalten in blosse Unterlassungen einschränken, und noch dazu für träge Musse, Kälte, Ersparung aller Unbequemlichkeit, als für wirklich geleistete Wohlthaten, Dank und Erkenntlichkeit erwarten. Der hohe Beförderer glaubt viel gethan zu haben, wenn er unsere Bitte um Brodt und Versorgung nicht unfreundlich aufgenommen, und auf unser anhaltendes Flehen antwortet: **ich will ihnen nicht zuwider seyn!** Der eines Freundes Geheimnisse in Händen hat, meint sich durch geprüfte Treue um denselben verdient gemacht zu haben, wenn er an ihm kein Verräther

worden ist. Der, welchem Stärke und Muth eine Uebermacht über unsere schwächeren Kräfte giebt, sieht die blosse Verschonung, die uns in Ruhe und ausser Gefahr ließ, schon als eine uns erwiesene Wohlthat an. Dies, was die Menschen Freundschaft, Wohlwollen, Großmuth, Treue, Wohlthat nennen, ist in der That weit entfernt, so herrliche Namen zu verdienen; es ist vielmehr der erste Grad der Feindschaft.

Wir sind nach Religion und Menschenliebe verpflichtet, uns einander nach dem Vermögen, das wir besitzen, wirkliche Dienste und Hülfe zu leisten. Keinen Schaden thun, ist eine blosse Unterlassung. Wer sein Verhalten in blosse Unterlassungen einschränkt, der sündigt wider das Gebot, indem er das Verbot zu erfüllen glaubt. Jenes ist so verbindlich als dieses, und sie trennen, heißt keines von beyden erfüllen. Wer also zum Heil des Nächsten wirksam seyn konnte und sollte, und bloß unterlassungsweise verfährt, mithin alle thätige Pflichten seinem Freunde versagt; der beweiset sich offenbar als dessen Feind.

Wenn blosses Nichtschaden Gunst und Freundschaft heissen soll; so könnten wir gar leicht Gönner des ganzen menschlichen Geschlechts, ja gar der Einwohner anderer Planeten werden; und so müßten wir Stambuls Großherrn, den braven Attakullakulla, ja gar die Menschenfresser im wilden

den Theile der Welt unter unsere Gönner zählen, weil sie uns nie geschadet, uns nicht geschlachtet, gebraten noch verzehret haben. Und welches giftige Insekt, welchen Barbaren, könnten wir nicht diesen unterlassenden Gönnern und Freunden an die Seite setzen, wenn wir nur von ihrem giftigen Stiche und tödtlichen Dolch verschont geblieben sind?

Der Gönner, der uns nicht zuwider seyn wollte, und für Ersparung aller Unbequemlichkeit, für träge Musse, für vergrabene Pfunde, für falsche Politik, für Nichts, unsern Weyrauch erwartet, hätte sich für uns erklären, und seine Macht und Ansehn zu unserm Besten wirken lassen sollen. Der unsere Geheimnisse nicht verrathen hat, hat uns auch noch keinen treuen Rath ertheilet, noch sonst zu unserm Wohl beygetragen. Der uns durch seine Stärke nicht erdrücket hat, hat uns auch dadurch noch keine Lebensrettung oder Beschützung gegen andere Feinde bewiesen.

Lasset, meine Kinder, im Wohlwollen und in der Freundschaft, in diesen edelsten und göttlichsten Trieben unserer Herzen, ein warmes Blut in euren Adern wallen. Ein heisser Trieb der Dienstbegierde unterscheide euch von jenen unedlen und kalten Freunden, die in der That Feinde sind, wenn sie, wo sie nutzen könnten, bloß nicht schaden. Freundschaft und Wohlwollen

erfor-

erfordern Thaten, nicht Unterlassung allein, wenn sie nicht in leeren Worten bestehen. So, wie ich wünsche, daß ihr nie solche kaltblütige Freunde und Gönner finden möget, die ihre ganze Pflicht in blosse Unterlassungen setzen; so wünsche ich auch, daß jeder Freund bey euch ein warmes Gefühl der Pflicht und thätigen Hülfsleistung finden möge.

Es giebt einige wenige Fälle, welche durch blosse Unterlassungen geadelt, und zur Tugend und Großmuth werden. Allein ich zähle solche Fälle lieber zur Ausnahme als zur Regel. Wenn wir z. E. berechtigt sind, jemand Böses zu zufügen, welches nur bey dem Rechte zu Strafen statt findet; so können wir für eine Unterlassung Dank fordern, und sie kann Großmuth werden. Alsdann geht der Löwe vor einem Hündchen vorüber, und achtet nicht auf dessen feindseeliges und ohnmächtiges Bellen.

Von der Liebe gegen die Feinde.

Man hat sich vielfältig beschweret, daß diese der christlichen Religion eigene Pflicht zu schwer, und der menschlichen Natur zuwider sey. Allein alle Vorwürfe fallen durch eine richtige Erklärung weg.

Es giebt eine Liebe und ein Wohlwollen, die weniger auf sinnlichen Trieben, als auf dem Urtheile des Verstandes beruhen, welches wir von der Vollkommenheit, dem Werthe, und dem Verdienste des Begünstigten fällen; und eine solche Liebe ist vorzüglich und edel. In dies Fach gehöret diejenige Liebe, nach welcher man auch einem Feinde Gerechtigkeit widerfahren lässet. Eine uns bewiesene Beleidigung muß nicht alles übrige Gute an einem Menschen verdunkeln und auslöschen. Das Recht zu strafen, welches uns jemand durch erwiesenes Unrecht giebt, muß nicht alle übrige Rechte dieses Menschen bey uns aufheben. Wir müssen seine übrige Rechte respektiren. Die Beleidigung muß bey uns nur Ausnahme, die Liebe Regel seyn. Die Ausnahme findet statt; sonst wäre die edle Liebe der Feinde Widerspruch, Fehl, Schwachheit. Denn wer hat jemahls einem Menschen deswegen wohl gewollt, daß er ihm unverdiente Wehen verursacht hat?

Wenn aber der Feind nichts Liebenswürdiges, keine Vollkommenheiten, keine Verdienste besitzt? — Alsdann würden wir überhaupt und ohne von ihm uns erwiesene Beleidigungen mit Recht gleichgültig gegen ihn gewesen seyn; und wenn wir uns nur in dieser Gleichgültigkeit gegen ihn erhalten, nachdem er unser Feind geworden

worden ist; so vermeiden wir dadurch alles, was die Liebe der Feinde verbietet, und sind vermögend genug, die allgemeinen Pflichten der Menschheit gegen ihn zu erfüllen.

Man könnte denken, daß dies mit den Forderungen der heil. Schrift in Absicht auf die Liebe der Feinde nicht bestehen könne, und daß Gleichgültigkeit keine Liebe sey. Wenn Gott Liebe fordert; so setzt er auch voraus, daß Liebenswürdigkeit vorhanden sey. Wo diese Liebenswürdigkeit fehlet, da trit natürlicher Weise eine Dispensation in Ansehung dessen ein, was wir im eigentlichsten Verstande Liebe nennen. Wo Fehler vorhanden sind, da ist auch unser Widerwille gegründet. Wir dürfen also die göttlichen Forderungen, die uns zur Liebe der Feinde verbinden, nicht ohne Rücksicht auf die persönlichen Umstände und Beschaffenheit des Feindes verstehen, noch wider die Natur anwenden. Wir dürfen auch die Feindesliebe nicht nach derjenigen Liebe abmessen, die wir als einen heissen Affekt gegen Freunde und Wohlthäter empfinden. Liebe deinen Feind, heißt offenbar nur so viel: laß eine dir bewiesene Beleidigung dich nicht so verblenden, daß du an deinem Feinde das Gute, und diejenigen Rechte mißkennen solltest, die er als Mensch, als Glaubensgenosse, und in manchem andern Betrachte, an deinem Wohlwollen und an deiner Güte hat;

sey bey einem dir bewiesenen Unrechte nicht so gesinnet, daß du aus deinem Gemüthe Gnade, Verzeihung und Großmuth verbannest, ihre Wirkungen zurück haltest, und dagegen Haß, Zorn und Rache dich erfüllen, und wirken lassest!

Die heilige Schrift siehet in dem Gebote der Feindesliebe weniger auf den eigentlichen Affekt der Liebe, als auf gewisse Wirkungen, die daher zu entstehen pflegen, und insonderheit auf die Unterlassung eigener Rache und ihrer Folgen. Sie fordert mehr eine negative, als positive Liebe, wenn ich mich dieser Ausdrücke bedienen darf. Leset nur darüber Röm. 12, 19 — 21 nach. Die negative Forderung ist in dieser Stelle offenbar: **rächet euch selbst nicht**; verfahret nicht nach den Trieben des Zorns; lasset euch das euch erwiesene Böse nicht dahin bringen, Böses mit Bösem zu vergelten! Eben so offenbar liegt es am Tage, daß Paulus nicht für Beleidigungen und Unrecht einen warmen Affekt der Liebe gegen diejenigen fordere, die uns solches erwiesen haben; sondern nur die Werke, die aus einem solchen Affekt zu fliessen pflegen: **hungert deinen Feind, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn!** Dies ist genug, Friede und Ruhe in Familien und Gemeinenwesen zu erhalten, und dasjenige daraus zu verbannen, was Unordnung, Verwirrung, ja oft Umsturz und Ruin darin ver-

verursachen kann, als worauf ohne allen Zweifel der Endzweck dieser weisen Forderung gerichtet ist.

Wer sich darüber beschweren kann, daß diese Pflicht des Christenthums seiner Natur zuwider sey; der legt dadurch ein Zeugniß ab, daß seine Natur nichts tauge, und unfähig sey zu edlen Gesinnungen und Thaten.

Von der Bosheit.

Bosheit nenne ich diejenige unglückliche Gemüthsart, nach welcher ein Mensch mit kaltem Blute und Vorsatze vermögend ist, andern Böses zu beweisen, und ein Wohlgefallen an ihrem Schaden und Elende zu empfinden. Ich kenne nichts abscheulichers, als diese Gesinnung. Sie bringt die Hölle in ein menschliches Herz, wenn sie dasselbe erfüllet. Aus Schadenfreude Böses gegen jemand ausüben, sich über anderer Menschen Elend freuen, ihr Glück untergraben, gerne sehen, und davon der Urheber seyn, daß andere im Schmerz die Hände ringen, für Betrübniß seufzen, sich in Thränen baden; — dies heißt, die Menschlichkeit ausgezogen haben, und der niedrigste Abschaum derselben seyn. Und gleichwohl erlebt man in der Welt von diesen höchsten Missethaten mehr Beyspiele, als vom Mord und

Strassenraub, die, ungeachtet ihrer härtern Strafe, einen geringern Grad der Menschenfeind-
seeligkeit voraus setzen, als jene kaltblütige Bos-
heit des Gemüths. Ich glaube wirklich nicht, daß die ausgearteten Menschen, die durch Rau-
ben und Morden die größten Güter der Erde, Leben und Sicherheit zerstöhren, aus Schaden-
freude ihre Missethaten üben noch sie damit beglei-
ten. Ich stelle mir vielmehr vor, daß diese ab-
scheulichen Menschen vielmehr oft Mühe, un-
natürliche Mühe, anwenden müssen, bey ver-
gossenem Blute die Stimme des Mitleids nicht zu hören, und sich gegen die Rührungen der Erbarmung unempfindlich zu machen. Ihre schwarze Thaten flossen aus Hofnung des Gewin-
nes und Vortheils, aus ungerechtem Eigennutze, oft aus Noth und Beförderung der eigenen Lebens-
sicherheit, folglich aus minder bösen Trieben, als diejenigen empfinden, die aus Bosheit und Scha-
denfreude handeln. Diebe, Mörder und Stras-
senräuber sind also noch nicht die verabscheuungs-
würdigsten Menschen. Die Hölle hat noch schrecklichere Genossen auf Erden, an denen, die aus dem unseeligsten Triebe kalter Bosheit handeln.

Lebens = und Klugheits= Regeln.

Wenn es euch wohl gehet; so denket, daß eine Zeit kommen kann, da ihr weinen müsset. Und wenn ihr leidet; so denket, daß am Morgen Freude erfolgen kann. Es kömmt viel darauf an, daß ihr im Glücke nicht sicher, und im Unglücke nicht verzagt seyd.

Wer seinen Vorzug vor den Thieren behaupten will, der handele nicht, wie sie, aus Trieben, nach Gewohnheit und ähnlichen Fällen; sondern aus Gründen und Ueberzeugungen.

Wünschet nie, aus Liebe zeitlicher Güter, reich zu seyn. Wenn ihr darnach strebet; so habt das Vermögen, Gutes zu thun, zu eurem Endzweck. Ohne diesen Zweck haben zeitliche Güter nicht den allergeringsten Werth.

Reichthum ist bey Klugheit und Menschenliebe ein vortrefliches Gut; aber bey Geizigen, Wohllüstigen und Dummen ist er das, was die silbernen Schellen an einem Esel sind.

Nichts ist göttlicher, als Gutthat dem Nächsten beweisen. Man wird dadurch ein Nachfolger Gottes, und Gott nimmt sie zugleich als ein Opfer für sich selbst an.

Ein fleissiger Mensch ist besser als ein Reicher; denn dieser kann verlieren, jener aber erwerben.

Wer etwas beschicket, der sehe nicht darauf, wie viel er ausgerichtet, sondern wie gut er es gemacht habe. Gut und wenig, ist besser, als viel und schlecht.

Einen Alten ehre; denn du suchest selbst alt zu werden.

Haltet ihr einen Menschen für glücklich, der einem Fürsten im Schoosse sitzet; so denket: zu was für Glückseeligkeiten derjenige gelangen kann, der die angebotene Gnade des Königs aller Könige annimmt.

Nichts dämpfet den Trieb zur Sünde mehr, als die Gewißheit der Strafe. Wenn ein jeder glaubte, daß ihm dieselbe unausbleiblich widerfahren werde; so würde kein Mensch Böses thun, als der unsinnig wäre. Drücke dir daher den Begriff der göttlichen Gerechtigkeit tief ins Herz, ohne welche Gott nicht Gott ist.

Sage nicht: was geht mich der und jener an? Er ist dein Bruder. Löwen und Tieger zerfleischen nicht ihres gleichen.

Ein guter Hauswirth fragt nicht nur: was habe ich nöthig? sondern auch: was kann ich entbehren?

Wenn du betest, so bete mit Ernst. Denn du wünschest, daß dich Gott im Ernste hören möge.

Sey wahrhaftig, ohne Betheurung. Bist du das erste; so ist das letzte überflüssig.

Dein

Dein Land ernähret Raben und Sperlinge; laß es auch einen Seegen für den Armen tragen!

Ein Jüngling, der schon nach Bequemlichkeit und Ruhe seufzet, ehe er Fleiß und Arbeit zu Mitteln der Geschicklichkeit gebraucht hat, gleicht einem jungen Nestvogel, der fliegen will, ehe er Federn hat, vom Dache fällt, und verdirbt.

Sey mitleidig und barmherzig; selbst gegen Thiere. So viel höher du bist als sie; so viel stärker ist deine Pflicht, gegen sie gütig zu seyn.

Wilst du wissen, wie viel Weisheit und Gemüthsstärke du besitzest; so setze dich in Gedanken in die Stelle eines Unglücklichen, und forsche denn nach deiner Zufriedenheit, Ruhe und Pflicht.

Deine Jugend widme der Arbeit und dem Fleisse; so wird dein Alter deine Ruhe seyn.

Versäume nie ohne Noth, deinem Gotte in jeder Woche einen öffentlichen Dienst zu leisten. Wie? Wenn Gott eine Woche versäumen wollte, an dich zu denken?

Reinlichkeit ist eine glänzende Tugend. Ohne sie ist selbst Schönheit Häßlichkeit. Siehe eine Sau im Kothe, und dein Bild, du Unreinlicher!

Ordnung ist die Seele der Geschäfte. Spanne ein Pferd vor, und das andere hinter den Wagen; so siehest du das Bild eines verkehrten und unordentlichen Lebens.

Einen Vornehmern ehre. Und wenn er dich wieder ehret; so freue dich, daß es in der Welt noch gütige Menschen giebt.

Tretet zu gemeinschaftlicher Hülfe zusammen. Wenn viele ein Mann werden; so können sie mit mehr als Riesenstärke Berge versetzen.

Nichts ist heiliger als die Gerechtigkeit. Wenn Gott sichtbarlich auf Erden regierte, würde er denn nicht einem jeden Recht verschaffen? Verabscheuet daher diejenigen als die ungöttlichsten Leute, die vermögend sind, das heilige Recht zu beugen.

Mauch, Johann Friedrich,

Vermischte Abhandlungen über gemeinnützige Materien, welche die Religion, Sittenlehre, Weltweisheit und Oekonomie betreffen

Bremen 1775

Ph.pr. 808
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041265-2
VD18 14566028-001